This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

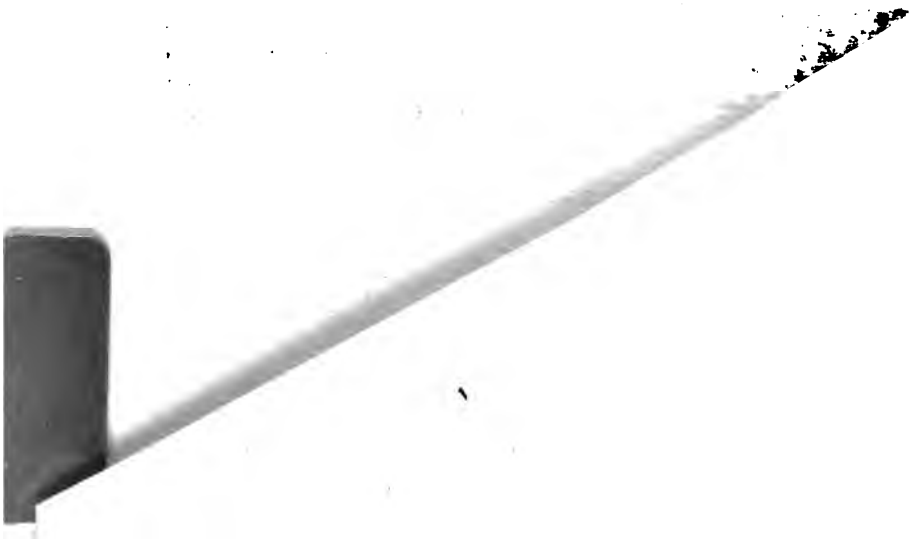
**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 877,787

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817

Heinr. Haslinde. 1890.



Heinr. Haslinde 1890.

# Neues Soldatenbuch

oder

# Die Welt in Waffen. II.

Otto Spamers

# Illustrirte Jugend- und Hausbibliothek.

Neue Folge.

# Die Welt in Waffen.

II.

Kriegswesen und Kriegführung vom Ausbruch der französischen Revolution im Jahre 1789 bis zum Jahre 1860

von

K. G. v. Berneck und E. Schnackenburg.

Mit vielen hundert Text-Abbildungen, mehreren Tonbildern u. s. w.

Nach Zeichnungen von A. Beck, Ludwig Burger, F. W. Heine, L. Lentemann, L. Scherenberg, A. Voller und andern.

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1888.

Neues Soldatenbuch II. (Titelbild). Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

# Neues Soldatenbuch.

# Die Welt in Waffen

von den

ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

II.

Kriegswesen und Kriegführung vom Ausbruch der französischen Revolution im Jahre 1789

**bis zum Jahre 1860.**

Von

**K. G. v. Berneck,**

Königl. preuß. Major und Mitglied der Obermilitärstudienkommission.

**Vierte Auflage** des „Illustrirten Soldatenbuches", neu bearbeitet

von

**E. Schnackenburg,**

Königl. preuß. Oberstleutnant a. D.

Mit 188 Text-Abbildungen, vier Buntbildern und einem Titelbilde.

**Leipzig und Berlin.**

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1888.

D
25
.B53
18--
V. 2

Sämtliche Rechte vorbehalten, insbesondere das ausschließliche Recht zur Übersetzung in die französische und englische Sprache.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

# Vorwort.

Der zweite Band der „Welt in Waffen“ hat dem ersten nicht so bald folgen können, als es erwünscht gewesen wäre. Teils forderte der reichhaltige Stoff, je näher der Gegenwart, eine steigend sorgfältigere Behandlung, teils erschlossen sich während der Arbeit neue wichtige Quellen, welche benutzt werden mußten, weil sie manches klärten, was bis jetzt zweifelhaft war; teils endlich nahm die Herstellung der Illustrationen, mit denen die Verlagshandlung auch diesen Teil im reichsten Maße ausgestattet hat, eine längere Zeit in Anspruch. In letzterer Beziehung wird es nicht unbemerkt bleiben, daß die Zeichnungen von rühmlichst bekannten Künstlern, wie A. Beck, L. Burger, W. Heine, F. Waibler und andern, nach den besten, oft schwer zu ermittelnden und nicht allgemein zugänglichen Quellen entworfen und in dem Artistischen Atelier der Verlagshandlung trefflich ausgeführt worden sind. Deshalb bringt das Buch nicht nur Bilder zur Augenlust für die Jugend, sondern wird hoffentlich auch in weiteren militärischen Kreisen, ja selbst bei Historikern von Fach und Künstlern, mit seinen Illustrationen Anerkennung finden. Anknüpfend an das Vorwort zum ersten Bande, glauben wir noch erklären zu müssen, was uns bewogen hat, den Stoff, der uns noch vorlag, nicht in einen Band zusammenzufassen, sondern so zu trennen, wie er gegenwärtig vorliegt. Auch bei der möglichsten Beschränkung, die wir uns in der Auswahl nur der wichtigsten Kriege und ihrer Darstellung hätten auferlegen können, würde der zweite Band zu einer Stärke angewachsen sein, die mit der des ersten in keinem passenden Verhältnis gestanden hätte. Auch würden wir die Anforderungen, welche mit Recht an eine Schilderung der „Welt in Waffen“ in den der Gegenwart am nächsten liegenden Zeiträumen zu stellen sind, durch eine allzukurze Bearbeitung gewiß mehrfach unbefriedigt gelassen haben. Ferner wuchs die Zahl der eingehenden Zeichnungen zu den Illustrationen in unerwarteter Weise, und es waren so treffliche darunter, daß sie nicht füglich zurückgewiesen werden konnten. In Erwägung aller dieser Gründe glauben wir das Richtige getroffen zu haben, wenn wir jetzt eine Einteilung des Werkes in drei Bänden erfolgen ließen.

Der erste Band enthält nun das Kriegswesen von den ältesten Zeiten bis zur ersten französischen Revolution. Der zweite Band die Periode der Revolutionskriege und die napoleonischen Feldzüge zur Aufrichtung einer Weltherrschaft und er geht bis zum Jahre 1860. Der letzte dritte Band enthält den uns am nächsten liegenden Zeitraum von 1861 bis zur Gegenwart.

Die überaus günstige Aufnahme, welche dem ersten Bande geworden ist, und das Bewußtsein, dem zweiten nach Kräften eine gesteigerte Sorgfalt gewidmet zu haben, läßt uns hoffen, daß sich derselbe ebenfalls viele Freunde gewinnen werde. Der dritte Band, als Schluß des „Neuen Soldatenbuches", wird so bald erscheinen, als es mit der Pflicht, dem Werke einen würdigen Abschluß zu geben, vereinbar ist.

Berlin, im September 1869.

**K. G. v. Berneck.**

# Vorwort zur vierten Auflage.

Der vorliegende zweite Band der „Welt in Waffen", die Zeit vom Ausbruch der französischen Revolution bis zum Jahre 1860 behandelnd, bedurfte in erhöhtem Maße der Umarbeitung. In bezug auf Kapitel 1 der I., Kapitel 6 der II. Abteilung, sowie, mit geringen Ausnahmen, die ganze III. und IV. Abteilung stellt er sich als eine völlige Neuarbeit vor; auch die nicht erwähnten Kapitel erfuhren mannigfache Ergänzungen und erhebliche Änderungen, unter gleichzeitiger Beschränkung des Stoffs auf einen geringer zugemessenen Raum. Daß das Seekriegswesen bei der wachsenden Bedeutung desselben eine größere Beachtung fand, wird wohl von dem Leser willkommen geheißen werden.

Wir wiederholen den Wunsch, daß die „Welt in Waffen" sich in ihrer neuen Gestalt zu den alten Freunden deren zahlreiche neue erwerben möge.

Berlin, im Dezember 1886.

**E. Schnackenburg.**

# Inhaltsverzeichnis.

(A. = Abbildung.)

## I. Abteilung. Die Revolutionskriege und die Zeit Napoleons bis zum Jahre 1812.


Seite

**1. Charakteristik der durch die Revolutionskriege bewirkten Änderungen in der Kriegskunst** . . . . . 3

Beseitigung der Werbung (4). Gefechtskolonnen und zerstreute Fechtart (4). Einteilung der Heere in Armeekorps und Divisionen (5). Ortsgefechte (5). Verpflegung der Heere durch Requisitionen (6). — Volksheere. Bedeutung des moralischen Elements im Kriege (7). Einige Worte über Krieg und ewigen Frieden (7).

**2. Zustand des französischen Heeres beim Ausbruch der Revolution. — Die Heere der Republik. — Feldzug 1792—95** . . . . . 9

Fremdenregimenter (9). Offizierkorps. Verderbnis desselben (10). Auflösung der alten Armee. Bildung der Nationalgarde (11). Untergang der Schweizergarden (A. 11). Frankreich erklärt den Krieg (12). Feldzug in der Champagne und in den Niederlanden 1792 (13, 14). Taktik der Republikaner (14). — Feldzug 1793—95 (14; A. 15). Militärische Luftschiffahrt (16; A. 17). Die levée en masse (17). Halbbrigaden und Divisionen. Carnots Organisation (18). Sieg der Österreicher in den Niederlanden (19, 20; A. 21). Krieg in der Vendee (21, 22).

**3. Napoleon Bonaparte. Der Feldzug 1796—97. Erzherzog Karl** . . . 23

Carnots Kriegsplan (23). Charakteristik Napoleons (24; A. 23). Eröffnung des Feldzugs 1796 (25). Napoleonische Proklamationen (26). General Bonaparte (A. 27). Schlacht bei Lodi. Belagerung von Mantua (28; A. 29). Feldzug des Erzherzogs Karl in Deutschland (29). Moreaus berühmter Rückzug (30; A. 31). Napoleon schlägt Wurmser in Oberitalien (30). Schlacht bei Arcole (31). Kapitulation Mantuas (33). Venedig ergibt sich den Siegern. Der neuere Bewegungskrieg (34).

**4. Napoleon in Ägypten und Syrien 1798—99. Kämpfe in der Schweiz; Suworow. Zweiter Feldzug in Italien** . . . . . 35

Expedition nach Ägypten (35). Schlacht bei den Pyramiden (36; A. 37). Seeschlacht bei Abukir (36). Kämpfe in Deutschland, Italien und der Schweiz. Suworows Zug über die Alpen (39, 40; A. 39). Napoleons Rückkehr (41). Erster Konsul. Schlacht bei Marengo (42; A. 41). Frieden von Lüneville (42).

Seite

**5. Feldzug 1805 gegen Österreich und Rußland. Feldzug 1806—7 gegen Rußland und Preußen** . . . . . 43

Napoleon Kaiser der Franzosen (43; A. 45). Die dritte Koalition (44). Verbesserungen im französischen Heerwesen (44, 46; A. 43). Feldzug 1805 (46). Kapitulation Macks bei Ulm (46). Einnahme von Wien. Seeschlacht bei Trafalgar. Die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz (47, 48; A. 47). Friede zu Preßburg (48, 49). Feldzug 1806—7 (50). Zustand des preußischen Heeres (50; A. 51). Jena und Auerstädt (52, 54; A. 55). Kapitulationen der preußischen Festungen (54, 55). Napoleon in Berlin (55). Feldzug in Preußen. Schlachten bei Eylau und Friedland. Friede zu Tilsit (56). Das Bombardement von Kopenhagen (57).

**6. Der Krieg auf der Pyrenäischen Halbinsel. Feldzug gegen Österreich 1809. Höhenstand des Kaiserreichs** . . . . . 59

Napoleon stürzt den spanischen Thron (59). Volksbewaffnung der Spanier (60; A. 59). Die Engländer in Spanien und Portugal. Wellington (60). — Einnahme von Madrid (62). Guerillakrieg (62). Feldzug gegen Österreich 1809 (63). Änderungen im österreichischen Heerwesen. Aufstand der Tiroler (63). Wien zum zweitenmal von Napoleon erobert (64). Schlachten bei Aspern und Wagram (65, 66; A. 67). Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig und seine Schwarzen (66, 68). Andreas Hofer (68). Höhenstand des französischen Kaiserreichs (68). Die englisch-deutsche Legion in Spanien (69, 70, 72; A. 69, 71). Verbesserungen im Geschützwesen (73, 74; A. 73).

---

## II. Abteilung. Die Zeit Napoleons vom Jahre 1812—1815. Befreiungskriege.

**1. Der Krieg gegen Rußland** . . . . . 75

Weltlage im Jahre 1812 (75). Die Große Armee (76; A. 77). Das russische Heerwesen (78; A. 81). Vormarsch auf Moskau (79). Schlacht bei Borodino (80). Brand von Moskau (82). Rückzug der Franzosen (84; A. 88). Übergang über die Beresina. Untergang der Großen Armee (84, 86).

**2. Preußens Lage; Rückblick auf die Zeit der Fremdherrschaft. Reorganisation der preußischen Armee nach dem Tilsiter Frieden. Die preußische Erhebung 1813** . . . . . 87

Druck der Fremdherrschaft; französische Erpressungen (87). Der Tugendbund; Schills Zug, Vorspiel der deutschen Erhebung (88; A. 89). Reorganisation des preußischen Heeres; Scharnhorst und Boyen (88, 89). Die Armee das „Volk in Waffen" (89). Das Krümpersystem (90). Yorks rettende That (90). Freiwillige Jäger und Landwehr (92).

**3. Die Befreiungskriege. Feldzug 1813** . . . . . 93

Die ersten Feindseligkeiten (93). Aufruf „An mein Volk"; Opferfreudigkeit des preußischen Volks (94). Verstärkung des preußischen Heeres; Freikorps (95). Napoleons Rüstungen (96). Die preußischen Heerführer Blücher, Gneisenau, York und Bülow (96; A. 95). Sieg bei Möckern (97). Schlacht bei Großgörschen (98). Schlacht bei Bautzen (99). Waffenstillstand; Davoust in Hamburg (99, 100). Parteigängerkrieg. Die Lützower (100). Fortsetzung des Krieges; Österreich tritt dem Bündnis gegen Napoleon bei; Kriegsplan der Verbündeten (102). Großbeeren (104; A. 103). Hagelsberg (105). Schlacht an der Katzbach (105; A. 105). Dresden und Kulm (106, 107). Theodor Körners Tod (107). Bülows Sieg bei Dennewitz (108). Parteigängerkrieg im Rücken des französischen Heeres (108, 109). York bei Wartenburg (110). Völkerschlacht bei Leipzig (112, 113, 114, 115; A. 111, 115). Rückzug der Franzosen nach dem Rheine; Schlacht bei Hanau (116).

Seite

**4. Der Feldzug 1814** . . . . . 117

Neuer Kriegsplan der Verbündeten (118). Übergang über den Rhein (119). Gefecht bei Bar sur Aube (120; A. 121). Schlacht bei Brienne und La Rothière (121; A. 123). Unglückliche Gefechte bei Champaubert, Montmirail, Etoges und Vauchamps (122). Gefecht bei Montereau; Zurückweichen der Hauptarmee (124). Blücher dringt von neuem auf Paris vor; Schlachten bei Bar sur Aube und Laon (126). Schlachten bei Arcis sur Aube und Fère Champenoise; bei Paris (128). Napoleon entsagt dem Throne; der Wiener Kongreß; Napoleons Rückkehr von Elba (130).

**5. Die „hundert Tage"; der Feldzug 1815** . . . . . 131

Neue Rüstungen (131). Charakteristik des französischen, preußischen und englischen Heeres (132). Wellington. Schlacht bei Ligny (133). Heldentod des Herzogs Friedrich Wilhelm bei Quatrebras (134; A. 135). Die Schlacht bei La Belle-Alliance oder Waterloo (135; A. 137, 139, 141). Verfolgung nach der Schlacht durch Gneisenau (141). Napoleons Sturz. Der zweite Pariser Friede (142).

**6. Rückblicke auf das napoleonische Zeitalter. Festungskrieg. Seekrieg** 143

Die neue Art der Heeresbildung (143). Generalstab; Bewaffnung der Infanterie; Änderungen im Artillerieweſen (144). Neu gestiftete Orden (145). Festungskrieg; Seekrieg (146; A. 148, 145, 147). Ein Vergleich zwischen Friedrich dem Großen und Napoleon (148).

---

## III. Abteilung. Vom zweiten Pariſer Frieden bis zur Wiederaufrichtung des franzöſiſchen Kaiſerreichs.

**1. Umgeſtaltung des Heerweſens der europäiſchen Staaten** . . . . . 149

Preußens Wehrverfaſſung von 1815—1860 (149; A. 149, 151). Die öſterreichiſche Armee (152; A. 153). Der Deutſche Bund; klägliche Kriegsverfaſſung desſelben (154; A. 155). Die ruſſiſche Armee (156). Die franzöſiſche Armee (158). Die engliſche Armee (160; A. 159, 161). Geiſt und Weſen der Offizierkorps (162). Vorzüge des preußiſchen und deutſchen Offizierkorps (163). Das Militärbildungsweſen (164). Das öſterreichiſche, ruſſiſche, franzöſiſche und engliſche Offizierkorps (165, 166).

**2. Kriegeriſche Verwickelungen in der Türkei. Der griechiſche Befreiungskrieg** . . . . . 167

Die Griechen unter der Herrſchaft des Halbmondes; Geheimbund der Hetärie (167). Erhebung der Griechen; Alexander Ypſilanti; Aufſtand in Morea (168; A. 169, 171). Seekrieg; der Hydriot Kanaris; die Philhellenen; Lord Byron (170). Markos Bozzaris und ſeine Sulioten; Belagerung und Einnahme von Miſſolunghi durch Ibrahim Paſcha; Niedermetzelung der Janitſcharen in Konſtantinopel (172). Seeſchlacht bei Navarin (A. 173). Griechenlands Unabhängigkeit wird erklärt. Krieg der Türkei gegen Ägypten 1839—40 (174).

**3. Kriege Rußlands bis zum Beginne des orientaliſchen Krieges** . . . 175

Rußland erklärt der Türkei den Krieg 1828 (175). Das türkiſche und ruſſiſche Heerweſen (176; A. 175, 177, 178, 179). Belagerung von Braila, Siliſtria und Varna (176). Feldzug des Jahres 1829. Die Ruſſen unter Diebitſch überſchreiten den Balkan (177). Friede von Adrianopel (178). Kriege Rußlands gegen Polen 1831; Urſachen des Ausbruchs der Revolution (178; A. 175). Winterfeldzug in Polen. Schlachten bei Grochow und Oſtrolenka (180, 182; A. 181). Paskiewitſch; Erſtürmung von Praga; Ende des Krieges (183). Kämpfe im Kaukaſus (183). Die Völkerſchaften des Kaukaſus; ihr Kriegsweſen (183, 184; A. 185). Planmäßiger Angriff des Kaukaſus 1816; der Muridismus (184). Schamyls Kämpfe gegen die Ruſſen (185, 186; A. 187, 188, 189, 191). Belagerung der Bergfeſte Achulgho (186).

Seite

Beendigung des Krieges durch Fürst Bariatinsky; Schamyls Gefangenschaft und Ende (188). Kriege Rußlands gegen Persien und Chiwa (190). Feldzug gegen Persien 1826—28; Paskiewitsch erstürmt Eriwan; das persische Heer. Feldzug gegen Chiwa 1839; Kriegswesen der mittelasiatischen Völkerschaften (190). Russische Militärkolonien und Kosakenposten (191).

**4. Kriege der Engländer in Asien** . . . . . 193

Die englisch-ostindische Armee in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts (193). Kriege gegen Birma 1824 und 1852 (194; A. 195). Afghanenkrieg 1838—42 (195; A. 193). Krieg mit China 1840—42; „Opiumkrieg" (196; A. 197). Eroberung von Kanton; Vernichtung der chinesischen Flotte (198). Friede von Nanking (199). Krieg mit den Sikhs (199). Krieg mit den aufständischen Sipoys und Vasallenfürsten 1857—60 (200; A. 201, 203). Ursachen des Aufstandes (200). Beginn des Aufstandes in Delhi; Nena Sahib und Tantia Topi, Führer der Rebellen (202). Ende des Aufstandes. Die jetzige englisch-ostindische Armee (204).

**5. Kriegerische Verwickelungen der Franzosen und Spanier. Kämpfe der Franzosen in Algier. Karlistenkrieg in Spanien** . . . . . 205

Die Franzosen in Spanien 1823 (205). Französische Julirevolution 1830 (206; A. 205). Barrikadenkämpfe; Belagerung von Antwerpen (206). Kriege Frankreichs in Algier (207). Ursachen der Kriegszustände in Algier bis zur Eroberung des Landes durch die Franzosen. Einnahme der Stadt Algier (208). Zuaven und Spahis. Abd el Kaders Sieg bei Makta (209). Kampfweise der Araber (210; A. 207, 209). Erstürmung von Konstantine; Abd el Kader erklärt den „heiligen Krieg" (210). Marschall Bugeaud; die Razzias (211). Schlacht bei Isly (212; A. 213). Pelissiers barbarische Kriegführung. Abd el Kader in französischer Gefangenschaft; sein Ende; Erlöschen des Aufstandes (214). Die Karlistenkriege in Spanien. Parteikämpfe im Lande (215). Ausbruch des Bürgerkriegs 1833. Karlisten und Christinos (216). Führer der Karlisten: Don Karlos, Zumala Carregui, Cabrera (218; A. 215, 217). Eigentümlichkeiten dieser Kämpfe (218). Espartero; Ende des Krieges 1839 (220; A. 219).

**6. Kriegerische Verwickelungen in Italien und Ungarn 1848—49** . . . 221

Zustände in Italien (221). Geheimbund der Karbonari (222). Österreichische Feldzüge in Italien 1848 und 1849. Die piemontesische Armee (222). Die österreichische Armee (223). Radetzky (224; A. 225). Aufstand in Mailand (225). Kriegstheater in Norditalien. König Karl Albert überschreitet den Mincio (226). Gefecht bei St. Lucia (227). Schlacht bei Vicenza (228). Schlacht bei Custozza. Garibaldis Freischaren. Das Festungsviereck (229). Waffenstillstand. Wiederausbruch der Feindseligkeiten 1849 (230). Sieg bei Mortara (231, 232; A. 231). Schlacht von Novara (234; A. 233). Karl Albert entsagt der Krone (235). Belagerung von Venedig (236; A. 237). Die Franzosen erstürmen Rom. Ende der italienischen Bewegung (238). Der Krieg Österreichs gegen Ungarn. Aufstand der Ungarn; die ungarische Nationalarmee (239; A. 239). Der Nationalkrieg im Jahre 1848 (240). Die Führer des Aufstandes: Görgey, Kossuth, Bem (241). Die Österreicher unter Windischgrätz und Jellachich. Sieg bei Kapolna (242). Belagerung von Komorn, Einnahme von Ofen (243). Rußland greift in den Krieg ein; Verzweiflungskampf der Ungarn (244). Haynau Oberbefehlshaber (245). Schlacht bei Temeswar; Kapitulation der Ungarn bei Villagos und Ende des Krieges (246).

**7. Revolutionäre Erhebungen in Deutschland. Krieg in Schleswig-Holstein 1848—50. Aufstand in Baden** . . . . . 247

Die Pariser Februarrevolution (247). Aufstand in Berlin 18. März 1848 (248; A. 249). Aufstände in Frankfurt a. M., Prag, Wien (250; A. 247). Die Bürgerwehr (251). Aufruhr in Posen (252). Polnische Insurgenten; Mieroslawski (253). Aufstand in Dresden (254; A. 253). Krieg gegen Dänemark 1848—50. Ursachen des Krieges (255). Bildung einer schleswig-holsteinischen Armee. Der Deutsche Bund erklärt den Krieg (255). Die dänische Armee. Erstürmung der Danewerke (256). General Wrangel (A. 257). Eigentümliche Terrainverhältnisse in Schleswig-Holstein. Von der Tanns Freikorps. Waffenstillstand zu Malmö (258). Feldzug gegen Dänemark 1849 (259). Seesieg bei Eckernförde (260; A. 261). Erstürmung der Düppeler Schanzen (261; A. 263). Schlacht bei Fridericia; Waffenstillstand; der Deutsche Bund überläßt die Schleswig-Holsteiner ihrem Schicksal (262). Feldzug gegen Dänemark 1850

Seite

(262). General von Willisen. Schlacht bei Idstedt. Ende des Krieges (264). Feldzug in der Rheinpfalz und in Baden 1849. Aufstand in der Rheinpfalz (265; A. 265). Militärrevolte in Baden (266). Preußens Eingreifen. Der Prinz von Preußen schlägt den Aufstand nieder (267, 268; A. 267). Die Leistungen der Armeen in dem Revolutionsjahre 1848—49 (268).

---

## IV. Abteilung. Von der Wiedererrichtung des französischen Kaiserreichs bis zur Reorganisation des preußischen Heeres 1860.

**Einleitung** . . . . . 269

Politische und militärische Folgen der Wiedererrichtung des französischen Kaiserreichs (269).

**1. Die Entwickelung des Bewaffnungswesens** . . . . . 271

Rückblick auf die Handfeuerwaffen des vorigen Jahrhunderts. Steinschloßgewehr (271). Erfindung des Perkussionsschlosses. Gezogene Waffen (272). Gewehrkartätsche und Gewehrraketen. Das Zündnadelgewehr (274). Verbesserungen im Artilleriewesen. Blocklafetten (276). Shrapnels; Zeitzünder; Napoleons III. Granatkanone (277). Gezogene Geschütze; Armstrong, la Hitte (278). Preußische gezogene Gußstahlfeldgeschütze mit Hinterladung (279; A. 279, 280, 281). Raketen, Kartätschgeschütze (Mitrailleusen) älterer Art (282); Orgelgeschütze und Espignolen (284). Fortschritte der Belagerungs- und Festungsartillerie. Bombenkanone; schwere Mörser (284). Schwere gezogene Geschütze; Schießbaumwolle. Zündnadelkarabiner der Kavallerie. Revolver (A. 285). Haubajonett der Infanterie (286).

**2. Änderungen in der Festungsbaukunst. Sonstige militär-technische Veränderungen. Eisenbahnen und Telegraphen in ihrer Bedeutung für die Kriegführung** . . . . . 287

Verbesserungen und Änderungen der Vaubanschen Befestigungsmanier. Maximilianische Türme; Lagerfestungen (287). Neue preußische Befestigungsmanier (288). Befestigung von Antwerpen. Küstenbefestigungen (289). Erhöhte Bedeutung der Feldbefestigung. Schützengräben. Minenkrieg. Veränderungen in der Kunst des Brückenschlagens (290). Änderungen in der Uniformierung. Sanitätsdienst. Genfer Konvention (291; A. 293). Eisenbahnen und Telegraphen im Kriegsdienste (292). Eisenbahntruppen (293; A. 294).

**3. Einiges über das Seekriegswesen der Neuzeit. Die deutsche Flotte** . 297

Anfänge einer deutschen Flotte (297). Veränderungen in der Schiffbaukunst (298). Dampfschiffe. Erfindung der Schraube. Panzerung der Schiffe (299). Panzerfregatten (A. 297). Kasemattschiffe; Turmschiffe (300; A. 301, 302). Popowka (302; A. 303, 304). Veränderungen in der Schiffsartillerie (302). Torpedos und Seeminen (303; A. 305). Torpedoboote (305). Deutsche Kriegsflotte. Jetzige Stärke derselben (306; A. 296, 297, 301, 302, 305, 308). Wilhelmshaven (A. 307).

**4. Der orientalische oder Krimkrieg 1853—56** . . . . . 309

Ursachen des Krieges (309). Das Heerwesen der Türken (310; A. 311, 317). Das russische Heer (312; A. 313, 315). Beginn des Krieges an der Donau. Vernichtung der türkischen Flotte in Sinope (315). Kriegserklärung Frankreichs und Englands. Belagerung von Silistria (317). Die französische Armee (318). Die englische Armee (319). Die Expedition nach der Krim (319). Das Kriegstheater (320; A. 309, 321). Schlacht an der Alma (320; A. 323). Marsch nach Sebastopol (323). Die Festung Sebastopol (324; A. 309, 321, 325). Belagerung von Sebastopol (324). Schlacht bei Inkerman (327). Der Winter vor Sebastopol (328). Tod des Kaisers Nikolaus (329). Sturm auf den Malakow (330). Schlacht an der Tschernaja (331). Erstürmung des Malakow (332; A. 333). Fall von Sebastopol (334). Krieg in Asien und in der Ostsee (337; A. 335). Ende des Krieges (338).

Seite

**5. Der italienische Feldzug des Jahres 1859** . . . . . 339

Weltlage im Jahre 1859 (339). Veranlassung zum Kriege. Orsinis Attentat (340). Eröffnung der Feindseligkeiten. Die österreichischen Heerführer (341). Gefecht bei Montebello (343). Gefecht bei Palestro (344; A. 345). Schlacht von Magenta (347). Schlacht von Solferino (352; A. 353). Waffenstillstand und Friede zu Villafranca (355). Rückblick auf die beiderseitigen Heere. Napoleon auf dem Höhepunkte seiner Macht (356).

**6. Krieg der Engländer und Franzosen mit China 1856—60. Die Spanier in Marokko** . . . . . 357

Ursachen des Krieges (357). Bombardement von Kanton (358; A. 359). Einnahme der Takuforts an der Peihomündung (360; A. 357, 361). Schlacht bei Palikao (362). Einnahme von Peking (363). Ende des Krieges. Aufstand der Taipings (364). Die Spanier in Marokko (364). Das spanische Heerwesen (365; A. 363, 365). Kriegserklärung Spaniens (365). Das marokkanische Heer (366). Vormarsch auf Tetuan (368; A. 367). Schlacht bei Tetuan (371). Einnahme von Tanger (372; A. 371). Bedeutung der marokkanischen Expedition für Spanien (372).

**7. Die Reorganisation des preußischen Heeres im Jahre 1860. Einiges über Mobilmachung und Kriegsformation. Schlußbetrachtungen** . . . 373

Rückblick auf die militärische Lage Deutschlands seit dem zweiten Pariser Frieden (373). Bestimmende Gründe für die Reorganisation des Heeres (375; A. 373). Die preußische Feldarmee bis zum Jahre 1859 (376; A. 375, 377, 379, 381). Die Hauptgrundsätze der Reorganisation (379). Stärke der preußischen Feldarmee 1866 (381). Grundbegriffe über Mobilmachung und Kriegsformation (382). Wirksamkeit und Verbindung der drei Waffen im Gefecht (383). Schlußwort (384).

---

## Die hierzu gehörenden Bunt- und Tonbilder sind einzuheften:

Porträtgruppe: Napoleon, Erzherzog Karl, Suworow, Blücher, Wellington, Nelson, Radetzky . . . . . Titelbild
Plan zur Schlacht bei Leipzig . . . . . Seite 112
Die französische Armee . . . . . „ 205
Die preußische Armee . . . . . „ 309
Die englische Armee . . . . . „ 326
Die italienische Armee . . . . . „ 348

# Zweiter Band.

## Kriegswesen und Kriegführung

### von der französischen Revolution im Jahre 1789 bis zum Jahre 1860.

# I. Abteilung.

# Die Revolutionskriege und die Zeit Napoleons bis zum Jahre 1812.

Der Kampf bei der Kirche St. Roch. Zeichnung von F. Lix.

## 1. Charakteristik der durch die Revolutionskriege bewirkten Änderungen in der Kriegskunst.

Kaum drei Jahre waren verflossen, seitdem Preußens Großer König zur ewigen Ruhe eingegangen war, als jene große, welterschütternde Bewegung eintrat, welche bestimmt war, die alte Staatenordnung Europas völlig umzuwandeln und Frankreich fast für die Dauer eines Menschenalters zum herrschenden Staate zu machen. Ohne hier näher auf das Weltereignis der französischen Revolution einzugehen, sei an dieser Stelle nur bemerkt, daß auch die Kriegskunst infolge derselben eine andre Gestalt annahm. Die großen Veränderungen, welche jene am Ende des 18. Jahrhunderts erfahren hat, sind ursprünglich

nicht, wie früher, durch den Geist und Willen einzelner Fürsten und Feldherren bewirkt, sondern durch die zwingende Macht der Verhältnisse geboten worden. Sie gingen von Frankreich aus, dort sind die Ursachen ihrer Entstehung nachzuweisen; die andern Mächte Europas nahmen sie nur allmählich an. Einer der genialsten Feldherren aller Zeiten, Napoleon, ist es freilich, welcher die Entwickelung der Kriegskunst sodann in mächtiger Weise gefördert und derselben zum Teil neue Bahnen gewiesen hat; auf seinen Schultern ruht vornehmlich die Strategie oder Feldherrenkunst der neueren und neuesten Zeit.

In der Organisation werden die Heere, mit alleiniger Ausnahme des englischen, im Laufe und gegen Ende dieser Periode nicht mehr durch Werbung ergänzt, sondern durch Aushebung im eignen Lande. Das alte, kunstvolle System der Lineartaktik mit ihrer durch dieselbe bedingten eisernen Dressur wird über den Haufen geworfen, neue taktische Formen treten in den Vordergrund. Die „zerstreute Fechtart“ der Infanterie oder das Tirailleurgefecht, welches sich bereits in dem Kriege der Nordamerikaner gegen die steif gedrillten englischen Bataillone glänzend bewährt hatte, wird von allen europäischen Heeren, zunächst wieder dem französischen, angenommen; es wird in Verbindung gebracht mit einer Form der geschlossenen Ordnung, welche seit Vervollkommnung der Feuerwaffen ihren Wert als Gefechtsformation fast gänzlich eingebüßt hatte, nämlich der Kolonne. Durch die Verbindung der Kolonne mit den sie auf beiden Flügeln begleitenden, ihr den Weg bereitenden, ihre Erfolge ausnutzenden Schützenlinien kommt der Angriff mit der blanken Waffe, dem Bajonett, wieder zu neuer Geltung. Beweglichkeit ist das Element dieser handlichen, leicht zu lenkenden taktischen Körper, welche die Erinnerungen an die römischen Manipel und Kohorten wieder wach rufen. Die Fechtweise besteht darin, daß der Feind mit dichten Schützenschwärmen in Front und Flanken gefaßt, mit Feuer auf nahe Entfernungen überschüttet und, wenn seine gelichteten Reihen zu wanken anfingen, durch die bereit gehaltenen Bataillonskolonnen angefallen und zersprengt wurde. Da die auf eigne Thätigkeit angewiesenen Schützen naturgemäß Deckung im Terrain suchten (auch um sich geschickt an den Feind heran zu schleichen) und die Kolonnen sich vermöge ihrer geringeren Breite und größeren Beweglichkeit besser dem Terrain anschmiegen konnten, so war man nicht mehr genötigt, vorzugsweise die Ebenen als Schlachtfelder auszusuchen; man schlägt sich seitdem in jedem Terrain, welches dem menschlichen Fuße überhaupt zugänglich ist. Der Bürgerkrieg in der Vendée bewies sehr bald, daß die Franzosen gerade für diese Kampfesweise wie geschaffen sind. Die Kavallerie, welche ihrer Natur nach vorzugsweise in ebenem Terrain gebraucht werden kann, verlor infolgedessen viel von ihrer Bedeutung als schlachtenentscheidende Waffe; nur in Ausnahmefällen gebührt ihr dieselbe noch. Die Artillerie gewann durch Erleichterung ihres Materials und allgemeine Einführung reitender Batterien erheblich an Wert für den Angriff. Vorzüglich in diesem Sinne wußte sie Napoleon zu gebrauchen, denn er war selbst aus ihren Reihen zu seiner Feldherrengröße emporgestiegen. Die Vereinigung der Batterien in größere Verbände, das glänzend durchgeführte Prinzip der Massenwirkung gegen den entscheidenden

Punkt verschafften der Artillerie einen großen Anteil an den Erfolgen der französischen Waffen.

Auch die Einteilung der Heere zur Schlacht wird eine andre. Bisher stand die ganze Infanterie in zwei Treffen, welche in der Regel nur 300 Schritt voneinander entfernt waren und Frontveränderungen kaum machen konnten, auf den Flügeln stand die Kavallerie, vor der Front die Artillerie. Nur durch die strengste Disziplin und langjährige Exerziergewohnheit war es möglich, diese ungelenkigen, dünnen Linien in gut gangbarem Terrain geordnet zu bewegen. Wurde diese Linie in der Flanke umfaßt, dann wurde sie meist aufgerollt und geschlagen. Die Überflügelung des Gegners war demnach Hauptaugenmerk des Feldherrn. Eine wirksame Unterstützung der drei Waffengattungen untereinander fand meist nicht statt. Dies wurde nun anders. Die Heere teilen sich jetzt in Armeekorps, deren jedes eine kleine Armee für sich, bestehend aus Infanterie, Kavallerie und Artillerie, bildet; die Armeekorps ebenso wieder in Divisionen; diese endlich in Brigaden aus einer Waffengattung. Zur besonderen Verfügung des Feldherrn für wichtige Augenblicke im Gefecht bleibt dann noch eine besondere starke Reserve an Kavallerie und Artillerie, welche da Verwendung findet, wo es das Bedürfnis des Kampfes erfordert. Die Schlachten gliedern sich in Teilgefechte, bei denen es sich um die Behauptung und Eroberung besonders wichtiger Stützpunkte, wie Höhen, Wälder, besonders Dörfer handelt; man nennt sie insgesamt Ortsgefechte, welche zur Zeit der Lineartaktik möglichst gemieden wurden. Die Streitkräfte werden nicht mehr, wie früher, gleichzeitig, sondern dem Gange des Gefechts entsprechend allmählich verwendet und dem entsprechend in Vortruppen (Avantgarde), bestimmt für die Einleitung des Kampfes, Gros, für die Durchführung desselben, und Reserve, für die Entscheidung, oder aber Verfolgung, beziehungsweise Deckung des Rückzugs, gegliedert. Das Gefechtsfeuer brennt allmählich nieder; während die Schlachten des Siebenjährigen Krieges meist in wenigen Stunden (die von Roßbach in zwei Stunden) entschieden wurden, dauern dieselben jetzt meist vom Morgengrauen bis in die sinkende Nacht; selbst tagelang wird auf demselben Schlachtfelde erbittert gekämpft, wie wir an entsprechender Stelle sehen werden. Der sogenannte Sicherheits- und Kundschaftsdienst macht erhebliche Fortschritte. Ersterer, der Dienst der Vorposten und Patrouillen, wurde so ausgebildet, daß er den ruhenden Truppen wirklichen Schutz gegen unvorhergesehene Angriffe des Feindes gewährte und sie in den Stand setzte, sich rechtzeitig zum Gefecht bereit zu machen. Letzterer, die Aufklärung über den Feind und seine Absichten, wurde in großem Maßstabe von der zahlreichen Kavallerie betrieben.

Der alte, auf das Wesen des Krieges begründete Grundsatz, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, kommt wieder zur vollen Geltung. Die früheren Soldheere hatten nicht gewagt, ihre Truppen vor dem Feinde dadurch der fortwährenden Beaufsichtigung zu entziehen, daß dieselben in Ortschaften untergebracht wurden. Man lagerte deshalb meist unter Zelten und verpflegte die Truppen aus Magazinen, zu welchem Zwecke man eines ungeheuren Trosses von Fahrzeugen bedurfte. Dies änderte sich. Man quartierte von nun ab die

Truppen, wo irgend möglich, in den Ortschaften ein und lebte zunächst von den Lebensmitteln, welche sich auf dem Kriegsschauplatze vorfanden. Die Herbeischaffung der Lebensmittel auf diese Art geschieht mittels sogenannter Requisitionen, unter Beihilfe der Ortsbehörden, erforderlichen Falls auch ohne dieselben. Auf die ehemalige Magazinverpflegung mit ihrem unbehilflichen Apparat an Proviantfuhrwerken wurde und wird nur dann zurückgegriffen, wenn es nicht möglich ist, die Truppen aus dem Landstriche, in dem man Krieg führt, zu ernähren. — Die Zeltlager sind ganz abgeschafft; an ihre Stelle sind, wenn die Kriegslage einen hohen Grad der Gefechtsbereitschaft erfordert, die Freilager oder Biwaks getreten. Man macht von ihnen so spärlich wie möglich Gebrauch, da die Truppen, namentlich bei schlechter Witterung, sehr durch dieselben an ihrer Gesundheit geschädigt werden.

Jedenfalls gewinnen durch das Mittel der Requisitionen und Biwaks die Operationen gewaltig an Schnelligkeit; die Kriegführung wird unabhängiger, da gleichzeitig der ehemals ungeheure Troß auf das denkbar geringste Maß verringert werden kann.

Die ganze Kriegführung hat einen andern Charakter angenommen. Die Heeresmassen wachsen in einer früher nie gekannten Weise. Während das Heer, mit welchem Friedrich bei Leuthen seinen schönsten Sieg errang, kaum 30000 Mann zählte, also die Stärke eines jetzigen Armeekorps, stehen sich von nun ab meistens Heere von 100000, ja bis zu 200000 Mann gegenüber. Die Feldzugspläne dieser Periode sind nach einem großartigeren Maßstabe angelegt; man denke an Napoleons Züge nach Italien über die schneebedeckten Alpen, bis vor die Thore von Wien, Berlin, Neapel, Moskau, Madrid und Lissabon, ja bis in die Sandwüsten Ägyptens und Syriens führte er seine schlachten- und siegesgewohnten Krieger. — Winterquartiere, welche noch im Siebenjährigen Kriege zur Regel gehörten, kennt man nicht mehr. Man nahm allgemein den Grundsatz an, jeden Sieg mittels planmäßig angeordneter Verfolgung des Feindes gründlich auszunutzen. Ohne Rücksicht auf Witterung und Jahreszeit wird die rauhe Kriegsarbeit bis zum Ende durchgeführt; auf Vernichtung des Gegners sind die Schlachten und Feldzugspläne angelegt. — Nachdem die jungen Heere der französischen Republik in den ersten Kriegsjahren sich ohne erhebliche Nachteile — dank der energielosen und pedantischen Kriegführung ihrer Gegner — an den Kampf gewöhnt und in ihrer Disziplin einigermaßen befestigt hatten, mußte die Naturtaktik dieser Massen die alten Formen mit leichter Mühe über den Haufen werfen. Die berühmtesten Heere der europäischen Mächte erlagen der neuen Fechtweise, welche durch das Genie Napoleons I. auf Grund einer geregelten Heeresverfassung und Ausbildung zur Vollendung und zum Höhepunkte der Erfolge geführt wurde. — Nachdem die europäischen Nationen ihre stolzen Linien vor dem Ansturm der französischen Volksheere mit ihrer neuen Taktik, unter der Führung energischer, junger, durch hervorragendes Verdienst in schwerer Zeit emporgekommener Generale, in Trümmer fallen sahen, erkannten sie, daß diese Taktik nur durch sich selbst zu besiegen sei; und da außerdem das siegesberauschte Frankreich Freiheit und Recht aller Nationen und Fürsten in brutalster Weise unter die

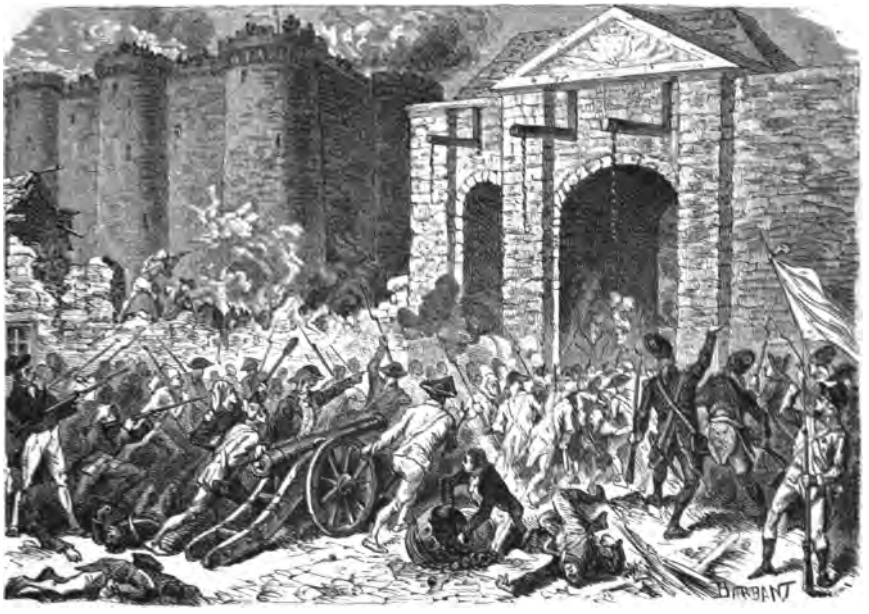
Füße trat, so rafften sie sich auf zur Verteidigung ihrer nationalen Unabhängigkeit, riefen alle wehrfähige Mannschaft auf und organisierten sie zu Volksheeren, mit denen nach langen, erbitterten Kämpfen der gemeinsame Feind, Napoleon, dieser Vorkämpfer, aber auch Besieger der Revolution, zu Boden geschmettert wurde. Vor allem war es Preußen, welches nach tiefer Niederlage in schwerer Zeit, unerhörter Erniedrigung, mit Überwindung der größten Schwierigkeiten, durch unausgesetzte Arbeit und durch die größte Opferfreudigkeit des Volkes es verstand, sein Heer derartig neu zu schaffen, daß dasselbe zum Vorkämpfer des geeinigten Europas werden und diesen Platz bis zur gänzlichen Niederwerfung des französischen Machthabers behaupten konnte.

Aus den Thaten der Kämpfer der Befreiungskriege möge das lebende Geschlecht lernen, wie ein Staat in Treue, Tapferkeit und Gehorsam seines Kriegsheeres die sichersten Bürgschaften seines Bestehens findet, wie nur die Eigenschaften der Zucht, der Entschlossenheit und Gottesfurcht, die vor allem im Heere leben müssen, Thron und Staat erhalten können. Nicht sowohl die Zahl der Truppen ist es, sondern ihre kriegerische Tüchtigkeit, ihr feuriger Mut, ihre Vaterlandsliebe, ihre Hingebung, welche den Sieg an die Fahnen fesseln werden. Mögen wir es nie vergessen, was die Väter und Vorfahren gethan, wie sie gekämpft und geblutet haben, ihnen zum Gedächtnis und den Lebenden zur Nacheiferung. Was bleibt denn von einem Volke übrig, wenn es das Gedächtnis an seine kriegerischen Ehren und an seine heldenmütige Vergangenheit verliert, wenn in ihm nicht die Erinnerung an die Waffenthaten, durch die es sich zu Macht und Ansehen heraufkämpfte, gleich einer unauslöschlichen Leuchte fortglüht?!

Dieses Gefühl in den Herzen unsrer Leser rege zu erhalten, ist eine der Hauptaufgaben, welche sich diese bescheidenen Blätter, die sich „Die Welt in Waffen“ nennen, vor allem gestellt haben. Demnächst wollen sie zeigen, wie sich die neuen Elemente im Kriegswesen fort entwickelt, welche Formen sie da und dort angenommen haben, endlich welches die über Sieg oder Niederlage entscheidenden Faktoren auf den zahlreichen Schlachtfeldern der Alten und der Neuen Welt gewesen sind.

Vergessen wir nicht, daß ohne geschultes Heer ein Staat gar nicht leben kann. Wer vom ewigen Frieden träumt, verlangt das Unausführbare, denn niemals wird der Krieg von der Erde verschwinden; die Staaten sind nicht ein festes, fertiges, sondern ein ewig sich erneuendes Gebilde, die Nationen wohnen nicht abgeschlossen nebeneinander, sondern in buntem Gemenge. Unaufhaltsam baut und zerstört die Geschichte; aus den Trümmern der alten Welt wächst eine neue empor, und der Übergang von der einen zur andern bedeutet Krieg, wiederum Krieg. Wer dies ewige Werden des Menschengeschlechts anerkennt, der wird sich auch von der den Menschenfreund vielleicht betrübenden, doch unabänderlichen Notwendigkeit des Krieges überzeugen müssen. Darum darf ein Volk, welches seine Unabhängigkeit liebt, den Kriegsgedanken nie einschläfern lassen; denn die Wehrkraft ist die Vorbedingung für das Dasein eines jeden Staates! Daß die Erinnerung an diese unbestreitbare Wahrheit nie aus dem Herzen unsres Volkes schwinde, dazu möchte Schreiber dieser Zeilen mit seinen ganzen Kräften auch ein Scherflein beigetragen haben.

Uniformen der französischen Armee aus der Zeit Ludwigs XVI. Zeichnung von F. W. Heine.



Erstürmung der Bastille in Paris. Zeichnung von F. Lix.

## 2. Zustand des französischen Heeres beim Ausbruch der Revolution. — Die Heere der Republik. — Feldzug 1792—95.

Vor der Revolution war das französische Heer äußerlich, doch nicht dem Geiste nach, dem Muster des preußischen nachgebildet. Es zählte 114 Infanterie-, 83 Kavallerie-, 7 Artillerieregimenter. Von dieser Zahl, in Summa in der Kopfstärke von 164000, waren mehr als ein Viertel, nämlich 43 Regimenter mit 44000 Mann, landsmannschaftlich abgeschlossene Fremdenregimenter, nämlich 19 deutsche, 10 Schweizer, 2 italienische, 9 irische und 3 ungarische. Von ihnen waren es die durch ihre musterhafte Disziplin vor den Franzosen besonders hervorragenden Deutschen und Schweizer, welche in den folgenden Stürmen der Revolution am längsten die Treue bewahrten und sie zum Teil mit ihrem Leben bezahlen sollten. Ihre letzte Organisation erhielt die altfranzösische Armee durch den Kriegsminister St. Germain. Als die Revolution ausbrach, befand sich die Armee in der traurigsten Verfassung. Alle Zweige der Militärverwaltung waren in Unordnung, der Habgier und dem Eigennutz zugänglich; strenge Strafgesetze, wie die mit schrankenloser Willkür verhängten Disziplinarstrafen vermochten die militärische Zucht nicht

zu erhalten, weil das Ehrgefühl der Soldaten, überhaupt das moralische Element, nirgends geweckt wurde. Das war die Schuld des Offizierkorps, welches weder Liebe noch Achtung besaß. Fast alle Stellen vom Kapitän aufwärts waren käuflich; als einzige Anforderung an die Offizieraspiranten verlangte man ein Alter von 16 Jahren und den Nachweis des Adels durch vier Generationen! Der Landadel brachte es selten weiter als bis zum Kapitän und mußte fast allein den Dienst thun; der Hofadel ging schnell durch die unteren Grade oder übersprang sie und füllte alle Stellen vom Stabsoffizier aufwärts; die hohe Aristokratie begann ihre militärische Laufbahn meist gleich mit dem Regimentskommandeur; die Zahl der Generale stand zur Heeresstärke in wahrhaft lächerlichem Gegensatze: 1789 gab es deren 1171. Fast alle höheren Offiziere lebten nur ihrem Vergnügen und ließen sich selten bei ihren Truppen sehen. — Es bewährte sich einmal wieder an dem altfranzösischen Heere die alte Wahrheit, daß der Geist eines Offizierkorps jederzeit den der ganzen Armee bestimmt. Wie kann eine Armee seine kriegerische Treue und Tüchtigkeit bewahren, wenn ein verderbtes Offizierkorps an seiner Spitze steht?!

Die revolutionäre Partei benutzte diese Zustände, um die Soldaten mißvergnügt zu machen, dann in politische Umtriebe zu verwickeln und endlich zur Empörung zu drängen. Am Bastillesturm, 14. Juli 1789, beteiligten sich bereits die Fußgarden (Gardes françaises). Die Garde du Korps, dem Volke verhaßt, mußte im Oktober aufgelöst werden. Die treuen Schweizergarden aber wurden 1792 bei Verteidigung der Tuilerien vernichtet. In den Provinzen nahm die Zuchtlosigkeit der Truppen in einer Weise zu, welche selbst die Nationalversammlung erschreckte. Die Verkündigung der „allgemeinen Menschenrechte" wurde von den politisierenden Soldaten nach Belieben gedeutet; die Offiziere wagten nicht mehr, zu befehlen und zu strafen, sie suchten durch Bitten und Zureden wenigstens grobe Exzesse zu verhüten; dies untergrub natürlich ihr Ansehen nur noch mehr. Einzelne Regimenter fingen an, mißliebigen Obersten die Fahnen und Kassen wegzunehmen und — auf das Rathaus zu bringen! Im Sommer 1790 begannen die Vertreibungen der Offiziere, an welche sich bald Plünderung der Kassen und Gelderpressungen schlossen. Eine furchtbare Meuterei, welche im August zu Nancy ausbrach, mußte endlich mit Strenge unterdrückt werden. Mit der neuen Verfassung 1791 wurde auch die Reorganisation der Armee beschlossen; die Forderung aber, daß alle Offiziere schwören sollten, nur den Befehlen der Nationalversammlung zu gehorchen, der mißlungene Fluchtversuch des Königs und das Beispiel des Marschalls Bouillé (welcher denselben begünstigt hatte und darum außer Landes gegangen war) veranlaßte eine große Zahl von Generalen und Offizieren, die Armee zu verlassen und über die Grenze zu gehen. Man ließ die Hälfte der vakanten Stellen den Unteroffizieren, die andre Hälfte sollte mit geeigneten Bürgern besetzt werden. Bis zum Oktober war die Zahl der entflohenen Offiziere auf 1932 gestiegen.

Die Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit dem Könige von Preußen zu Pillnitz im August 1791, bei welcher eine Unterstützung Ludwigs XVI. verabredet wurde, bewog die französische Gesetzgebende Versammlung zu Kriegsrüstungen.

In Paris war schon 1789 durch Lafayette eine Nationalgarde gebildet worden, welche Uniformen nach den Stadtfarben von Paris, Blau mit Rot, erhielt und die königliche Farbe, Weiß, als Rabatten (Brustaufschläge) damit vereinigte.

Kampf und Untergang der Schweizergarden (1792). Zeichnung von A. Beck.

Diese Farben (tricolore) wurden nach Abschaffung des Königtums als die Nationalfarben angenommen. Im Jahre 1790 war die Nationalgarde in ganz Frankreich eingeführt, in Bataillone geteilt, auch mit leichten Geschützen, wie die Linieninfanterie, versehen worden. Der innere Zustand der Armee hatte sich aber nicht gebessert: dem Kriegsminister wurde sogar die Befugnis genommen, ein Dienstreglement ohne Genehmigung der Gesetzgebenden Versammlung zu erlassen; ja die Frage wurde erörtert, ob Regimentsbefehle über den inneren

Dienst Gesetzeskraft hätten und von den Soldaten befolgt zu werden brauchten. Mit einer solchen Armee, in welcher alle Bande der Zucht und Ordnung gelöst waren, sollte Krieg gegen die besten Militärmächte Europas geführt werden. In der That ein Wagestück!

Am 20. April 1792 erklärte Ludwig XVI., von der Gesetzgebenden Versammlung dazu gedrängt, den Krieg an Kaiser Franz. An der Grenze von der Nordsee bis zur Schweiz waren drei Heere aufgestellt, unter Rochambeau, Lafayette und Luckner: die beiden ersteren hatten schon in Amerika, der letztere als Parteigänger im Siebenjährigen Kriege gefochten. Ein Angriff auf die österreichischen Niederlande eröffnete den Feldzug; er fand die Österreicher unter dem Herzoge von Sachsen-Teschen unvorbereitet, sie waren nicht einmal konzentriert. Doch genügte ein entschlossenes Vorgehen derselben, um das ganze Unternehmen zu vereiteln. Es war kein Wunder, daß die französische Armee bei den herrschenden Zuständen sich erbärmlich zeigte. Birons Korps, nachdem es ein vom Feinde gar nicht besetztes Dorf, durch welches nur eine österreichische Ulanenpatrouille geritten war, beschossen hatte, löste sich in schimpfliche Flucht auf beim Erscheinen einer schwachen Abteilung Infanterie. Ein andres Detachement floh bei den ersten Kanonenschüssen, schrie Verrat, mißhandelte seinen General und hing in Lille den Adjutanten mit mehreren andern Offizieren an den Laternen auf. Wer hätte damals geahnt, daß binnen zwanzig Jahren Frankreichs Heere das europäische Festland von den blühenden Gefilden Andalusiens bis zur alten Zarenstadt Moskau siegreich überziehen würden!

Auch Preußen ergriff nun die Waffen gegen Frankreich. Bei Koblenz sammelte sich die Hauptarmee, deren Befehl dem Herzoge von Braunschweig anvertraut wurde. (Dieser erließ jenes berüchtigte Manifest, das Machwerk eines erbitterten Emigranten, des Marquis Limon, der sein Volk besser hätte kennen sollen! Öl goß er damit ins Feuer. Das Schriftstück gab durch seine übermütigen und maßlosen Drohungen berechtigten Anlaß, die Gemüter zu erhitzen. Wenn dieses Manifest wenigstens die rasche That gefolgt wäre! Doch nichts von alledem.) Sieben Marschtage bedurfte er, um von Koblenz bis Trier zu kommen, hier hielt er sieben zwecklose Rasttage! Am 19. August überschritt er die französische Grenze.

In Paris war indessen der Thron gestürzt worden. Noch hätte die Armee den König retten können; Lafayette mit der Ardennenarmee wollte es, doch zögerte er, wurde unschlüssig dann und entfloh endlich über die Grenze, bei deren Überschreiten er von den Österreichern verhaftet und dann lange in Olmütz gefangen gehalten wurde. Seine Armee, deren Kommando Dumouriez erhielt, erkannte die neue Staatsumwälzung an, desgleichen die Nordarmee. Letztere befehligte jetzt Kellermann, während Luckner eine Reservearmee bilden sollte.

Den Preußen ergaben sich die Festungen Longwy und Verdun. Dumouriez wollte den Argonnenwald, eine von Defileen durchschnittene felsige Hochfläche auf der Grenze der Champagne, zu den französischen Thermopylen machen, aber einer dieser Engpässe wurde von den Verbündeten genommen, und Dumouriez, sich umgangen sehend, zog sich zurück. Noch war die Armee so schlecht und die Furcht vor den Preußen so groß, daß am 15. September Dumouriez'

10000 Mann starke Arrieregarde vor zwei preußischen Husarenregimentern in wilder Flucht davonlief. Lange noch blieben die Regimenter der Österreicher und Preußen den zerlumpten und verwilderten Haufen des Revolutionsheeres militärisch überlegen. Wo es zum Schlagen kam, wurden die Franzosen von den Friedericianischen Truppen regelmäßig geworfen; den preußischen Reitern und namentlich den gefürchteten roten Husaren unter Oberst Blücher, dem späteren Helden der Befreiungskriege, wagten sie selten standzuhalten. Sein Regiment allein machte in beiden Feldzügen 145 Offiziere und 3129 Mann zu Gefangenen, erbeutete 744 Pferde und eroberte elf Geschütze, sechs Fahnen; eine wahrhaft bewunderungswürdige Leistung. Dennoch führten jene Feldzüge, welche den preußischen Waffen manche Ehren brachten, zu einem schmachvollen Frieden!

Der Herzog von Braunschweig wußte den unablässig vorwärts drängenden König von der Vortrefflichkeit seiner methodischen Kriegführung zu überzeugen, während Dumouriez Zeit gewann, sich mit Kellermann, der bei Valmy stand, zu vereinigen. Auf letzteren stießen am 20. September die Preußen; es kam zu der berüchtigten Kanonade von Valmy, in welcher von jeder Seite an 20000 Schüsse abgefeuert wurden und beide Teile kaum mehr als 800 Mann verloren. Als bei den Franzosen die Explosion einiger Pulverwagen Verwirrung erregte, befahl der König den allgemeinen Angriff der Infanterie, der Kellermanns Truppen auf den nahestehenden Dumouriez und beide in das Thal der Aisne geworfen haben würde: ein Sieg von unberechenbaren Folgen! Aber der Herzog scheute das Wagnis der offenen Feldschlacht; der kostbare Augenblick ging verloren und die Nacht machte dem Kampfe ein Ende. Ein Waffenstillstand folgte, Friedensunterhandlungen sollten mit dem französischen General angeknüpft werden, dieser legte aber statt der Antwort den Konventsbeschluß vom 21. September vor, welcher Frankreich zur Republik erklärte.

Hunger und Krankheiten nötigten die Verbündeten (auch ein österreichisches und ein hessisches Korps befand sich bei der Armee) zum verlustvollen Rückzuge aus der Champagne. Die Kanonade von Valmy, wenn auch kein taktischer Sieg für die Franzosen, hatte doch die volle Wirkung eines solchen, Longwy und Verdun wurden wieder übergeben und der Herzog von Sachsen-Teschen mußte die Belagerung von Lille, Vaubans Musterfestung, aufheben; er hatte durch das Bombardement derselben eine solche Erbitterung in Paris erregt, daß der Konvent einen Preis auf seinen Kopf setzte! Gegen Belgien wandte sich nun Dumouriez, ein andres Korps unter Custine aber gegen den von Truppen entblößten Oberrhein. Hier waren die geistlichen Staaten in der elendesten Kriegsverfassung: wenige und schlechte Soldaten, aber zahllose, unfähige Offiziere. (Die Kriegsmacht des Kurfürsten-Erzbischofs von Mainz, 3000 Mann, zählte allein 12 Generale.)

Custine, nachdem er Speier und Worms besetzt, gewann die starke Festung Mainz durch bloße Drohung; wohl hätte er auch Koblenz, die Residenz des Kurfürsten von Trier, nehmen können, aber ihn lockte das reiche Frankfurt; ohne Widerstand zog er ein und legte der Stadt eine große Kontribution auf. Die Einnahme von Mainz und Frankfurt verbreitete Schrecken am ganzen

Rhein bis in das Herz von Deutschland hinein. In Koblenz flohen Kurfürst und Domkapitel, Kavaliere, Geistliche, Räte, Bürger, selbst der Gardeoberst mit Offizieren und Gemeinen; die Stände des Kurfürstentums Trier luden Custine selbst ein, nach Koblenz zu kommen; in Bonn und Köln begannen die Behörden zu packen, aus Kassel flüchtete die landgräfliche Familie. In Baden und Württemberg, ja selbst in Würzburg und Bamberg zitterte man schon vor den Franzosen; die beiden ersteren Staaten beteuerten ihre Neutralität; zu Regensburg mieteten die Gesandten am deutschen Reichstage Schiffe, wenn es zur Flucht käme! Jammervolle Zustände das in Deutschland, deren Erinnerung schon genügt, einem Patrioten die Röte der Scham in die Wangen zu treiben.

Dumouriez in den Niederlanden fand die Österreicher in verschanzter Stellung bei Jemappes und griff sie an. Bei dieser Gelegenheit sollte die neue, aus Amerika herüber gekommene „Tirailleurtaktik" ihren ersten glänzenden Erfolg verzeichnen. Ganze Bataillone griffen, in Tirailleurschwärme aufgelöst, von leichter Kavallerie trefflich unterstützt, die österreichischen Schanzen an, deren Feuer die französische Mitte zum Wanken brachte. Doch die Klänge der Marseillaise, der französischen Revolutionshymne, entzündeten den Mut von neuem; in erneutem Angriff wurden die Schanzen genommen und der Sieg errungen, der ganz Belgien in die Hände der Franzosen brachte. — Unter den Freiwilligen von 1792 fand sich eine Fülle junger Talente, die späteren Marschälle und Generale des Kaiserreichs; die neue Gleichheit bot allen aufstrebenden Köpfen freie Bahn, der Schrecken der Guillotine zudem spornte jeden, das Höchste zu wagen.

So hatte der Feldzug von 1792 auf allen Punkten glücklich für die Franzosen geendigt. Aber es bedurfte noch harter Prüfungen, ehe sie als Sieger aus dem Kriege hervorgehen sollten.

Im Dezember 1792 wurde ihnen Frankfurt wieder entrissen, welches die tapferen Hessen unter den Augen des Königs von Preußen, der seine Armee von der Lahn herbeiführte, erstürmten.

Das Jahr 1793 begann mit dem Königsmorde, dem im Innern ein schrecklicher Bürgerkrieg folgte, da die Vendeer die Waffen für ihren ermordeten Herrscher ergriffen und später sich ein großer Teil Südfrankreichs, namentlich Bordeaux, Marseille, Lyon und Toulon, gegen den Konvent erklärte. Pitt, der englische Premierminister, brachte eine „Koalition" gegen Frankreich zustande, an welcher fast sämtliche Mächte Europas teilnahmen. Dumouriez drang zwar in Holland ein und eroberte mehrere Plätze, aber er mußte umkehren, weil die Ardennenarmee am 1. März bei Aldenhoven von dem Prinzen von Sachsen-Koburg, dem neuen österreichischen Generalissimus, geschlagen worden war. In neuerer Zeit erst hat man diesem Gerechtigkeit widerfahren lassen. Seine Armeebefehle waren vortrefflich; er sprach darin den Grundsatz aus, daß die Franzosen jederzeit anzugreifen seien. Freilich blieb seine Kriegführung noch der alten Methode der Zersplitterung getreu. — Dumouriez selbst wurde bei Neerwinden am 18. März geschlagen, er sah sein Verderben vor Augen, da er sich schon den Haß der Jakobiner zugezogen hatte; Luckners greises Haupt war bereits durch die Guillotine gefallen.

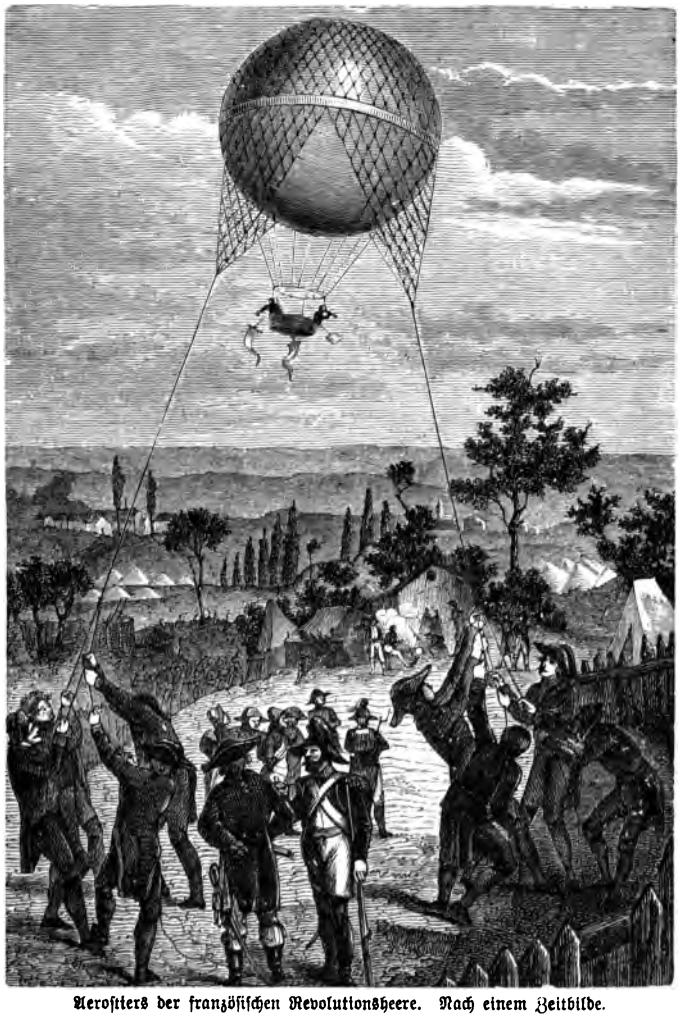
Kanonade von Valmy. Preußische Artillerie im Begriffe aufzufahren. Zeichnung von A. Beck

Im Feldlager erschien der Kriegsminister selbst mit vier Konventsdeputierten, Dumouriez' Schuld zu untersuchen. Da faßte dieser einen schnellen Entschluß, verhaftete die Deputierten und wollte das Heer gegen den Konvent führen. Dasselbe fiel jedoch von ihm ab und er mußte mit seinem Stabe (darunter der spätere König Ludwig Philipp) und etwa 1500 Mann zu den Österreichern flüchten. Die Alliierten eroberten dann die Festungen Condé und Valenciennes.

Bei der Verteidigung von Condé wurde von der französischen Besatzung der erste Versuch gemacht, den Luftballon zu militärischen Zwecken zu benutzen. Der Kommandant wollte an den General Dampierre außerhalb der Festung eine wichtige Botschaft gelangen lassen und vertraute sie einem Luftballon an. Derselbe fiel aber in das Lager des Feindes, welcher dadurch die besten Nachrichten über die Verhältnisse in Condé erhielt. Der erste Versuch war also mißglückt. Mehr Erfolg versprach ein zweiter, der zur Rekognoszierung des Feindes dienen sollte. In einer Gondel unter dem Ballon stieg ein mit Fernrohren und Flaggensignalen versehener Offizier auf, der seine Beobachtungen anstellte, während der Ballon an Seilen festgehalten wurde. Man nannte diese Art von Ballons aërostats captifs, aber immer hatten sie mit Schwierigkeiten bei starkem Winde zu kämpfen, ein Übelstand, der nicht zu beseitigen war. Die Versuche wurden auf Betrieb des Oberst Coutelle fortgesetzt. Er erlangte vom Wohlfahrtsausschuß 1794 die Erlaubnis, eine Kompanie Luftschiffer zu errichten. Dieselbe stellte ihre ersten Versuche mit einem aus Seide gefertigten, etwa 10 m im Durchmesser haltenden Ballon, der den Namen „l'Entreprenant" erhielt, in Maubeuge an und ließ ihn täglich zweimal steigen, um die Arbeiten und Stellungen des Feindes zu beobachten. Dann rekognoszierte Coutelle in gleicher Weise Charleroi und war während der Schlacht von Fleurus neun Stunden in der Luft. Auch moralisch wirkte die Erscheinung des Ballons auf den Feind, Geschütz- und Gewehrkugeln trafen ihn nicht und der Aberglaube österreichischer Soldaten mochten ihn wohl für eine übernatürliche Erscheinung ansehen. Ende Oktober 1794 wurde in Meudon eine école aërostatique für 60 Zöglinge errichtet, für den Feldgebrauch noch eine zweite Kompanie Luftschiffer gebildet, welche unter Coutelle Mainz rekognoszierte, später aber außer Thätigkeit kam, weil der neue Oberbefehlshaber Hoche die Erfindung für unpraktisch erklärte. Auch der Expedition nach Ägypten 1798 wurde eine Abteilung Luftschiffer mitgegeben, die aber nicht zur Verwendung kam, weil das Schiff, auf welchem sich ihr ganzes Material befand, den Engländern in die Hände fiel. Bonaparte löste nach Rückkehr aus Ägypten das Institut als solches auf. Wir haben diese Versuche, welche immerhin militärisches Interesse bieten, im Zusammenhang erzählt und werden sehen, daß es erst in den Kriegen der neuesten Zeit gelungen ist, die Luftschiffahrt wiederum für Kriegszwecke nutzbar zu machen.

Wenden wir uns wieder dem Kriegsschauplatze zu, so erfahren wir, daß ein englisches Heer Dünkirchen belagerte, die Preußen aber Mainz, das im Juli kapitulierte. Hätte man diese Erfolge benutzt, so wäre es vielleicht um die französische Republik geschehen gewesen; schon hatten bei der Übergabe von Valenciennes französische Soldaten ihre dreifarbigen Kokarden herabgerissen

und mit Füßen getreten. Aber die Verbündeten zauderten und der Konvent befahl in der äußersten Gefahr das viel genannte Aufgebot des ganzen Volkes, die levée en masse. Viel ist von diesem Massenaufgebot gefabelt worden.



Aerostiers der französischen Revolutionsheere. Nach einem Zeitbilde.

Hören wir jedoch, was ein neuerer französischer Schriftsteller, Rousset, von den ersten Erfolgen desselben zu erzählen weiß. Am 10. September berichtet ein General an den Kriegsminister Carnot: „Von allen Leuten, welche bei meiner Armee angekommen sind, sind nur noch die besseren Elemente vorhanden, während sich die Mehrzahl als allgemeine Feiglinge benommen hat

und zum Teil geflohen oder zum Feinde übergegangen ist." Ein andrer schreibt: „Von 6000 Mann sind nur 300 gekommen; eine große Anzahl meiner Leute ist ohne Befehl in ihre Heimat zurückgelaufen. Von einem Bataillone des Distrikts Straßburg sind nur nur noch drei Mann übrig." — Ähnlich lauteten sämtliche Berichte. Wie es mit der Disziplin und Ausbildung dieses zusammengelaufenen Gesindels bestellt war, kann man sich denken. „Die levée en masse ist", wie der deutsche Geschichtsforscher H. v. Sybel sagt, „eine jener großen Mythen, an denen die Tradition von der Revolution so reich ist." Die Sache wurde erst besser, als an deren Stelle die „requisition" trat, welche zwar alle waffenfähigen Bürger zum Heeresdienst verpflichtete, zunächst aber nur die Unverheirateten und die kinderlosen Witwer von 18—25 Jahren einberief. — Das Schwierigste blieb es, Linie und Nationalgarde miteinander zu verschmelzen; letztere wurde von der Linie wegen ihrer Zuchtlosigkeit und ihres unmilitärischen Wesens nicht für voll angesehen. Die gegenseitige Abneigung führte zu zahlreichen Mißhelligkeiten und Raufereien. Man vereinigte jetzt je ein Linienbataillon mit zwei Nationalbataillonen zu sogenannten Halbbrigaden. Zwei Halbbrigaden bildeten eine Brigade, zwei Brigaden eine Division, die ferner zwei Kavallerieregimenter und zwei Batterien zählte, demnach aus allen Waffengattungen bestand; jedenfalls die wichtigste Neuerung, weil dadurch die Division (etwa 12—15000 Mann stark) selbständig und befähigt wurde, in jedem Terrain und in jedem Gefechtsverhältnis zu kämpfen. Die Kavallerie wurde stark vermehrt, bei der Artillerie reitende Batterien errichtet, hier „fliegende" Artillerie (volante) genannt. Das Offizierkorps mußte stark von den unlauteren Elementen gesäubert werden; der Wohlfahrtsausschuß, an dessen Spitze Robespierre die „Schreckensherrschaft" in Frankreich führte, machte hierbei wenig Umstände. Während des einen Jahres, in welchem die Revolutionsausschüsse und deren Truppen mit der Guillotine im Lande umherzogen, wurden 43 Generale guillotiniert und 4000 Stabs- und Subalternoffiziere auf einmal als untauglich entlassen; ein Dekret vom 4. März 1794 bestimmte, daß jeder, der Offizier werden wolle, lesen und schreiben können müsse. Der Geist dieser so seltsam entstandenen Armee war durch die Zeitverhältnisse bedingt, viel Enthusiasmus, wenig Disziplin, im Glück energisch, auch übermütig, im Unglück schnell entmutigt. Aber es trat bald eine Wendung zum Besseren ein.

Carnots Genie gab dem Heere eine neue Organisation. Die wilde Verwegenheit der ungeschulten republikanischen Generale, die mit rücksichtsloser Vergeudung von Menschenleben und Kriegsmaterial auf den Gegner losstürmten, wurde sehr bald den bedachtsamen Schülern der alten Kriegskunst lästig. Auch die Haltung der französischen Mannschaft besserte sich etwas durch die lange Kriegsübung. Es entstand, getragen vom Nationalgefühl und dem Enthusiasmus, welchen Siege, nach Unglücksfällen gewonnen, immer erzeugen, allmählich ein echt kriegerischer Geist, welchen Feldherren wie Moreau und Bonaparte, trefflich zu nutzen verstanden. Eine neue Kriegsweise kündigte sich an.

Die regellose Fechtweise in Tirailleurschwärmen, durch die Ungeübtheit der Truppen erzeugt und in dem durchschnittenen oder gebirgigen Terrain der Kriegsschauplätze bis zum Übermaße entwickelt, wurde allmählich mit den Formen

einer geregelten Taktik in Verbindung gebracht und gewährte nun große Vorteile, da die Verbündeten den Tirailleurs, welche jede Bewegung der französischen Heeresmassen deckten und den Kampf eröffneten, nichts Ähnliches entgegen zu setzen wußten. Das österreichische Heer hätte dazu wohl seine „Grenzer" gehabt, wenn man diesen nicht zur unpassendsten Zeit ihre nationale, gegen die Türken erprobte Fechtweise genommen und sie gezwungen hätte, geschlossen wie Linientruppen zu kämpfen: man beraubte sich dadurch einer zwar rohen, aber doch trefflich zu benutzenden leichten Infanterie. In der preußischen Armee hatte man in jeder Kompanie 10 Mann zu Schützen bestimmt, welche, vor der Front mit weiten Zwischenräumen aufgestellt, ohne Kommando feuern sollten.

Parade unter Friedrich Wilhelm II. Zeichnung von L. Burger.

Es war ein schwacher Anfang zur Einführung des zerstreuten Gefechts, der dennoch den Offizieren der alten Schule ein Verstoß gegen die bewährte preußische Taktik zu sein schien, freilich auch nicht glücken konnte, weil man zu den Schützen nur solche Soldaten nahm, welche Aussicht hatten, Unteroffizier zu werden, also meistens ältere Leute von guter Führung. Diese sollten sich mit den flinken, jungen französischen Tirailleurs messen. Die preußischen Jäger waren diesen freilich überlegen, aber sie waren zu schwach, nur 12 Kompanien im ganzen. Die neu gebildeten 24 Füsilierbataillone hatten in ihrem Reglement zwar eine sogenannte Schwarmattacke, d. h. die beiden Flügelpelotons liefen beim Avancieren des Bataillons 50 Schritte vor, lösten

sich in Rotten auf und schossen; dieselbe ist aber gegen die französischen Republikaner wohl nie zur Anwendung gekommen. Man glaubte diese am besten nach der Manier des Großen Friedrich zu schlagen, was auch in einigen rangierten Schlachten, bei Pirmasens und dreimal bei Kaiserslautern, geschah. Durch diese Erfolge täuschte man sich über den neuen Geist und die Fortschritte in der Taktik und verwarf alle Vorschläge zur Verbesserung. Wurde doch sogar der Geschwindschritt, den manche Truppenteile angenommen hatten, als gefährliche Neuerung wieder abgeschafft, und als Preußen, durch Uneinigkeit mit seinen Bundesgenossen — dem Fluch aller Koalitionen — und die Verwickelungen in Polen bewogen, 1795 den Frieden von Basel schloß, war es, als seien alle Erfahrungen der drei Feldzüge gegen Frankreich vergessen!

Es bedurfte erst der furchtbaren Katastrophe des Jahres 1806, um zeitgemäßen Veränderungen der Kriegskunst in der preußischen Armee Eingang zu verschaffen.

Die Österreicher setzten den Krieg noch bis 1797 fort. Sie hatten 1793 am Oberrhein die eroberten Weißenburger Linien, eine Kette von Verschanzungen am Ufer der Lauter bis zum Rhein, welche den Elsaß deckt, wieder verloren und waren in Frankreich bei Wattignies geschlagen worden; zwar hatten sie 1794 im Norden solche Fortschritte gemacht, daß wiederum keine nicht eroberte Festung mehr auf ihrer Marschlinie nach Paris gelegen haben würde, aber sie zersplitterten sich; nach mehreren Treffen mit wechselndem Glücke verloren sie die Schlacht bei Fleurus gegen Jourdan, infolge deren sie Belgien räumten, das fortan in den Händen der Franzosen blieb. Der Prinz von Koburg legte den Oberbefehl nieder, welchen Clerfayt übernahm. Unter den Waffenthaten der Verbündeten ist besonders ruhmreich die Verteidigung von Menin, welche der später so berühmte Scharnhorst, damals hannoverscher Hauptmann, unter General von Hammerstein als dessen Generalstabsoffizier leitete. Die Festung, deren Werke sehr verfallen, war von 1500 Hannoveranern und 400 französischen Emigranten besetzt, als sie am 27. April 1794 von Moreau mit 21000 Mann eingeschlossen wurde. Die Franzosen eröffneten sogleich ein lebhaftes Feuer; am 29. war die Munition der Belagerten schon so weit erschöpft, daß sie kaum noch auf einen Tag reichte. Da riet Scharnhorst dem General Hammerstein, sich mit der Garnison durchzuschlagen, und ordnete alles dazu an. Spät abends traten die Truppen unter das Gewehr, 18 bespannte Geschütze waren ihnen beigegeben; um halb 2 Uhr in der Nacht begann der Ausfall. Die französische Halbbrigade Vandamme, welche vor der Brücke stand, wurde mit dem Bajonett geworfen oder niedergemacht; frische feindliche Bataillone eilten herbei und die Hannoveraner hatten einen harten Kampf zu bestehen, bis es Scharnhorst gelang, die Geschütze auffahren und ihr Feuer eröffnen zu lassen. Die französische Übermacht war zu groß und das Terrain sehr ungünstig für die Hannoveraner, so daß sich bei ihnen in dem nächtlichen Gefecht alle taktische Ordnung löste; dennoch gelang es ihnen, sich in kleinen Abteilungen glücklich durchzuschlagen und den Franzosen sogar einige Geschütze abzunehmen. Von ihren eignen 18 Geschützen retteten sich 13, ihr Verlust betrug 445 Mann. Diese heldenkühne That beweist, daß die alte deutsche Waffentüchtigkeit noch

nicht erstorben war; doch der Mut der einzelnen konnte nicht sühnen, was die Schwäche der Heeresführung verdorben hatte.

Nach der Schlacht bei Fleurus verfolgte Jourdan die Österreicher, welche zuletzt über den Rhein zurückgingen; Pichegru eroberte in einem glänzenden Feldzuge Holland, und auch am Oberrhein mußten die Verbündeten über den Rhein zurückweichen. Der Feldzug von 1795 wurde von den Franzosen infolge der inneren Kämpfe des Konvents sehr matt geführt; erst im Herbst ging Jourdan bei Düsseldorf über den Rhein und warf die Österreicher bis über den Main zurück; Pichegru, der gegen Wurmser stand, eroberte Mannheim.

Scharnhorst verteidigt Menin. Zeichnung von A. Beck.

Jetzt aber ging der österreichische General Clerfayt zum Angriff über, schlug Jourdan, befreite das Rheinland bis Düsseldorf hinab, kehrte nach Mainz zurück, erstürmte das verschanzte Lager der Armee, welche Mainz eingeschlossen hatte, wandte sich dann rheinaufwärts gegen Mannheim und nahm auch diese Stadt. Pichegru wich vor ihm zurück und der Feldzug hatte für die österreichischen Waffen glorreich geendigt. Am 21. Dezember wurde für die Armeen am Rhein ein Waffenstillstand geschlossen.

Im Innern Frankreichs war dagegen der unglückliche Vendeekrieg im Erlöschen, freilich erlosch er in Blut. Hier hatte die Revolution schon in ihren

Anfängen keinen Boden gefunden, weil die Bevölkerung, die ihren keltischen Charakter unter der Römer- und Frankenherrschaft und auch als Franzosen ihre Ursprünglichkeit bewahrt hatte, mit dem Adel und der Geistlichkeit in Eintracht und Zufriedenheit lebte. Die Vendee hat keine großen Städte, wenig gute Landstraßen, ihre Bewohner leben in kleinen Weilern und Dörfern, die Ackerstücke sind mit Gräben und bepflanzten Erdwällen eingefaßt, zwischen welchen die tief eingeschnittenen Verbindungswege ein wahres Labyrinth bilden. Bei den revolutionären Vorgängen im übrigen Frankreich geriet die Vendee bald in steigende Gärung, welche nach der Hinrichtung des Königs durch die allgemeine Rekrutenaushebung — die bisher in Frankreich noch nie stattgefunden hatte — zum offenen Aufstand führte. Der Konvent schickte Truppen hin, aber diese waren als Soldaten kaum besser geübt als die Vendeer, denen ihr unwegsames Terrain und die genaue Kenntnis desselben bei diesem Volkskriege zu statten kamen. Cathelineau, ein Maurer, Stofflet, ein Förster, und andre Männer bürgerlichen Standes, dann aber auch Charette, ein Edelmann, und der Marquis von Larochejacquelein, die an ihre Spitze traten, führten die Vendeer zu schönen Siegen. Der Konvent wollte den Aufstand durch ein Schreckensregiment unterdrücken; Gefangene jedes Geschlechts und Alters wurden zu Tausenden hingerichtet; die Guillotine arbeitete dem Scheusal Carrier, der in Nantes wütete, viel zu langsam; die Unglücklichen wurden mit Kartätschen niedergeschossen oder in der Loire ersäuft. Es war, als ob in jener Zeit der Blutdurst alle Besinnung, alle Gefühle in der fanatisierten Menge erstickt hätte. Erst nach Robespierres und der Schreckensmänner Sturz und Hinrichtung suchte der Konvent durch versöhnliche Schritte die Vendee zu beruhigen; ein Friedensvertrag wurde geschlossen; als aber ein Emigrantenkorps 1795 an der Küste der Bretagne landete, ergriffen die Vendeer von neuem die Waffen. Jenes Korps mit den ihm zugeströmten Insurgenten (dort Chouans, „Kohlbauern", genannt) wurde jedoch vom General Hoche vernichtet, welcher darauf die Vendee durch sein ebenso energisches als kluges und mildes Auftreten zur Ruhe brachte. Die bewaffneten Scharen wurden zersprengt, ihre gefangenen Führer Charette und Stofflet erschossen; gegen die friedlichen Einwohner ließ Hoche aber die Milde walten. So endete nach dreijähriger Dauer ein Bürgerkrieg, in welchem die schwach bevölkerte Landschaft wenigstens 150 000 Menschen verloren hat. Der Aufstand der großen Städte im Süden war bereits 1793 mit unmenschlicher Grausamkeit unterdrückt worden.

Bonaparte in Toulon. Zeichnung von F. Lix.

## 3. Napoleon Bonaparte. — Der Feldzug 1796—97.

### Erzherzog Karl.

Frankreich hatte im Jahre 1795 eine neue Verfassung mit einem fünf Mitglieder zählenden Direktorium erhalten. Eines derselben war Carnot, der als Kriegsminister die Reorganisation der Armee geleitet hatte. Dieser entwarf für die Fortsetzung des Krieges 1796 einen großartigen Kriegsplan. Mit drei Armeen sollte Österreich angegriffen werden: auf dem linken Flügel mit der Sambre- und Maasarmee unter Jourdan, im Zentrum mit der Rhein- und Moselarmee, welche Moreau befehligte, und auf dem rechten Flügel mit

der italienischen Armee im Süden. Die beiden ersteren sollten die Neutralität Norddeutschlands, welche Preußen im Frieden von Basel ausgemacht hatte, achten, Jourdan durch Franken, Moreau durch Schwaben und Bayern vordringen, die italienische Armee sollte die verbündeten Piemontesen und Österreicher schlagen, die Lombardei erobern und, durch das Etschthal in Deutschland einrückend, sich mit den andern Heeren in Verbindung setzen, um so gegen das gemeinschaftliche Ziel, Wien, zu operieren.

Die Armee von Italien stand unter Scherer; diese war nicht in den erwähnten Waffenstillstand eingeschlossen und hatte daher den Krieg fortgesetzt, auch eine Schlacht gewonnen, sie aber nicht benutzen können. Zum Obergeneral dieses Heeres wurde im März 1796 Napoleon Bonaparte ernannt.

Seine Jugendgeschichte, seine militärische und politische Laufbahn, die ihn in elf Jahren vom Unterleutnant an die Spitze einer Armee und acht Jahre später auf den Thron von Frankreich führte, ist zu bekannt, als daß wir mehr als nur die Umrisse derselben zu geben brauchten. Er war am 15. August 1769 zu Ajaccio auf der Insel Corsica geboren und von seinem Vater 1779 nach Frankreich auf die Militärschule von Brienne gebracht worden, von wo er 1784 in die von Paris getreten war. Aus dieser 1786 als Artillerieleutnant in die Armee eingetreten, 1792 vor Ausbruch des Krieges zum Kapitän befördert, hatte er zuerst 1793 vor Toulon Gelegenheit gehabt, seine militärische Einsicht zu bekunden. Ihm war der Befehl über die Belagerungsartillerie übergeben; auf seinen Rat wurde der Hauptangriff nicht auf die Landseite, sondern auf die Forts gerichtet, welche den Hafen beherrschen. Hier ward ihm zugleich hinreichende Gelegenheit, nicht nur von seinem außerordentlichen militärischen Talent, sondern auch von seiner persönlichen Tapferkeit wie unerschütterlichen Besonnenheit glänzende Proben abzulegen.

„Revolutionen", sagte er damals, „sind eine gute Zeit für Soldaten, welche Geist und Mut haben." — Sehr interessant ist auch das Zeugnis, welches ihm die Militärschule, als er sie verließ, ausstellte und die durch sein späteres Leben so wohl bestätigte Sinnesschilderung des jungen Offiziers: „Zurückhaltend und arbeitsam, zieht er das Studium jeder Art von Vergnügen vor; er gefällt sich in der Lektüre guter Schriftsteller; sehr fleißig in den abstrakten Wissenschaften, wenig begierig nach den andern, kennt gründlich Mathematik und Geographie; außerordentlich zum Egoismus veranlagt, spricht wenig, energisch in seinen Antworten, schlagfertig und streng in seinen Erwiderungen, hat viel Eigenliebe, ehrgeizig und nach allem strebend." Damit haben wir in wenig Worten das Geheimnis seines Lebens. — Nach der Einnahme Toulons wurde er mit dem Grade eines Brigadegenerals belohnt, kaum 24 Jahre alt!

Toulon kam durch Befolgung des von Bonaparte entworfenen Planes in die Gewalt der Republikaner; doch dem strebsamen jungen Artillerieoffizier wurde keine Gelegenheit geboten, sich weiterhin nützlich zu machen. Obwohl zum Brigadegeneral ernannt, verlebte Bonaparte mehrere Jahre vergessen, oft in drückender Not zu Paris und mußte mit Verdruß gewahr werden, wie sehr sich die Angelegenheiten der Republik verschlechterten, im Innern wie nach außen. Im Jahre 1794 zur italienischen Arme versetzt, ward er schon 1795 wieder

aus Italien abberufen. Er sollte nach der Vendee geschickt werden und dort eine Infanteriebrigade übernehmen, reichte aber seinen Abschied ein und lebte eine Zeitlang in dürftigen Verhältnissen, so daß er schon daran dachte, in russische oder türkische Dienste zu gehen; doch erhielt er bald Beschäftigung auf der Operationskanzlei des Kriegsministeriums, wo ihn Carnot kennen und seinen klaren, energischen Geist beim Entwurf des neuen Kriegsplanes achten lernte. Der Aufstand in Paris gegen den Konvent bewirkte, daß Bonaparte, dessen Entschlossenheit man vertrauen konnte, zum zweiten Befehlshaber der Armee des Innern erhoben wurde; er warf als Kommandant der Pariser Garnison am 5. Oktober 1795 die Aufständischen im Straßenkampfe nieder und zog dadurch die Blicke Frankreichs auf sich. Das Direktorium ernannte ihn zum Divisionsgeneral, bald erfolgte, da er zwei der Direktoren, Barras und Carnot, zu seinen Gönnern zählte, seine Ernennung zum Obergeneral der Armee von Italien. Werfen wir einen Blick auf die Zustände daselbst.

Victor Amadeus III., König von Sardinien, hatte ein prunkendes Heerwesen eingerichtet und den zahlreichen Adel seines Landes mit Offizierstellen versorgt; als aber die republikanischen Heere der Franzosen in Savoyen und Nizza einrückten, erlagen seine Truppen den Schlägen der begeisterten Scharen. Der Regierungswechsel in Paris und die Betrügereien der Lieferanten brachten jedoch großes Elend über die Armee in Italien. Die Soldaten litten an allem Mangel; sie hungerten und ihre Kleidung war im jämmerlichsten Zustande; seitdem der Schrecken sie nicht mehr vorwärts trieb, schien ihre Kraft gewichen; da erschien Napoleon Bonaparte als Obergeneral. Er wußte die mutlosen Truppen, bei denen sich talentvolle Unterfeldherren und Offiziere befanden, bald so zu begeistern und an sich zu fesseln, daß sie unter *seiner* Leitung jeder Gefahr trotzten und ihm von Sieg zu Sieg folgten. Hier offenbarte sich der volle Zauber, welchen eine machtvolle Persönlichkeit auf das leicht zu erregende Gemüt der Soldaten auszuüben vermag. Der erste Aufruf, mit dem er sein Heer begrüßte, zeigte bereits die ganze Meisterschaft des Mannes in der Handhabung bestechender Phrasen. Er sagt in demselben unter anderm folgendes:

„Soldaten! Ihr seid nackt und schlecht verpflegt. Die Regierung schuldet euch viel, aber sie kann euch nichts geben. Eure Geduld, den Mut, den ihr inmitten dieser Felsen zeigt, sind bewundernswert, doch sie bringen euch keinen Ruhm, kein Glanz strahlt davon auf euch zurück. Ich will euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen. Reiche Provinzen, große Städte sollen in eurer Gewalt sein. Ihr werdet dort Ehre, Ruhm und Reichtum finden. Soldaten der Armee von Italien, sollte es euch an Mut und Beharrlichkeit fehlen?!"

Indem er „*Ehre, Ruhm und Reichtum*" als des Krieges höchste Ziele bezeichnete, erfüllte er seine Truppen mit jener abenteuerlichen Landsknechtsgesinnung, der jede edle Auffassung des soldatischen Berufs abgeht! Er taufte die Franzosen mit dem klug erfundenen Namen der „großen Nation" und riß sie in einen Rausch der Selbstüberhebung und Kriegslust hinein, der sich bei weitem kräftiger zeigte als die Freiheitsbegeisterung der ersten Tage der Revolution.

Bonaparte eröffnete seinen weltberühmten Feldzug von 1796 damit, daß er zuerst die Österreicher auf ihrem rechten Flügel, da, wo sie Verbindung mit

den Sardiniern hatten, angriff und nach der Lombardei zurückwarf. Einer der geistvollsten, aber auch schärfsten Militärschriftsteller der Gegenwart, Rüstow, nennt mit Recht die Feldzüge von 1796 und 1797 darum welthistorisch bedeutend, weil sie das Piedestal bilden, auf welchem Napoleon Bonaparte das französische Kaiserreich errichtete.

Zum Generalissimus der Österreicher in Italien war der greise Beaulieu ernannt worden, 80 Jahre alt; die Sarden befehligte Colli, ebenfalls hoch bei Jahren, wie die meisten Generale der verbündeten Armeen. Ihnen gegenüber stand der 26jährige Oberfeldherr der Franzosen, unter ihm vier Divisionsgenerale im kräftigsten Mannesalter, und der ausgezeichnete unermüdliche Generalstabschef Berthier, der acht Nächte, wie man sagt, arbeiten konnte, ohne zu ermatten. Bald sollten die Verbündeten den überlegenen Geist kennen lernen, der in dem jungen Corsen lebte. Seine schmächtige, kleine Gestalt mit dem südlich gefärbten, schmalen, etwas krankhaften Antlitz war nicht geeignet, zu imponieren; seine blauen Augen jedoch mit der wunderbaren Macht ihres Blickes ließen seinen Geist erkennen. (Wir schildern Napoleon hier im Anfang seiner Laufbahn; später hatte er größere Körperfülle und sein Gesicht die Form und den Ausdruck, wie ihn viele Bilder als Kaiser schildern.)

Durch die ersten Gefechte drängte er die Österreicher zurück, im Treffen bei Millesimo trennte er sie von den Sarden; dann wandte er sich gegen diese, schlug sie und zwang ihren König zum Frieden. Seine zweite Proklamation an die Truppen lautete, ganz dem französischen Geschmack entsprechend:

„Soldaten! Ihr habt in 14 Tagen sechs Siege errungen, 21 Fahnen, 50 Kanonen erbeutet, eine Anzahl fester Plätze genommen, den reichsten Teil von Piemont erobert, 17 000 Gefangene gemacht, dem Feinde 10 000 Mann getötet oder verwundet. Von allem entblößt, habt ihr alles zu ersetzen gewußt. Ihr habt Schlachten gewonnen ohne Kanonen, Flüsse überschritten ohne Brücken, habt Eilmärsche gemacht ohne Schuhe; ohne Brot habt ihr die Nächte unter freiem Himmel gelegen. Nur die Scharen der Republik waren so außerordentlicher Thaten fähig. Empfangt meinen Dank dafür, Soldaten. Doch, ich darf es nicht verhehlen, ihr habt noch nichts gethan, weil euch noch etwas zu thun übrig bleibt ꝛc.“

Nun ging der Feldherr rasch ans Werk, die Lombardei zu erobern, wohin sich die Österreicher zurückgezogen hatten. Er überschritt unvermutet den Po, sie wichen hinter den Addafluß und ließen bei Lodi eine Nachhut zurück, welche sich zur Verteidigung der sehr langen Brücke aufstellte, diese aber zu verbarrikadieren versäumten, geschweige denn, wie es nötig gewesen wäre, sprengten.

Bonaparte folgte schnell. Er hatte aus seinen vier Divisionen alle Grenadier- und Karabinier-(Schützen-)Kompanien zusammengezogen und daraus eine Grenadierdivision von etwa 6000 Mann als Avantgarde seiner Armee gebildet. Lodi war geräumt, die Franzosen rückten am 10. Mai ein. Jetzt erst sperrten die Österreicher wenigstens den Ausgang der Brücke. Diese ließ Bonaparte der Länge nach bestreichen, während die Grenadiere sich in den Straßen zum Angriffe formierten.

General Bonaparte. Zeichnung von E. Ronjat.

Gegen 7 Uhr abends wurde plötzlich das Stadtthor geöffnet und die Sturmkolonnen drangen unter dem mörderischen Feuer des Feindes vor; sie stockten einige Male, was die folgenden Kompanien veranlaßte, sich auf eine Sandbank neben der Brücke zu werfen, um von hier durch ihr Tirailleurfeuer die Kolonne zu unterstützen. Zwei reitende Jägerregimenter (chasseurs à cheval) setzten durch eine Furt; der Sturm gelang, die Österreicher traten den Rückzug an. Bonaparte hielt seinen Einzug in Mailand. Beaulieu ging hinter den Oglio, dann hinter den Mincio, die Etsch und zuletzt nach Tirol zurück, wo er das Kommando niederlegte. Wurmser, der mit 25000 Mann Verstärkung aus Deutschland eintraf, trat an seine Stelle.

Jetzt schlossen auch die Herzoge von Parma und Modena Frieden mit der französischen Republik, der König von Neapel und der Papst Waffenstillstand. Letzterer mußte 21 Millionen Frank zahlen, viele Gemälde und Statuen aus seinen Kunstschätzen, auch kostbare Handschriften aus den Bibliotheken abliefern: es war der Anfang des Raubsystems, welches aus allen eroberten Ländern derartige Trophäen, die der Nationaleitelkeit schmeichelten, nach Paris zu schleppen wußte. Auch an Erpressungen, zu denen namentlich höhere Offiziere mit seltener Habgier das Beispiel gaben, fehlte es nicht.

Die starke Festung Mantua war der letzte Halt der Österreicher auf italienischem Boden, Bonaparte belagerte sie seit Anfang Juni; viermal versuchten die Österreicher, die Festung zu entsetzen, immer vergebens.

Wir verlassen einstweilen diesen Schauplatz der ersten Siege Bonapartes, um in Deutschland auch von deutschen Siegen erzählen zu können.

Hier wurde am 31. März österreichischerseits der Waffenstillstand gekündigt. Den Oberbefehl hatte der Erzherzog Karl, ein Bruder des Kaisers, der sich bereits in den vorigen Feldzügen ausgezeichnet hatte, übernommen. Die Franzosen ergriffen wiederum die Offensive, Jourdan mit der Armee des linken Flügels ging bei Düsseldorf über den Rhein, schlug den Prinzen von Württemberg, der ihm hier gegenüberstand, und drängte ihn bis zur Lahn zurück. Nun eilte der Erzherzog von Mainz herbei und warf Jourdan durch zwei siegreiche Gefechte über den Rhein zurück; damit hatte der jugendliche Fürst (er war 25 Jahre alt) seine Feldherrnlaufbahn ruhmreich eröffnet. Hätte man *ihn* nach Italien geschickt, statt des siebzigjährigen Wurmser, vielleicht wäre dort alles anders gekommen. Der Feldzug in Deutschland 1796 brachte ihm ferneren Ruhm. Moreau mit der französischen Armee des Zentrums war bei Straßburg, als der Erzherzog gegen Jourdan kämpfte und der Oberrhein durch Wurmsers Abmarsch nach Italien von Truppen entblößt war, über den Rhein gegangen und drang in Süddeutschland vor. Der Erzherzog Karl, welcher herbeieilte, wurde selbst geschlagen und mußte weichen, aber er wich schrittweise, ging, wo sich ihm ein Vorteil bot, von neuem zum Angriff über und oft mit Glück, so bei Neresheim, wo ein Dragonerregiment eine ganze französische Brigade sprengte. Im ganzen vermochte er Moreau jedoch nicht aufzuhalten; dieser drang im August bis an den Lech vor. Jetzt ging auch Jourdan wieder über den Rhein, drängte das ihm gegenüberstehende Korps zurück und nahm Frankfurt, Würzburg und Bamberg; der großartige Kriegsplan Carnots rückte

seiner Ausführung näher. Jetzt raffte sich Erzherzog Karl zu kühnem Entschlusse auf. Schon hatten die süddeutschen Fürsten mit Frankreich Frieden oder Waffenstillstand geschlossen, Norddeutschland war seit dem Frieden von Basel neutral: Österreich, von allen verlassen, schien verloren.

Am Lech stand der Erzherzog Karl gegen Moreau. Diesem gegenüber ließ er einen Teil seines Heeres unter Latour stehen, täuschte seinen kriegskundigen Gegner durch geschickte Manöver und entzog sich ihm plötzlich mit 28000 Mann durch einen geschickten Marsch, um Jourdan, der noch zwei Tagemärsche von Regensburg entfernt stand, anzugreifen.

Blick auf Mantua.

Er warf dessen rechten Flügel unter Bernadotte (dem späteren König von Schweden) zurück, folgte ihm auf dem Fuße und schlug Jourdans Armee am 24. August bei Amberg. Vergebens suchte dessen ganze Kavallerie die österreichische aufzuhalten; sie wurde von den Kürassieren in der Front, von den Husaren in der Flanke attackiert und geworfen. Vier Grenadierbataillone erstürmten die Höhen bei Amberg; die Franzosen wurden völlig geschlagen. Der Erzherzog drang längs des Main vor und bedrohte Jourdans Rückzugslinie; dieser eilte nach Würzburg. Hier kam es zu einer zweiten Schlacht am 3. September, welche lange schwankte und endlich von der Reservekavallerie des Erzherzogs entschieden wurde, die österreichische Kavallerie bewährte auch hier wie in den vorigen Feldzügen

ihren alten Ruf. — Bei Würzburg total geschlagen, wurde es Jourdan noch öfter auf seiner eiligen Flucht, ehe seine Scharen in völliger Auflösung über den Rhein entkamen; dann legte der unglückliche Feldherr, dem wir später noch an andrer Stelle begegnen werden, das Kommando nieder.

Der Erzherzog wandte sich jetzt südwärts, um Moreau ein gleiches Schicksal zu bereiten. Dieser war in großer Gefahr, da er sehr weit vorgedrungen und in der Flanke nicht mehr durch die andre Armee gesichert war; er trat daher einen vielbewunderten Rückzug an, der ihn nach einem sechswöchentlichen Marsche unter Gefechten und nicht ohne Verlust, aber doch glücklich, Ende Oktober über den Rhein nach Frankreich brachte. Deutschland war befreit; die beiden Armeen, welche die Hauptrollen in dem Feldzuge spielen sollten, hatten sich über den Rhein zurückziehen müssen. Aber in Italien blieb das Kriegsglück den Franzosen treu, Bonaparte wußte es an die dreifarbige Fahne zu fesseln. Er, dem nur eine Nebenrolle zugedacht war, brachte den ganzen Krieg zur siegreichen Entscheidung.

Vier Entsatzversuche machten die Österreicher, um Mantua zu behaupten, den ersten Ende im Juli. Wurmser stieg in zwei getrennten Heersäulen auf beiden Ufern des Gardasees von den Alpen herab und Bonapartes Lage schien bedenklich; schon war Brescia auf seiner Rückzugslinie genommen. Da faßte er den großartigen Entschluß, die Belagerung aufzuheben, seinen ganzen Belagerungspark mit Geschützen, Munition ꝛc. preiszugeben und sich mit seiner ganzen Macht auf die gefährlichste jener Kolonnen zu stürzen, welche ihm in den Rücken zu fallen drohte. Seine Generale waren nicht dieser Meinung; er hatte, da er bei seiner Jugend von manchem für einen Günstling des Direktoriums und trotz seiner Siege nur für ein Glückskind angesehen wurde, das keinen Widerspruch duldende Ansehen noch nicht, welches er später besaß. Einer seiner Unterführer wagte es sogar, ihm zu sagen, sie hätten Befehle gegeben, weil sie den Obergeneral außer stande dazu gesehen hatten, das ganze Unglück komme daher, daß er, statt auf die Berichte seiner Offiziere lieber auf die der Venezianer und Venezianerinnen gehört habe.

Bonaparte blieb aber fest und der Erfolg krönte sein kühnes Unternehmen. Die Kolonne von Quosdanowitsch wurde zuerst, dann die feindliche Hauptmacht unter Wurmser, welcher Bonaparte schon zur Ergebung auffordern ließ, bei Castiglione am 5. August geschlagen und beide nach Tirol zurückgeworfen. Mantua wurde sogleich wieder eingeschlossen, konnte aber nur blockiert, nicht mehr bombardiert werden, weil das Geschütz dazu verloren gegangen war.

Anfangs September unternahm Wurmser den zweiten Versuch; er wollte von Osten her durch das Brentathal gegen Mantua vorrücken, und wenn Bonaparte sich gegen ihn wendete, sollte ihm ein Korps, das in Tirol zurückgelassen worden war, in den Rücken gehen. Es kam aber umgekehrt. Bonaparte wußte davon nichts und beschloß einen Angriff auf Tirol, während eine Division vor Mantua stehen blieb. Er ließ am 4. September den Engpaß von Calliano erstürmen, eine That, welche die Österreicher für unmöglich gehalten hatten, da die steilen Felsen so dicht an die Etsch treten, daß nur ein Raum von 150 Schritt frei bleibt; dieser war durch eine Mauer gesperrt und durch ein Regiment

Infanterie gedeckt. Im österreichischen Lager wähnte man sich in völliger Sicherheit und kochte eben sorglos ab, als plötzlich Schüsse fielen.

Die französischen Tirailleurs hatten die Höhen zur Rechten erklettert und neun Bataillone Schützen gingen nun geschlossen gegen die Paßsperre vor. Nun wichen die Österreicher, als sie den Feind auf den Felsen über ihren Köpfen erblickten; aber die Franzosen folgten so rasch, daß sie mit ihnen zugleich in das Lager eindrangen. In Trient erst erfuhr Bonaparte den Marsch Wurmsers.

Jean Victor Moreau.

Jetzt war Eile nötig. Er ließ die Österreicher durch eine Division noch weiter zurückwerfen, mit den beiden andern ging er in Eilmärschen nun Wurmser auf den Hals, „à tire-d'ailes" (mit Flügelschwung), so sagt er in seinem Bericht. Er kam jenem dadurch in den Rücken, nicht dieser ihm, schlug ihn bei Bassano am 8. und zwang ihn, sich mit seiner Armee nach Mantua hineinzuwerfen, das nun von allen Seiten eng eingeschlossen wurde.

An der Behauptung von Mantua hing das Schicksal des Krieges. In Österreich wurden große Anstrengungen gemacht. Die Armee in Tirol erhielt Verstärkung, die Tiroler wurden zur Landesverteidigung aufgeboten, auch Freiwilligenkorps errichtet (den Wiener Freiwilligen stickte die Kaiserin selbst eine Fahne). Feldzeugmeister Alvinczy erhielt den Oberbefehl und unternahm

den dritten Entsatzversuch, er selbst drang von Friaul aus gegen Verona vor, während das Korps in Tirol die Franzosen hinauswerfen sollte. Ein paar unglückliche Gefechte brachten Bonaparte wieder in eine schlimme Lage, der Feind benutzte sie aber nicht, sonst wären die Franzosen unzweifelhaft von Mantua vertrieben und bis hinter die Adda zurückgeworfen worden; Italien wäre ihnen verloren gewesen. Bonaparte konnte sich nur durch das kühnste Wagnis retten.

Österreichische Infanterie aus der Zeit des Erzherzogs Karl. Zeichnung von A. Beck.

Er zog so viel Streitkräfte zusammen, als vor Mantua zu entbehren waren, und marschierte, seine Rückzugslinie preisgebend, rechts ab, um Alvinczy, der bereits an der Etsch stand, von der Flanke her anzugreifen. Bei Arcole kam es am 15. November zu einer dreitägigen Schlacht, welche auf den Dämmen im Weichlande zwischen der Etsch und dem Alpon, einem kleinen Nebenflusse derselben, geliefert wurde. Die „Brücke von Arcole", Bonaparte zu Fuß mit der Fahne voran — wie sehr hat dieser Moment zur Verherrlichung des Helden dienen müssen! Allerdings pflanzte er die Fahne auf der Brücke auf, mußte aber vor den Österreichern wieder weichen und wurde im Gedränge der Flucht

von dem Damme in den Sumpf gestoßen und fast gefangen genommen. Erst am dritten Tage der Schlacht ging die Hauptmacht Bonapartes, das schwierige Terrain vermeidend, weiter unterhalb auf einer Bockbrücke über den Fluß und errang den Sieg. Ein Offizier der Guiden (Bonapartes berittener Leibeskadron) war mit 50 Pferden und allen vorhandenen Trompetern auf einem Umwege in den Rücken Alvinczys geschickt worden, dort ließ er Signale blasen, die eine große Reitermasse anzukündigen schienen. Diese seltsame Kriegslist beschleunigte Alvinczys Rückzug nicht unwesentlich.

Französische Truppen zur Zeit der Republik und der Direktorialregierung. Zeichnung von A. Beck

Zum viertenmal wurde im Januar 1797 ein Versuch zum Entsatz von Mantua gemacht. Auch dieser scheiterte an der Entschlossenheit und der blitzschnellen That Bonapartes in der Schlacht bei Rivoli am 14. Januar. Auf der Hochebene war sein Korps von allen Seiten angegriffen worden, als er selbst Hilfe von Verona herbeiführte und Alvinczy zurückschlug.

Mantua mußte am 2. Februar kapitulieren. Jetzt — zu spät — wurde Erzherzog Karl an die Spitze der Armee gegen Bonaparte berufen, und dieser wußte recht wohl, daß er einen ebenbürtigen Gegner haben würde. „Bisher

fand ich Heere ohne Feldherren", sagte er mit Cäsar, „jetzt schickt man einen Feldherrn ohne Heer!" Wohl fand der Kaisersohn nur die Trümmer eines solchen, geschwächt und entmutigt, als er bei Innsbruck den Oberbefehl übernahm; zwar wußte er den Geist in den Truppen wieder neu zu beleben, aber wie tapfer und einsichtsvoll er auch in dem Alpenfeldzuge jede Position verteidigte, hindern konnte er nicht, daß die Franzosen in Tirol bis an den Brenner, in Kärnten bis Laibach, in Steiermark bis Leoben vordrangen, hier nur noch 18 Meilen von Wien entfernt. In der Kaiserstadt wieder allgemeine Flucht, wie einst bei der Türkengefahr. Bonaparte aber war gerade jetzt in der übelsten Lage. Das Volk ergriff die Waffen gegen ihn, sein Korps im Pusterthal war zurückgeworfen, die Österreicher hatten Fiume wieder besetzt, streiften bis Verona und schnitten dem weit in das Gebirge vorgedrungenen Feinde im Rücken von Italien den Rückzug ab. Da erhielt Erzherzog Karl, der jetzt seinem Ruhme die Krone hätte aufsetzen können, den Befehl, Waffenstillstand zu schließen. Im Frieden zu Campo-Formio trat Österreich Belgien und die Lombardei ab; es erhielt dafür Venedig.

Diese alte, einst meerbeherrschende Republik, vormals reich und mächtig, war infolge der veränderten Weltlage längst schon nur noch ein Schatten ihrer alten Größe. Zu unglücklicher Stunde ließ sie sich verleiten, Bonaparte feindlich gegenüber zu treten. Ohne Schwertstreich fast ging sie ruhmlos unter. Statt dem kriegdrohenden Feinde mutig Widerstand zu leisten, mit Ehren zu fallen, flehten die Ratsherren von Venedig demütig die Gnade des stolzen Siegers an. Gegen Ende Mai zogen die Franzosen in die Lagunenstadt ein, führten die Schiffe und Vorräte des Zeughauses weg und beraubten die Kirchen und Bibliotheken ihrer schönsten Zierden und Schätze. Durch den Frieden von Campo-Formio, am 17. Oktober, wurde Oberitalien zur Cisalpinischen Republik, Venedig aber, wenn auch nur auf kurze Zeit, zur österreichischen Provinz erklärt. So endigte nach einer Dauer von 1350 Jahren Venedig, der älteste unter den Staaten des neueren Europas.

Erst durch Bonapartes Siege erlangten Frankreichs Waffen ein unbestreitbares Übergewicht. Als der junge Held, die Alpen umgehend, von Süden her in Oberitalien einbrach, erwies er sich sofort als Meister einer neuen, kühneren Kriegsweise, die sich, von den Hilfsquellen des eroberten Landes lebend, nicht scheute, dem Gegner mit verkehrter Front den Kampf anzubieten. Ohne Schonung der Truppen, galt ihm als oberste Aufgabe die Zertrümmerung der feindlichen Macht. Im raschen Zuge durch die Länder dahinfegend, strebte er, dem Gegner in das Herz zu stoßen, ihm seine Hauptstadt zu entreißen. Bonaparte wurde hier der Schöpfer des neueren Bewegungskrieges durch rasche Operationen, die nur die Beweglichkeit und Marschfähigkeit seiner Truppen möglich machte, überall bringt er auf den entscheidenden Punkt seine konzentrierte Kraft gegen den geteilten Feind, dadurch zersprengt er ihn, schlägt seine vereinzelten Korps mit überlegenen Kräften, beutet die Gunst des Glückes bis zum Letzten aus. Das ist die große Bedeutung des Feldzuges von 1796, dem man in der Kriegsgeschichte wenig Ähnliches zur Seite stellen kann.

Hafen von La Valette auf Malta.

## 4. Napoleon in Ägypten und Syrien 1798—99. — Kämpfe in der Schweiz; Suworow. — Zweiter Feldzug in Italien.

Bonaparte entwarf jetzt den Plan, Ägypten als Ersatz für die an England verlorenen Kolonien zu erobern, dadurch Englands Einfluß im Orient zu vernichten und seine indischen Besitzungen zu bedrohen. Das Direktorium genehmigte diesen Plan und der abenteuerliche Zug wurde begonnen. Nachdem scheinbar eine Expedition nach England vorbereitet worden, schiffte sich Bonaparte mit 36000 Mann am 19. Mai 1798 in Toulon ein. Wie durch ein Wunder entging er der im Mittelmeer kreuzenden englischen Flotte, zwang unterwegs durch ein kurzes Bombardement die Johanniterritter, ihm die Insel Malta zu übergeben als eine feste Seestation im Mittelländischen Meere, und landete am 1. Juli in Ägypten, wo er sofort Alexandria mit Sturm nahm.

Ägypten stand unter türkischer Hoheit, die eigentlichen Herrscher im Lande waren aber die Beis der Mameluken, die Oberhäupter der während der Kreuzzüge hier unter diesem Namen (wörtlich „Sklaven") aus Fremden gebildeten Kriegsmacht. Die Mameluken hatten sich der Herrschaft bemächtigt und diese auch, als Ägypten unter türkische Botmäßigkeit gekommen war, mehr oder minder ausgedehnt behauptet. Jetzt standen Ibrahim und Murad-Bei an der Spitze, von denen der letztere das Heer befehligte. In diesem war die Reiterei ausgezeichnet. Diese, auf den edelsten Pferden beritten, zeichnete sich durch höchste Gewandtheit in Handhabung des Pferdes und ihrer meisterlich geführten Waffe, des haarscharf geschliffenen, stark gekrümmten, kurzen Säbels aus (man sagte, es sei denselben ein Leichtes gewesen, einen Sack mit Baumwolle mit

einem Hiebe zu durchschneiden. Jedenfalls galten sie als die berühmteste Reitertruppe ihrer Zeit, was selbst Napoleon zugestand.

Murad-Bei griff die Franzosen auf ihrem Vormarsch gegen Kairo am 15. Juli bei Chebrissa an. Hier, wo keine Deckungen sich boten, konnte man sich auf das Tirailleurgefecht allein nicht einlassen, mußten vielmehr Massen gegen den stürmischen Angriff der Mamelucken formiert werden. Die Phalanx war den Griechen in den Ebenen Asiens, wie wir wissen, und der behenden Reiterei der Perser gegenüber sehr nützlich; diese Stellung wurde, unter dem Namen des „ägyptischen Karrees", den Franzosen wiedergegeben, weil sie in den Sandwüsten und gegen die leichte Reiterei der Mamelucken dasselbe Bedürfnis fühlten wie die Griechen. Bonaparte ließ jede seiner fünf Divisionen für sich ein Viereck bilden, das, an den Ecken durch Grenadierpelotons verstärkt, nach allen vier Seiten Front machte; so entstand das sogenannte volle Karree, statt des bisherigen hohlen, d. h. mit einem großen inneren Raum versehene. Die fünf Karrees, welche die schwache französische Kavallerie in ihre Mitte nahmen, gingen staffelförmig, um sich gegenseitig mit Feuer zu unterstützen, vor.

Einen derartig wilden Ansturm feindlicher Reiterschwärme, begleitet von betäubendem „Allah"-Geschrei, hatten die Franzosen in Europa noch nie erlebt; sie gestehen, daß selbst alte Soldaten erblaßt seien, als der Sturm auf sie einbrach; doch schlugen sie ihn glücklich ab und ihr Selbstvertrauen kehrte wieder. Der erste Mißerfolg schreckte die Mamelucken aber nicht.

Sie sammelten nun ihre ganze Streitmacht und lieferten den Franzosen am 21. Juli die Schlacht bei den Pyramiden. Mit folgenden Worten feuerte Bonaparte seine Truppen an, als die aufgehende Sonne diese Wunderbauten beleuchtete: „Soldaten, ihr werdet heute die Tyrannen Ägyptens bekämpfen. Bedenkt, daß von den Gipfeln jener Monumente 40 Jahrhunderte auf euch herabschauen!" Tausende von Mamelucken griffen die französischen Karrees an; einzelne Delis („Vorkämpfer"), die sich dem Tode geweiht, brachen (von ihrem Haschischgetränk berauscht) wohl in die fest geschlossenen Vierecke ein, dort aber wurden sie niedergemacht; wiederum war der Ungestüm dieser tapferen Söhne der Wüste an europäischer Kriegskunst gescheitert. Die Franzosen stürmten dann das Dorf, welches der Stützpunkt der Feinde war, und die Mamelucken flohen: Murad nach Oberägypten, Ibrahim nach Syrien zum dortigen türkischen Pascha.

Am 22. Juli hielt Bonaparte seinen feierlichen Einzug in Kairo und gedachte das Land zur bleibenden Behauptung zu organisieren.

Jetzt aber traf ihn ein harter Schlag. Der englische Admiral Nelson fand endlich die französische Flotte an der Küste von Ägypten und vernichtete sie in der Seeschlacht bei Abukir am 1. August. Das französische Admiralschiff von 120 Kanonen flog mit 1000 Mann in die Luft, von 21 Schiffen retteten sich nur vier. Die französische Armee in Ägypten und mit ihr Napoleon, nun abgeschnitten von der Heimat, schienen verloren.

Bonaparte ließ sich dadurch in seinem Siegeszuge nicht aufhalten; er sandte dem flüchtigen Murad-Bei Desaix nach und nahm die Kriegserklärung der Pforte, welche der Sieg bei Abukir ermutigt hatte, mit Ruhe entgegen.

Die Schlacht bei Embabeh. Zeichnung von F. Lix.

Gefährlicher für Frankreich wurde es, daß sich in Europa eine neue Koalition bildete. Österreich, Rußland, England, Sardinien und Neapel traten zusammen, denen sich, eine seltsame Ironie der Weltgeschichte, der Papst, das Oberhaupt der katholischen, und der Sultan, der Erbfeind der ganzen Christenheit, zugesellte.

Russische Truppen unter Suworow in der Schweiz 1799. Zeichnung von L. Burger.
Vorn Grenadier, Jäger, Musketier, Artillerist; links Husar, donischer, vornstehend uralischer Kosak; im Mittelgrunde Offizier und Tatar vom Tatarenregiment von Buranowski; hinten Kürassier- und Infanterieoffizier; rechts Fuhrwesen.

60000 Russen unter Suworow, welcher der Kaiserin Katharina weite Länder auf Kosten der Türken erobert und Polen als Beute zur letzten Teilung niedergeworfen hatte, trafen in Deutschland ein, um nach Italien zu marschieren. Am Lech stand der Erzherzog Karl mit 100000 Mann; an der

Etsch, dem Grenzflusse des österreichischen Gebiets in Italien, war eine Armee unter Kray aufgestellt. Diese griff der französische General Scherer an, ehe die Russen angekommen waren, wurde aber in mehreren Gefechten geschlagen und nach Suworows Eintreffen bis über die Adda zurückgeworfen. Auch Moreau, der nach ihm den Befehl übernahm, erging es nicht besser; Macdonald, der von Neapel herbeizog, wurde in einer dreitägigen Schlacht an der Trebbia durch Suworow besiegt.

Ein fast 70jähriger Veteran, jedoch von dem Feuer und der Kraft eines Jünglings, schroff und eigensinnig wie wenige, ein geschulter Feldherr, kühn in seinen Entwürfen bis zur Verwegenheit, aber von beispielloser Ausdauer und Kaltblütigkeit in ihrer Durchführung, besaß Suworow eine Macht über die Soldaten, wie sie wenigen Feldherren gegeben ist.

Der Tagesbefehl, welchen der russische Feldherr vor dieser Schlacht ausgab, charakterisiert den ganzen Mann. „In der Schlacht darf das Kommando Halt! gar nicht gehört werden! Es gilt kein andres als: Attackiert! Hieb! Stich! Hurra! Tambour und Musik!“ Von langen Feuergefechten wollte er nichts wissen. „Die Kugel ist eine Närrin!“ pflegte er zu sagen, „das Bajonett ein ganzer Mann.“ Mit den österreichischen Generalen und ihren gelehrten Dispositionen konnte er sich nicht abfinden, doch erzwang er sich ihre Hochachtung, mehr noch die der Franzosen.

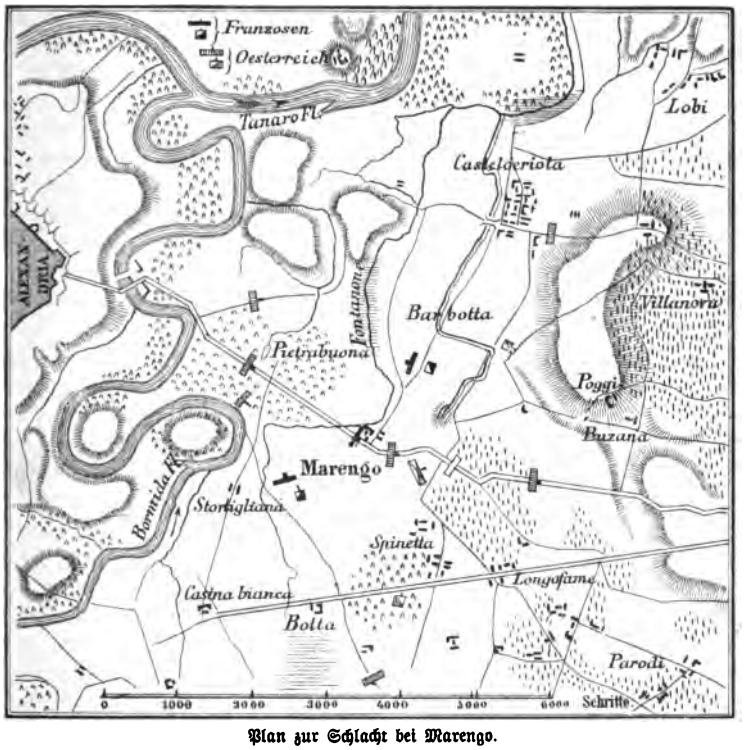
Die erwähnte Schlacht kostete den Franzosen zum Verluste der Lombardei auch den Piemonts. So war die Frucht der Siege Bonapartes in seiner Abwesenheit wieder verloren gegangen; es war hohe Zeit, daß er zurückkehrte, denn alles, selbst die Sicherheit Frankreichs, stand nun auf dem Spiele.

Jourdan war in Schwaben vom Erzherzog Karl geschlagen worden; dieser hatte in der Schweiz selbst Massena, „das Kind des Glücks“, besiegt und die Russen sollten nun, weil Österreich sie ungern in dem wiedergewonnenen Italien sah, in der Schweiz die Entscheidung suchen, während Erzherzog Karl am Mittelrhein operierte und Mannheim mit Sturm nahm.

Suworow fand aber, als er mit seinem Heere über den St. Gotthard kam, die Lage der Dinge schon verändert; Massena trat, nachdem er mehrere Korps geschlagen, ihm mit seiner gesamten Armee entgegen, so daß Suworow sich entschließen mußte, seinen Rückzug anzutreten, den er, alle Schrecken des Hochgebirges verachtend, nach Graubünden nahm.

Die Anstrengungen und Leiden der russischen Soldaten in dem berühmten Alpenfeldzuge überstiegen alle Begriffe. Es war nicht die Gebirgsnatur allein, die ihnen solche verursachte, sondern die schlechte Vorsorge, welche die österreichischen Behörden getroffen, besonders der Mangel an Verpflegung und Transportmitteln; die ewig neue Klage! Die Pferde der Kosakenregimenter mußten als Lasttiere benutzt werden, während ihre Reiter als leichte Infanterie Dienst thaten; aber die Steppenpferde bewährten sich als Saumtiere schlecht, zerstießen sich an den scharfen Felsen die Hufe und gingen größtenteils zu Grunde. In Stanz sammelte Suworow seine Scharen, im traurigsten Zustande und vor der Hand völlig gefechtsunfähig. Unverzagt schritt er zu neuen Angriffsplänen, als ihn die Änderung der Politik seines Kaisers vom Kriegsschauplatze

abrief. Suworow wurde nach St. Petersburg berufen, wo ihm ein Empfang mit großen Ehren vorbereitet war, allein er erkrankte auf dem Marsche zu Krakau, und es gelang seinen Feinden und Neidern, ihn wegen Nichtbefolgung kleinlicher kaiserlicher Dienstbefehle bei seinem Monarchen in Ungnade zu bringen. Nach seinem Eintreffen in Petersburg schien der Kaiser zwar gnädiger gegen ihn gestimmt zu sein, doch starb der Held, der Rußland so große Dienste geleistet hatte, im Gefühle der bittersten Kränkung am 18. Mai 1800.




Plan zur Schlacht bei Marengo.

Nizza und Genua waren jetzt allein noch von allen Eroberungen in den Händen der Franzosen, als Bonaparte aus Ägypten heimkehrte. Er war 1799 nach Syrien gegangen, hatte Akkon belagert, dasselbe achtmal vergebens gestürmt; unterdessen war der türkische Kapudan-Pascha (Großadmiral) an der ägyptischen Küste gelandet, wo er Abukir genommen, bald aber von dem aus Syrien zurückgekommenen Bonaparte bis zur Vernichtung geschlagen worden war. Die schlimmen Nachrichten aus Europa bewogen ihn nun, den Oberbefehl in Ägypten an Kleber zu übergeben und mit wenigen Begleitern nach Frankreich heimzukehren, wo er, den Engländern wiederum glücklich entgangen, am 7. Oktober ans Land stieg, vom Jubel des Volkes empfangen.

Seine erste That war, das im Volke verhaßte und verachtete Direktorium zu stürzen; vom „Rat der Alten“ mit Vorwürfen überschüttet, erteilte er seinen Grenadieren den Befehl, mit gefälltem Bajonett den Sitzungssaal zu leeren. Frankreich erhielt wieder einmal eine neue Verfassung!

Drei Konsuln bildeten von nun ab die Regierung; Bonaparte wurde mit monarchischer Gewalt zum Ersten Konsul ernannt. — Vor allem mußte zuerst das Übergewicht Frankreichs durch die Waffen hergestellt werden; es geschah in dem glänzenden Feldzuge des Jahres 1800. Erzherzog Karl hatte seiner Gesundheit wegen den Oberbefehl niedergelegt; in Deutschland kommandierte Kray, in Italien Melas. Dieser eroberte Nizza und belagerte dann Genua, wohin er Massena zurückgeworfen. In Deutschland dagegen ließ der Erste Konsul den General Moreau mit der Donauarmee über den Rhein gehen, Kray ward mehrmals geschlagen und ganz Bayern erobert. Unterdessen hatte Bonaparte im Mai eine Armee unter Berthier die Alpen übersteigen lassen und deren Befehl selbst übernommen; am 2. Juni besetzte er Mailand und wandte sich dann gegen den Po. Genua hatte, nachdem die gräßlichste Hungersnot in der belagerten Stadt ausgebrochen war, am 5. Juni kapituliert. Melas war durch Bonaparte umgangen worden, er hoffte aber, sich durchzuschlagen und griff am 14. Juni die Franzosen bei Marengo an. Hier kam es zu der Schlacht, welche Italiens Schicksal entschied.

Anfangs stand die Schlacht schlecht für die Franzosen. Die Grenadiere der Konsulargarde schlugen den Angriff der österreichischen Reiterei kaltblütig ab, wurden aber endlich zersprengt; Melas hielt die Schlacht für gewonnen, schon verließ er das Schlachtfeld, um seinen Sieg nach Wien zu melden. Da erschien Desaix mit frischen Truppen zu rechter Zeit; mit den Worten: „Ihr seid als Franzosen schon zu weit zurückgegangen — erinnert euch, daß ich gewohnt bin, auf dem Schlachtfelde zu übernachten!“ feuerte Napoleon die Seinigen zu einer letzten Anstrengung an. Die Österreicher wurden aus verdeckter Aufstellung mit mörderischem Kartätschenfeuer empfangen, dann brach Desaix hervor, welcher selbst fiel. Ein Kavallerieangriff Kellermanns zersprengte die österreichische Grenadierkolonne und warf eine ganze Dragonerbrigade in wilde Flucht, auf der sie zum Teil ihre eigne Infanterie über den Haufen ritt. Der Sieg war gewonnen. Am folgenden Tage unterzeichnete Melas den Waffenstillstand, welcher dem Feldzuge ein Ziel setzte. Auch in Deutschland wendete sich das Glück.

Hier erfocht Moreau den Sieg bei Hohenlinden am 3. Dezember gegen den Erzherzog Johann. In der Not wurde wiederum Erzherzog Karl zum Oberbefehlshaber berufen, er konnte aber den schlimmen Ausgang des Krieges nicht mehr abwenden. Die Franzosen drangen bis nach Linz vor und bedrohten schon Wien, als der Waffenstillstand und bald darauf der Friede von Lüneville am 9. Februar 1801 geschlossen wurde.

Eine mehrjährige Waffenruhe trat nun auf dem Kontinente ein; im nächsten Feldzuge sehen wir Bonaparte bereits als Kaiser der Franzosen an der Spitze seiner sieggewohnten Scharen.

Französische Reiterei zu Fuße kämpfend. Nach H. Vernet.

# 5. Feldzug 1805 gegen Österreich und Rußland.

## Feldzug 1806—7 gegen Preußen und Rußland.

Es folgt nun die glorreichste Zeit für Frankreich; noch heute den Franzosen unvergeßlich, wie die damalige Größe ihres Kaiserreichs! Daß diese gewonnen war durch unerhörten Kronen- und Länderraub, daß die Völker Europas in den Staub getreten wurden, das französische Volk selbst, seiner Freiheit beraubt, für den Ehrgeiz und die Herrschsucht Napoleons das Blut und Leben von Hunderttausenden seiner Söhne opfern mußte, kümmerte die große Nation wenig.

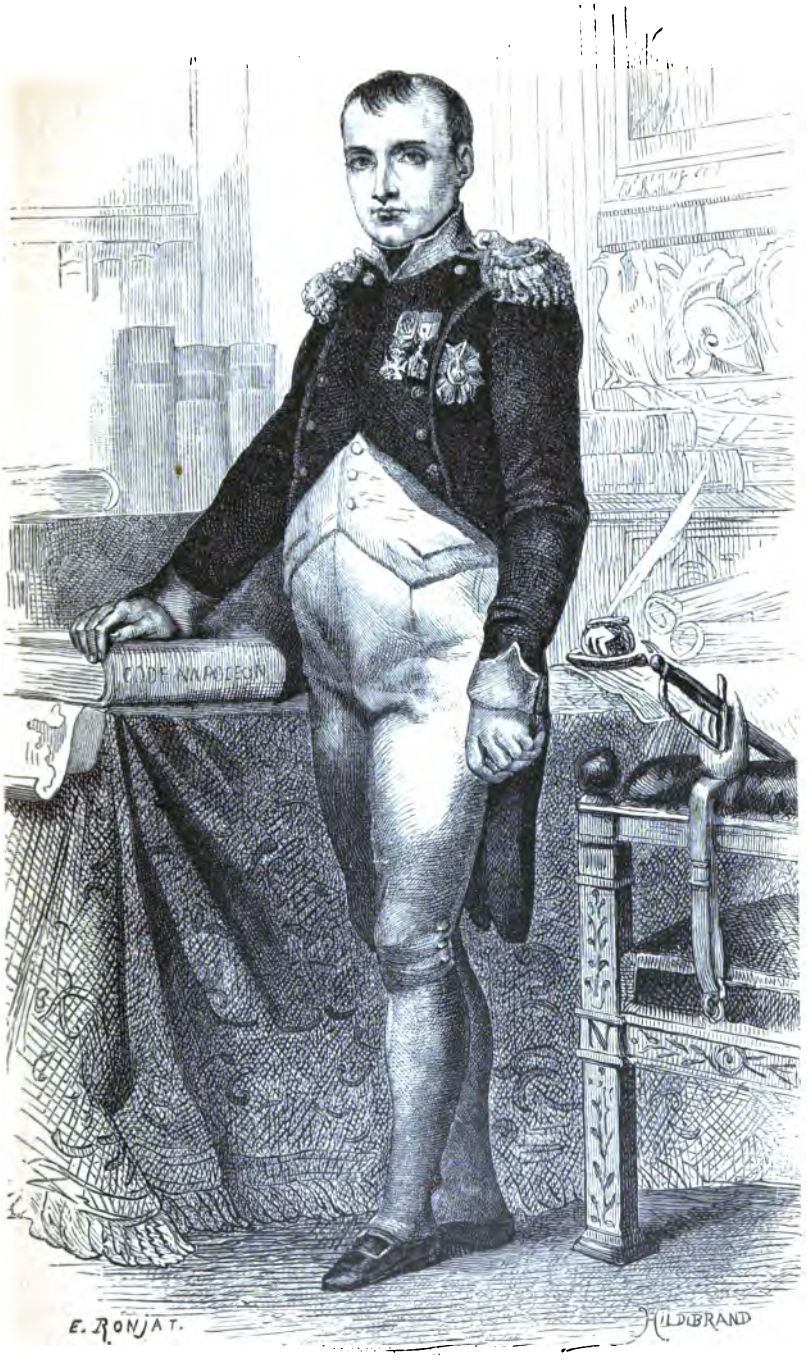
Unser Soldatenbuch kann solchen Betrachtungen nicht nachgehen, denn als Soldat und Feldherr verdient der Kaiser gerechte Bewunderung; aus seiner Siegeszeit vermögen wir nur das uns besonders interessant Erscheinende zu schildern.

Bonaparte hatte 1804 als Kaiser Napoleon den Thron von Frankreich bestiegen und sich 1805 auch die Eiserne Krone von Italien aufgesetzt. Zum Vizekönig von Italien ernannte er seinen Stiefsohn, Eugen Beauharnais. Die republikanische Partei in Frankreich, ihm jetzt als Monarchen feindlich und ihn mit Verschwörungen, sogar mit Meuchelmord (die „Höllenmaschine") bedrohend, wurde mit Strenge unterdrückt: Pichegru, Moreau wanderten in die Verbannung.

Den Herzog von Enghien, einen Prinzen des bourbonischen Königshauses, der ihm der Teilnahme an jenen Verschwörungen verdächtig schien, ließ er auf deutschem Gebiete verhaften und nach kurzem Kriegsgericht erschießen! Ein Akt rohester Gewalt, doch das ohnmächtige Deutsche Reich war nicht in der Lage, die ihm angethane Schmach zu rächen.

In Italien wurden neue Gebietserweiterungen gemacht; Genua und Parma Frankreich einverleibt. Talleyrand, der Minister des Auswärtigen, erklärte: „Frankreich achtet, wie der Ozean, eitle Dämme nicht, sondern setzt sich seine Grenzen selbst.“

Diese womöglich wieder auf den früheren Umfang zurückzuführen, brachte endlich Pitt, die Mißstimmung der Mächte gegen Frankreich benutzend, eine dritte Koalition zwischen England, Österreich, Rußland und Schweden zustande. Preußen lehnte die Teilnahme ab. Der Feldzugsplan der Verbündeten war im großartigsten Maßstabe angelegt. Zwei österreichisch-russische Armeen, eine in Italien unter Erzherzog Karl, die andre in Deutschland unter Erzherzog Ferdinand und Mack, eine dritte österreichische in Tirol unter Erzherzog Johann, sollten gegen Frankreich vordringen, ein Korps Russen und Schweden die Franzosen aus Hannover verjagen, ein andres von Engländern und Russen in Neapel landen und gegen den Po marschieren. Dies der Plan, welcher aber Napoleon nicht unvorbereitet traf. — Schon als Konsul hatte Napoleon unablässig an der Verbesserung seiner Armee gearbeitet, sie in Armeekorps geteilt, deren jedes, von einem Marschall befehligt, 2—4 Infanteriedivisionen, eine leichte Kavalleriedivision und 4—8 Batterien zählte. Die Titel „Oberst“ und „Regiment“, von den Führern der Revolution als monarchische Erinnerung beseitigt, wurden wieder eingeführt; auch ein neuer Orden, welchen gleichmäßig Offiziere wie Soldaten erhalten konnten, gestiftet: die „Ehrenlegion“, ein fünfzackiges Ehrenzeichen an rotem Bande. Bei der Infanterie hatte er jedem Bataillon eine Voltigeurkompanie gegeben. Nach der ursprünglichen Bestimmung wurden die kleinsten Leute dazu genommen, welche sicher schießen, mit leichter Kavallerie verbunden dieser im Laufschritt folgen, oder auf deren Pferde voltigierend (davon Voltigeurs genannt), sich auf wichtige Punkte tragen lassen sollten. Sechs Kompanien bildeten seit 1808 ein Bataillon, die beiden Elitekompanien, Grenadiere und Voltigeure, standen auf den Flügeln; fünf Bataillone bildeten ein Regiment. Die nicht zu den Korps verteilte Kavallerie war als Reservekavallerie vereinigt. Die Zahl der Dragonerregimenter wurde bedeutend vermehrt; da es aber an Pferden mangelte, wurden die Unberittenen in Bataillone formiert und im Infanteriedienste geübt. Zur Ausbildung der Truppen für künftige Kriege waren schon seit 1803 große Lager errichtet worden. Hier wurden sie im militärischen Geiste und zu strenger Disziplin erzogen und so der starken einheitlichen Leitung ihres Kriegsherrn angepaßt. Einige Worte nur über Napoleons Garde. Den Stamm derselben bildete das Grenadierbataillon, welches der Konvent 1792 zu seinem Schutze gegen die Straßendemokratie gebildet hatte, wozu unter dem „Direktorium“ noch zwei Eskadrons gekommen waren. Diese Truppe wurde 1799 zur Konsulargarde, 2000 Mann stark; sie leistete bei Marengo als Kerntruppe vortreffliche Dienste.




Napoleon I., Kaiser der Franzosen. Zeichnung von E. Ronjat.

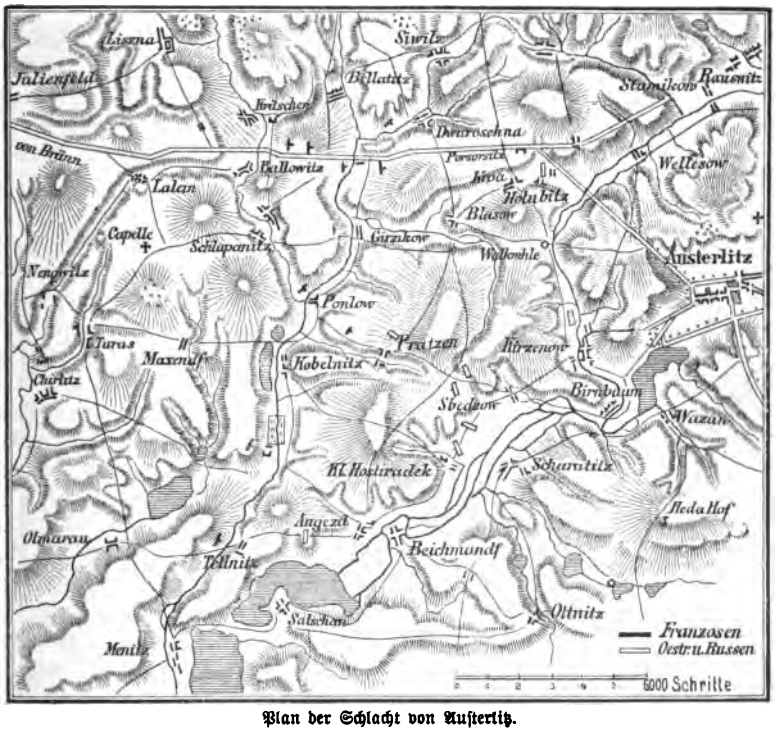
1804 wurde sie zur Kaisergarde umgeschaffen, ihre Stärke betrug gegen 10000 Mann, darunter auch eine Kompanie Mamelucken und ein Bataillon Matrosen. Von der Mannschaft wurde verlangt, daß sie eine sechsjährige Dienstzeit sowie zwei Feldzüge mitgemacht habe. Im Feldzuge 1812 stieg die Stärke des Gardekorps sogar auf 55000 Mann. Es stand selbst bei den Gegnern in hohem Ruf, an Kriegstüchtigkeit wurde es von keiner Truppe der Welt übertroffen; die Garde fand auf dem Schlachtfelde von Waterloo ein ruhmvolles Ende. Neben der „Alten Garde" hatte Napoleon auch eine „Junge Garde" errichtet, aus Leuten von kürzerer Dienstzeit, ferner „Veliten", Söhne des begüterten Mittelstandes, welcher durch diese Auszeichnung an den Kaiser gefesselt werden sollte. Wir werden später auf die Kaisergarde Napoleons noch einmal zurückkommen.

**Feldzug 1805.** An der Küste Frankreichs bei Boulogne war eine sogenannte „Armee von England" zusammengezogen worden, welche, um die Briten zu täuschen, Anstalten zur Landung in England traf. Napoleon war selbst dort zugegen. Plötzlich gab er Befehl zum Aufbruch nach Deutschland. Es waren vier Armeekorps, die in Deutschland einbrechen sollten, unter Davoust, Soult, Lannes und Ney, sowie die Reservekavallerie, welche Murat, der Schwager des Kaisers, befehligte. Das Marschziel dieser Armee war Mannheim und Straßburg, wohin auch die Garden von Paris beordert wurden. Aus Holland sollte das Korps Marmonts über Mainz, aus Hannover das Bernadottes durch Hessen auf Würzburg rücken, um sich hier zu vereinigen und den bis Ulm vorgedrungenen Österreichern in den Rücken zu kommen. Diese mußten vor Ankunft der Russen geschlagen werden, dann sollte der Marsch auf Wien gehen. In Italien war Massena gegen den Erzherzog Karl aufgestellt; dort sollte er nur einen hinhaltenden Krieg führen, denn die Entscheidung sollte an den Ufern der Donau fallen.

Dieser Feldzugsplan wurde meisterhaft durchgeführt. Bernadotte, rücksichtslos das neutrale preußische Gebiet von Ansbach durchschreitend, und Marmont, in Verbindung mit den Bayern (welche, von den Österreichern mit Entwaffnung bedroht, sich mit den Franzosen verbündet hatten), nahmen die Donauübergänge hinter den Österreichern, die andern Korps griffen in der Front an; Mack, von allen Seiten, selbst von Tirol abgeschnitten, wurde nach dem Treffen bei Elchingen in Ulm rings eingeschlossen und mußte am 17. Oktober mit 23000 Mann kapitulieren. Nur dem Erzherzog Ferdinand gelang es, sich mit der Kavallerie auf dem linken Donauufer nach Böhmen durchzuschlagen. Beschämt zogen die tapferen österreichischen Krieger an Napoleon vorüber, streckten das Gewehr vor dem Sieger, legten 40 Fahnen vor ihm nieder und überlieferten ihm 60 bespannte Kanonen. Zu spät sah man in Wien ein, daß Mack der hohen Stelle nicht gewachsen sei und ließ ihn durch ein Kriegsgericht seiner Ehren und Würden berauben. Es rächte sich bitter, daß man schon seit Jahren alle selbständigen Persönlichkeiten im Heere beseitigt und lenksame Mittelmäßigkeiten begünstigt hatte.

Die Kapitulation von Ulm und das rasche Vordringen Napoleons im Donauthale zwang auch die Erzherzöge Johann in Tirol und Karl in Italien, obgleich letzterer drei Angriffe Massenas an der Etsch abgeschlagen hatte, zum Rückzuge nach der ungarischen Grenze, wo beide sich vereinigten.

Kutusow mit der russischen Armee traf Ende Oktober am Inn ein, zog sich aber unter steten Gefechten vor der französischen Hauptmacht zurück und wich auf das linke Donauufer aus. Am 13. Dezember rückten die Franzosen in Wien ein und bemächtigten sich durch Überrumpelung der Donaubrücke; der Fürst Auersperg, der hinter dem Übergange mit 13000 Mann zur Verteidigung aufgestellt war, hatte sich täuschen lassen, indem man ihm einen Waffenstillstand vorspiegelte, was ihn bewog, seine Truppen vom Ufer zurückzuziehen. Kassation und Festungshaft erwarteten ihn für seine thörichte That. —




Plan der Schlacht von Austerlitz.

Der gleichzeitige Seesieg der Engländer bei Trafalgar, der den Verlust der ganzen französischen Flotte zur Folge hatte, minderte jedoch Napoleons Freude über das unerhörte Kriegsglück; wir werden darauf später zurückkommen.

Kutusow zog jetzt nach Mähren ab, wohin ihm Napoleon mit zwei Korps folgte; Ende November stand er bei Brünn den Verbündeten gegenüber, welche, nach Ankunft der russischen Garden, ohne die Verstärkung durch die Erzherzöge oder die Mitwirkung Preußens abzuwarten, eine Schlacht beschlossen.

Am 2. Dezember 1805 kam es zur Schlacht bei Austerlitz; von der Anwesenheit der Monarchen die Dreikaiserschlacht genannt, gilt sie als Napoleons glänzendster Sieg. Die Stärke beider Heere war ungefähr gleich; jedes zählte etwa 80000 Mann.

Napoleon hatte Stellung am sogenannten Goldbache genommen, dessen Übergänge sein rechter Flügel mit einer Division besetzt hielt, während zwei andre dahinter zum Vorstoß bereit standen. Der linke Flügel (zwei Korps und die Reservekavallerie) war über den Bach vorgeschoben; die Garden und Grenadiere blieben in Reserve. Die Verbündeten schienen Napoleons Kriegsmanier noch gar nicht begriffen zu haben, denn sie glaubten, er werde sich auf die Verteidigung beschränken. In fünf Kolonnen setzten sie sich am 2. Dezember früh staffelförmig vom linken Flügel in Bewegung gegen die Übergänge des Goldbaches. Nachdem diese Defileen überschritten, wollte man sich jenseits in der rechten Flanke des Feindes entwickeln, diesen aufrollen und von seiner Rückzugslinie auf Wien abschneiden. Der rechte Flügel, bei welchem die Reservekavallerie unter Fürst Liechtenstein und die russischen Garden unter dem Großfürsten Konstantin waren, sollte dann auch die Offensive ergreifen; der schön erdachte Plan wurde aber durch Napoleons Feldherrnbegabung total zu nichte gemacht.

Tiefer Nebel bedeckte noch die Gegend am 2. Dezember, aber bald brach die Sonne durch, die sprichwörtlich gewordene „Sonne von Austerlitz", und die Schlacht begann. Die Goldbachdefileen wurden genommen; aber Kutusow, der Oberfeldherr, hielt aus Bedenklichkeit die vierte Kolonne noch zurück, wodurch sie die Verbindung mit den andern verlor. Napoleon erkannte den Moment zum Handeln, er ließ seine Angriffsmassen unter Soult gegen die Höhen von Pratzen, den Schlüsselpunkt der feindlichen Schlachtordnung, vorgehen, um diese zu durchbrechen. Hinter den Defileen stand Davoust mit frischen Truppen bereit und hielt durch eine Flankenstellung den Feind in Schach. Bei Pratzen stießen Napoleons Massen auf die vierte russische Kolonne, welche endlich auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers Alexander angetreten war. Es entstand ein mörderischer Kampf, der mit der völligen Niederlage der Russen endigte; diese war überwältigend. Der russische General Toll berichtet, er habe seinen Kaiser mit einem einzigen Begleiter weinend am Wege sitzend gefunden. Die Streitkräfte der Verbündeten waren in zwei Teile völlig gesprengt. Ihr rechter Flügel stand noch im Feuer gegen Napoleons linken, die Kavallerie machte sogar einige glückliche Attacken (das russische Regiment Garde zu Pferde ritt vier Karrees unter den Augen Napoleons nieder und warf dessen reitende Gardegrenadiere), aber die Niederlage war nicht abzuwenden. Unterdessen hatte Napoleon seine Garden zur Besetzung der erstürmten Höhen von Pratzen vorgeführt und ließ die Truppen, welche dieselben genommen, den noch jenseits und an den Defileen kämpfenden feindlichen Kolonnen in den Rücken gehen, sie wurden großenteils vernichtet.

Obschon Erzherzog Karl durch Ungarn nahe genug herangekommen war, um dem Kriege eine andre Wendung zu geben, und auch Erzherzog Ferdinand mit den in Böhmen gesammelten Truppen Erfolge über getrennte französische Korps und die Bayern unter Wrede erfochten hatte, schloß dennoch Österreich am 6. Dezember einen Waffenstillstand, dem der Friede zu Presburg am 26. Dezember folgte. Österreich trat Venetien, Tirol, Vorarlberg und seine schwäbischen Besitzungen samt dem Breisgau ab; Rußland aber schloß keinen Frieden.

Die Stiftung des „Rheinbundes“, zu dessen Protektor sich Napoleon erklärte, war die fernere Folge dieses Friedens; Deutschlands Fürsten wurden großenteils zu Satrapen des französischen Kaisers erniedrigt, woran die Erhebung der Kurfürsten von Bayern und Württemberg zu Königen nichts änderte! Sie mußten dem Kaiser Heeresfolge leisten; bis zu 63000 Mann deutscher Truppen standen fortan stets zu seiner Verfügung und haben ihr Blut für seine Ruhmbegierde auf allen Schlachtfeldern Europas vergossen.

Die Franzosen vor Wien. Zeichnung von A. Beck.

Preußen trat Ansbach an Bayern, Kleve und Neuschatel an Frankreich ab; es nahm dafür ein gefährliches Geschenk aus Napoleons Hand: Hannover, dessen Besitz, da es englisches Gebiet, ihm bald verderblich werden sollte. Napoleon entsetzte ferner den König von Neapel und gab dies Land seinem Bruder Joseph, Holland als Königreich erhielt Ludwig, der Vater Napoleons III., seinem Schwager Murat verlieh er das Herzogtum Berg. Alle zwischen den Gebieten der Rheinbundsfürsten liegenden, bisher reichsunmittelbaren Stände wurden mediatisiert, d. h. ihrer Selbständigkeit beraubt. Damit war das „heilige römische Reich deutscher Nation“ aufgelöst, durch innere Zwietracht längst schon ein Schatten früherer Größe. Palm, der Verleger einer kleinen Schrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ wurde auf Befehl des Despoten erschossen. Kaiser Franz legte den deutschen Kaisertitel nieder.

**Feldzug 1806—7.** Ein Krieg mit Preußen war durch fortgesetzte Herausforderungen dieses Staates unvermeidlich geworden. Napoleon wollte mit Preußen wegen der Kriegsrüstung von 1805 abrechnen, vor Europa aber sich als den Angegriffenen darstellen, darum reizte er seinen Gegner zur Kriegserklärung. Er hinderte die Errichtung eines Norddeutschen Bundes als Gegengewicht zum Rheinbunde, forderte Kurhessen auf, diesem beizutreten, gab Hannover an England zurück, um dies zum Frieden zu stimmen, und verweigerte die Zurückziehung seiner Armee aus Deutschland, angeblich, weil Rußland noch keinen Frieden mit ihm geschlossen habe. So standen die sechs Armeekorps, mit welchen er den kurzen Feldzug von 1805 geführt hatte, noch immer schlagfertig am Main, im Herzen Deutschlands.

War die preußische Armee der französischen gewachsen? An Tapferkeit gewiß, in ihrer allgemeinen Verfassung durchaus nicht. Sie ruhte auf ihren Lorbeeren aus Friedrichs des Großen Zeit; die Fortschritte im Kriegswesen waren trotz der letzten Erfahrungen fast spurlos an ihr vorübergegangen. Die meisten höheren Offiziere, bis auf die Hauptleute herab, waren überaltert und kriegsuntüchtig. Der gemeine Soldat that mechanisch seine Schuldigkeit. Die Massen des Volkes blieben kalt und gleichgültig; nur die Alten, die den großen König noch gekannt hatten, vertrauten fest auf den Sieg, sprachen prahlend von dem Zuge nach Paris. Mangelhaft war die Bekleidung des Heeres aus leidigen Ersparungsgründen, die Bewaffnung der Infanterie nicht minder. „Die Ausrüstung", sagt General von Höpfner, welcher ein vortreffliches Werk über den Krieg von 1806 und 1807 geschrieben hat, „war durchweg noch die alte geblieben; mit Zelten, wo die Franzosen biwakierten, mit Brot- und Mehlwagen, wo jene vom Lande lebten, mit einer unglaublichen Menge von Gepäck für die Offiziere, wo der Franzose sein Eigentum bei sich trug." Die preußische Kavallerie war der französischen freilich überlegen und hatte, wie wir wissen, ihren Ruf in den Feldzügen von 1793 und 1794 bewährt.

Napoleon hielt es für nötig, seine Infanterie 1806 zu ermahnen, sich vor der „berühmten preußischen Kavallerie" in acht zu nehmen. Aber seine eigne Reiterei, wenn auch nicht so gut, wurde besser geführt als jene; sie hatte junge, entschlossene Generale, an ihrer Spitze Murat, den neuen Großherzog von Berg, dem zu feuriger Thatkraft nur die nötige Besonnenheit fehlte, um ein vollkommener Reitergeneral zu sein.

In Preußen herrschte allgemeine Entrüstung über die erfahrenen Beleidigungen, die Nationalehre forderte den Krieg; am feurigsten sprach dafür Prinz Louis Ferdinand, selbst die schöne Königin Luise, die edelste deutsche Frau, teilte die Stimmung des Volkes. Der König gab Befehl zur Mobilmachung der Armee und stellte wiederum den Herzog von Braunschweig an die Spitze — nach seinem Mißerfolge in Frankreich wieder ihn, einen energielosen Greis!

So begann der einzige gänzlich verlorene Feldzug der ruhmreichen preußischen Kriegsgeschichte. Beispiellos wie das Aufsteigen dieses Staates, sollten auch seine Niederlagen werden, allen kommenden Geschlechtern unvergeßlich, allen aber auch eine Mahnung zur Selbsterkenntnis, Treue und opferfreudigen Hingebung für König und Vaterland!

Die preußische Armee stellte sich in Thüringen auf, mit dem Hauptquartier in Erfurt. Der Kriegsplan war, die feindliche Aufstellung in der Mitte zu durchbrechen, während das Korps des Generals Rüchel von Eisenach gegen Fulda, und Fürst Hohenlohe, zu welchem die verbündeten Sachsen gestoßen, gegen Nürnberg vordringen sollte. Aber Napoleon war schon in Bamberg angekommen; hier erhielt er am 7. Oktober das preußische Ultimatum und beantwortete es nur durch eine Proklamation an seine Armee, ganz im Stile der früheren, die wir schon kennen gelernt haben.

Preußische Offiziere und Soldaten 1806. Zeichnung von L. Burger.

Er begann sofort seine Operationen: zwei Korps, Soult, Ney, und die Bayern unter Wrede marschierten auf Hof, wo der preußische General Tauentzien vorgeschoben stand; die Mitte, Bernadotte, Davoust, die Garde (15000 Mann stark) unter Bessières, und die Reservekavallerie auf Schleiz, der linke Flügel, Lannes und Augereau, über Koburg gegen Saalfeld. Durch diese Bewegungen auf dem rechten Ufer der Saale wurde die Aufstellung der preußischen Armee umgangen; zu spät entschloß sich der Herzog von Braunschweig, über die Saale zurückzugehen und jenseits wieder Front zu machen. Das Korps des Fürsten Hohenlohe (Preußen und Sachsen) sollte bei Jena diesen Flankenmarsch decken.

Seine Avantgarde unter dem Prinzen Louis Ferdinand stand bei Saalfeld. Hier wurde dieselbe am 10. Oktober von einem Teile des Lannesschen Korps angegriffen und geschlagen, wobei der Prinz, im Handgemenge mit einem französischen Husaren, von diesem durch die Brust gestochen, den Heldentod fand.

General Tauentzien hatte sich nach dem Gefechte bei Schleiz schon durchschlagen müssen; im Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig konnte man noch immer nicht zum Abmarsch kommen, und Murats leichte Reiter streiften schon bis Leipzig! Endlich am 13. Oktober setzte sich der Oberfeldherr in Bewegung, versäumte aber, noch an diesem Tage den Paß von Kösen über die Saale zu besetzen, und traf am 14. im Morgennebel schon auf dem linken Ufer das Davoustsche Korps. Ebenso hatte Napoleon, der am 13. Oktober in Jena angekommen war, diese Stadt und den Landgrafenberg, die wichtigste, alle Wege aus dem Saalthale beherrschende Höhe, unbesetzt gefunden.

Napoleon ließ sofort die Schluchten, welche auf das Plateau führen, für Geschütz gangbar machen, das 5. Korps (Lannes) in der Dunkelheit hinaufrücken und den Landgrafenberg durch die Garden besetzen, in deren Mitte er biwakierte. Die preußischen Vorposten sollen die Arbeit der französischen Pioniere in den Schluchten gehört, die Fackeln, welche den Kaiser auf die Höhe geleiteten, bemerkt und auch das donnernde „Vive l'Empereur!“ deutlich vernommen haben, mit welchem ihn die Garden empfingen. Es wurde aber auf diese Meldung keine Wichtigkeit gelegt! — Am 14. Oktober begann die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt; dort wurde Fürst Hohenlohe von Napoleon angegriffen, hier griff der Herzog von Braunschweig die über das Defilee gekommenen Vortruppen Davousts an. Betrachten wir die Unglücksschlachten einzeln.

Bei Jena gab Napoleon um 6 Uhr Befehl zum Angriff. Tauentzien mit den Vortruppen hielt sich zwei Stunden lang, dann erhielt er vom Fürsten Hohenlohe, der noch immer an keine Schlacht glaubte, den Befehl, sich auf das Gros zurückzuziehen, das sich endlich formierte. Die Franzosen gewannen dadurch Terrain, aus den Hohlwegen sich auf der Höhe weiter auszubreiten. Beim Dorfe Vierzehnheiligen entspann sich nun ein Kampf, der anfangs für die Preußen eine günstige Wendung zu nehmen schien. Hohenlohe benutzte diese aber nicht zum Angriff, der vielleicht die noch ungenügenden Streitkräfte der Franzosen von der Hochfläche in die Defileen zurückgeworfen hätte, auch von der überlegenen Kavallerie wurde kein Gebrauch gemacht; Napoleon konnte seine ganze Übermacht entfalten, welche er zum allgemeinen Angriff schreiten ließ. Noch hätte sich Hohenlohe durch einen Rückzug auf das von Weimar im Anmarsch begriffene Rüchelsche Korps retten können, aber er mochte sich dazu nicht entschließen, selbst dann nicht, als eine französische Division seine Verbindung mit den Sachsen trennte, welche eine Höhe an der Straße nach Weimar besetzt hatten. Gegen den linken preußischen Flügel ging Soult mit zwei großen Angriffsmassen, andre drangen gegen Vierzehnheiligen vor. Da brach die Kraft der erschöpften Truppen. Sie fingen an zu weichen, und da von allen Seiten umfaßt, wurde der Rückzug bald zur Flucht. In diesem Moment traf Rüchel mit seinem Korps ein; statt den Rückzug zu decken, nahm er die unrettbar verlorene Schlacht von neuem auf und wurde, nach kurzem Gefecht geschlagen, in die allgemeine Auflösung verwickelt.

Soldaten Napoleons. Die Alte Garde (1806). Zeichnung von A. Beck.

Jäger zu Pferde im Dienſtanzug und in großer Uniform. Lanzenreiter. Voltigeur. Füſilier. Grenadier. Armee-Gendarmerie.

Die Schlacht bei Auerstädt, drei Meilen von Jena entfernt, wurde nicht einmal völlig ausgekämpft. Im Vormarsch stieß die Spitze der Preußen beim Dorfe Hassenhausen im dichten Nebel auf den Feind. Blücher ging mit der Kavallerie vor, die jedoch eine unglückliche Attacke machte, dann folgte ein langwieriges Infanteriegefecht bei Hassenhausen, das von preußischer Seite ganz nach dem alten Reglement geführt wurde. Da aber die drei preußischen Divisionen, alle auf einer Straße marschierend, nur nach und nach in das Gefecht rückten, so konnte Davoust immer mehr Truppen über das Defilee ziehen, eine Zeitlang stand die Schlacht wie festgebannt, bis der Herzog von Braunschweig, durch beide Augen geschossen, fiel und nun alle Leitung aufhörte. Der König griff zwar persönlich ein, aber die Kavallerie hatte sich, trotz einzelner glänzender Angriffe, zersplittert und fehlte im entscheidenden Moment; der linke Flügel war mit Umgehung bedroht, gegen den rechten ging eine frische französische Division vor. Noch war eine starke preußische Reserve verfügbar, durch welche die Schlacht vielleicht noch gewonnen worden wäre, aber der Rückzug wurde angetreten. Die Niederlage bei Jena, als sie bekannt wurde, bewirkte dann auch die Verwirrung und Flucht der andern Armee.

„Das waren Greuel", sagte später Gneisenau, der fürchterlichen Nacht nach der Schlacht gedenkend, „tausendmal lieber sterben, als das noch einmal erleben." — Wagen, Geschütze, Fußgänger und Reiter, alles schob sich im Wirrwarr weiter, die einzelnen waren in Dörfern und Häusern zerstreut, um Hunger und Durst zu stillen, die Haufen hemmten und durchkreuzten sich gegenseitig, ungangbare Wege und die einbrechende Dunkelheit mehrten die Verwirrung ins Unbeschreibliche. Die Preußen sollten lernen, was die dämonische Macht des Schreckens über ein geschlagenes Heer vermag."

Wer eine unparteiische Geschichte der Schlacht von Jena liest, der wird sich überzeugen, daß die Truppen, Mannschaft wie Offiziere, die in der Front gestanden, sich mit geringen Ausnahmen gut und tapfer geschlagen haben, daß die Schuld nicht sie, sondern zunächst die Heeresleitung trifft, welche in den Händen unfähiger Leute lag; ebenso gewinnt man trotz der veralteten taktischen Formen und der Schwerfälligkeit des ganzen Heereskörpers die Überzeugung, daß die Schlacht vielleicht gewonnen werden konnte. Wenn der Krieg dann doch noch einen unglücklichen Ausgang genommen hätte: die schmachvolle Auflösung des Heeres, der unerhörte Fall der Festungen, die Kapitulationen im freien Felde, der Verlust des Landes bis an die äußerste Grenze wären nicht gefolgt. Nun aber schien alles verloren, dieser Gedanke überkam den gemeinen Soldaten wie die Generale, besonders die meisten Kommandanten der preußischen Festungen.

Schon am 16. Oktober kapitulierte Erfurt mit 14000 Mann; ein Gefangenentransport wurde von preußischen Husaren befreit, doch kein einziger Soldat suchte seine Fahne wieder auf, alle liefen nach Hause. Am 24. rückten die Franzosen in Berlin ein, am 25. ergab sich Spandau. Fürst Hohenlohe, der seine geschlagenen Truppen unter den Kanonen von Magdeburg wieder gesammelt hatte, glaubte sich von dem verfolgenden Murat bei Prenzlau rings umschlossen, was gar nicht der Fall war, und streckte am 28. Oktober mit

12000 Mann das Gewehr. Ein letzter verzweifelter Angriff des tapferen Prinzen August scheiterte. Blücher, nach Mecklenburg ausweichend, schlug sich mit seinem Korps bis Lübeck durch, wo er auf englischen Schiffen zu entkommen hoffte; diese blieben jedoch aus und auch er mußte nach tapferer Gegenwehr am 6. November kapitulieren, „weil er kein Brot und keine Munition mehr habe“; so mußte auch er, der mutvolle Heldengreis, grollend, wenn auch mit Ehren, die Waffen niederlegen. Unterdessen war Stettin am 29. Oktober und Küstrin am 1. November übergeben worden. Endlich kapitulierte auch das starke Magdeburg mit 20000 Mann, obschon der Kommandant gelobt hatte, sich nicht eher zu ergeben, als bis ihm das Schnupftuch in der Tasche brenne!

Reitergefecht in der Schlacht bei Jena. Zeichnung von A. Beck.

Überall zeigte die Haltung der Besatzungen, daß sie eines besseren Loses würdig waren. Junge Offiziere zerbrachen in wilder Verzweiflung ihre Degen; gemeine Soldaten setzten einander die Muskete auf die Brust und feuerten ab, um den Schimpf der Kapitulation nicht zu erleben.

13 Tage nach der Schlacht bei Jena zog Napoleon in Berlin ein; zum Unglück kam die Schande. Im Königsschloß der Hohenzollern schrieb er unflätige Schmähungen gegen die Königin Luise; Rock und Degen Friedrichs d. Gr. raubte er und schenkte sie seinen Invaliden in Paris, die Viktoria auf dem Brandenburger Thore wurde herabgerissen und ebenfalls nach Paris geschleppt. „Preußen ist verschwunden“, schrieb der übermütige Sieger befriedigt an den

Sultan. — Wir verschweigen nichts, denn die Schmach ist gesühnt worden auf den Schlachtfeldern der Befreiungskriege und des Jahres 1870!

Doch Blüchers Zug nach Lübeck ist nicht der einzige Lichtblick in dieser trüben Zeit. Danzig, wo General Kalckreuth kommandierte, und Kolberg wurden tapfer verteidigt, erstere Festung mußte freilich zuletzt auch übergeben werden, aber erst am 24. Mai 1807 und mit freiem Abzug der Besatzung; Kolberg dagegen wurde glänzend bis zum Frieden behauptet durch seinen Kommandanten Gneisenau und die treue Mitwirkung des Bürgermeisters Nettelbeck, der die Einwohner zu mutigem Ausharren zu stimmen wußte: Ehre ihren Namen! Noch ein dritter fand sich dazu, Leutnant von Schill, welcher ein Freikorps bildete und den Franzosen außerhalb der Festung vielen Schaden that (er nahm unter anderm den Marschall Victor gefangen, gegen welchen Blücher ausgewechselt wurde).

Das alles geschah in dem zweiten großen Akte des Krieges, der mit dem Eintreffen der Russen jenseit der Weichsel begann. Jetzt wurde den reißenden Fortschritten der Franzosen wenigstens für eine Zeitlang Einhalt gethan, wozu auch der Winter, welcher dort alle Wege ungangbar machte, beitrug.

In Warschau waren die Franzosen am 28. November eingerückt, von den Polen mit großer Begeisterung empfangen, weil von Napoleon die Wiederherstellung ihrer Unabhängigkeit hoffend. Fürst Joseph Poniatowski, ein Neffe des letzten Polenkönigs, Dombrowski und andre bildeten Legionen für Napoleons Dienst, sie sind ihm treu geblieben bis in den Tod — die Hoffnungen Polens aber wurden nicht erfüllt!

Blutige Schlachten wurden noch im fernen Preußen geliefert. Die bei Eylau am 7. und 8. Februar 1807 blieb unentschieden. Die tapfere Haltung der Preußen unter Lestocq und der Russen nicht minder erzeugten einen Kampf, wie er erbitterter kaum jemals dagewesen. Gegen 60000 Tode und Verwundete deckten die weite Schneefläche der Walstatt; beide Teile sprachen sich den Sieg zu, und die Anstrengung war so groß, daß der Krieg eine viermonatliche Unterbrechung erlitt.

In Graudenz hielt sich mutvoll der greise Courbière bis zum Frieden. Aber am 14. Juni, dem Jahrestage von Marengo, erlitten die verbündeten Russen und Preußen bei Friedland eine völlige Niederlage. Hier trat zum erstenmal die Artillerie als die den Sieg entscheidende Waffe auf. Sie wurde in „Masse“ verwendet.

General Sénarmont ging mit fünf Batterien bis auf 300 Schritt an die russischen Bataillone heran; nachdem einigemal durchgefeuert war, avancierte er bis auf 150, zuletzt gar auf 80 Schritt und feuerte mit Kartätschen, heute, gegen gezogene Hinterladungsgewehre, ein Ding der Unmöglichkeit.

Nach dieser Schlacht rückten die Franzosen in Königsberg ein und bis Tilsit vor, wo Kaiser Alexander Waffenstillstand und Frieden anbot. Mit Rußland schloß ihn Napoleon am 7., mit Preußen am 9. Juli: die edle Königin Luise hatte vergeblich in einer persönlichen Zusammenkunft mit dem französischen Kaiser günstigere Bedingungen zu erhalten gesucht. Preußen mußte alles Land zwischen Elbe und Rhein sowie einen großen Teil der polnischen Erwerbungen

abtreten, bis zur Abtragung von 150 Millionen Thaler Kontribution französische Garnison in seinen Festungen dulden und ernähren und durfte nur eine Armee von 42000 Mann halten. Der stolze Staatsbau Friedrichs des Großen schien zertrümmert. Entwaffnet, geknebelt lag die preußische Monarchie zu Napoleons Füßen.

Russische Truppen auf dem Rückzuge (1807). Zeichnung von A. Beck.
Kürassier. Feldwebel. Grenadier. Infanterist.

Doch schon während des Krieges schrieb ein geistvoller Franzose ahnungsvoll: „Die französischen Heere haben die Deutschen geschlagen, weil sie stärker sind; aus demselben Grunde wird der deutsche Geist schließlich den französischen Geist besiegen. Ich glaube schon einige Anzeichen dieses Ausgangs zu sehen. Die Vorsehung hat ihre eignen Wege!“

Wir haben noch ein gleichzeitiges Ereignis zu verzeichnen, die kurze Episode des englisch-dänischen Krieges, welcher im Bombardement von Kopenhagen seinen Abschluß findet.

Schon von Berlin aus im Jahre 1806 hatte Napoleon die Kontinentalsperre gegen England befohlen, wonach dasselbe von aller Verbindung mit dem Festlande ausgeschlossen werden, Handel und Verkehr mit England aufhören und jeder Engländer, der den Boden eines von den Franzosen oder deren Verbündeten besetzten Landes betrete, kriegsgefangen sein sollte. England fürchtete, daß Dänemark, welches früher eine bewaffnete Neutralität innegehalten, sich jener Kontinentalsperre anschließen werde, und beschloß daher den unerhörten Gewaltstreich, sich der dänischen Flotte zu bemächtigen. Eine englische Flotte unter Admiral Gambier mit 33000 Mann Landungstruppen erschien im August 1807 vor Kopenhagen und verlangte die pfandweise Auslieferung der dänischen Flotte. Diese wurde verweigert und die Engländer begannen nun ein Bombardement auf die Stadt, welches vom 2. bis 5. September dauerte und einen Teil derselben in Asche legte.

Dänemark war gänzlich unvorbereitet gewesen auf solchen tückischen Überfall. Nur 18000 Mann, meist Milizen, hatte es, welche sich zwar tapfer schlugen, doch nicht hindern konnten, daß Kopenhagen am 7. September kapitulierte. Die ganze dänische Flotte, 33 Kriegsschiffe, führten die Engländer als Beute fort. Dieser Bruch des Völkerrechts erzeugte eine solche Entrüstung in Dänemark, daß es sich von nun ab, wenngleich zu seinem Schaden, eng an Frankreich anschloß. Doch wir müssen uns nun dem fernen Westen zuwenden, wo Napoleons maßlos wachsende Herrschsucht und Ländergier ein neues Kriegsfeuer angefacht hatte, nach Spanien.

Dänen im Jahre 1806. Zeichnung von A. Beck.

Verteidigung von Saragossa. Zeichnung von F. Lix.

## 6. Der Krieg auf der Pyrenäischen Halbinsel. — Feldzug gegen Österreich 1809. — Höhenstand des Kaiserreichs.

Spanien, der nächste Kriegsschauplatz der Franzosen, stand zu dieser Zeit unter der Willkürherrschaft Godoys, des allmächtigen Günstlings des schwachen Königs Karl IV. Zur Zeit des Krieges mit Preußen hatte sich jener verleiten lassen, ein Manifest an das spanische Volk zu veröffentlichen, welches er aufforderte, für Spaniens Ehre zu den Waffen zu greifen, da sie und die heilige Religion bedroht seien. Ein willkommener Vorwand für Napoleon, nunmehr seine Pläne zu einem Weltreich unter Frankreichs Vorherrschaft zur That zu machen. Die von Napoleon auf Grund jenes Manifestes verlangten Erklärungen entschuldigten sich mit einer Bedrohung durch das mit England eng verbündete Portugal. Sofort rückte eine französische Armee in Spanien ein und besetzte die Festungen des Landes. Junot, Napoleons Marschall, eroberte im Fluge, ohne Schwertstreich, mit einer kleinen, meist aus Rekruten bestehenden Division Portugal und erklärte im Namen seines Gebieters: „Das Haus Braganza hat aufgehört zu regieren.“ Die spanischen Truppen aber entfernte Napoleon aus ihrer Heimat, da sie seinen Plänen hinderlich waren.

Eine neue Armee unter Murat rückte in Spanien im Februar 1808 ein. Nun entstanden in Aranjuez und Madrid Volksaufstände gegen den Friedensfürsten, der König entsagte aus Furcht der Krone zu gunsten seines Sohnes Ferdinand. Die ganze königliche Familie, durch arglistigen Rat verleitet, reiste

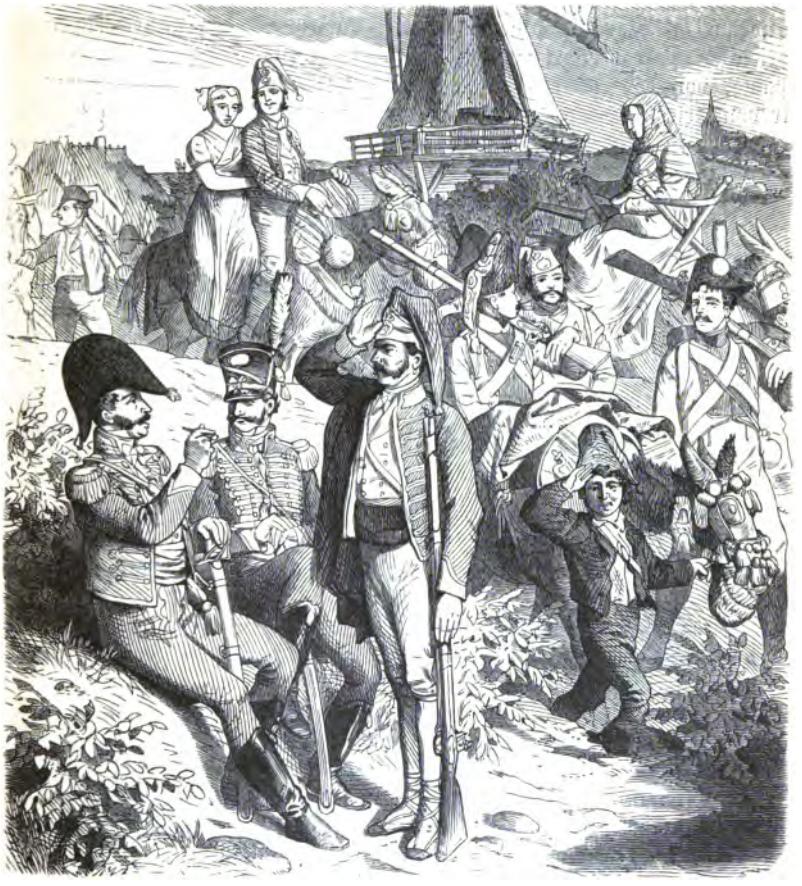
Napoleon, der nach Spanien kommen wollte, bis Bayonne entgegen, um durch ihn ihre Zerwürfnisse schlichten zu lassen. Hier fand eine denkwürdige Besprechung statt, in welcher König Karl auf Spanien verzichten mußte und sein Sohn, als er Widerstand leistete, vom Vater gemißhandelt wurde; seine unnatürliche Mutter bat sogar Napoleon, ihn auf das Schafott zu schicken! Der Kaiser wies ihm in Frankreich seinen Wohnsitz an und gab die Krone von Spanien seinem Bruder Joseph.

An demselben Tage, wo Napoleon die Krone von Spanien vergab, erklärte in Sevilla eine zusammengetretene Junta (Versammlung) von Abgeordneten des über diese Gewaltthat empörten Volkes den Krieg an den Unterdrücker der Nation; der Aufstand verbreitete sich schnell über alle Provinzen. Erstaunt blickte Europa auf die ungewohnte Erscheinung eines Volkskrieges, der sich nun von Spanien nach Portugal ausdehnte und von Napoleons Soldaten nicht bezwungen werden konnte. In allen Landschaften bildeten sich bewaffnete Scharen abgehärteter Bauern unter kühnen Führern, die, begünstigt durch die Schluchten und Berghöhen ihres Landes, erfolgreich Widerstand leisteten. Große Heeresmassen traten auf einmal in allen Provinzen auf, nachdem die Wegnahme einer französischen Flotte in Cadiz das Signal zum Kriege gegeben hatte. In Aragonien organisierte Palafox, in Andalusien Castaños die Volksbewaffnung. Zwar wurde diese hier und da von den kriegsgeübten Franzosen geschlagen und Dupont drang im Süden bis in die Sierra-Morena vor; hier aber von allen Seiten umstellt, mußte er mit 20000 Mann die Waffen strecken; eine in dem französischen Heere noch nie erlebte Schande! König Joseph, der bereits in Madrid angekommen war, reiste wieder ab; englische Truppen unter Wellesley, dem späteren Herzoge von Wellington, landeten in Portugal und befreiten dies Land. Von der dänischen Insel Fünen entwichen die dorthin geschickten Spanier auf englischen Schiffen und kehrten zurück, um an der Verteidigung des Vaterlandes teilzunehmen. Als die Dinge in Spanien diese ernste Wendung nahmen, beschloß Napoleon, die Empörung in Person zu unterdrücken. Nachdem er durch neue Aushebungen sein Heer verstärkt hatte, rückte er an der Spitze eines mächtigen, wohlgerüsteten, von trefflichen Führern, wie Soult u. a., befehligten Heeres über die Pyrenäen. Die aller Zucht, Ordnung und Übung entbehrenden Scharen der Spanier, die ohne Kriegsplan dem größten Schlachtengewinner entgegentraten, wurden leicht überwunden. Durch die Schlacht bei Burgos zersprengte er selbst die feindliche Hauptarmee und rückte dann auf Madrid. Saragossa wurde nach der verzweifeltsten Gegenwehr eingenommen und Palafox als Gefangener nach Frankreich geführt; die englischen Heere beschränkten sich auf die Verteidigung Portugals; bei Talavera errang Wellington am 28. Juli 1809 einen schönen Sieg, welcher bewies, daß die britischen Landheere an Mut und Tapferkeit ihren Kameraden der Kriegsflotte nicht nachständen. — Über eine glänzende Waffenthat der französischen Kavallerie müssen wir noch mit einigen Worten berichten.

An den Pässen der Guadarrama fand das französische Heer auf seinem Marsche nach Madrid noch Widerstand; unangreifbar besonders schien der Paß von Somosierra, ein Bergsattel zwischen kegelförmigen Spitzen, in welchem die

Straße in drei Biegungen aufsteigt. Diesen hatten die Spanier mit 14000 Mann und 16 Kanonen besetzt.

Als die Infanterie zum Angriff des Defilees vorging, jedoch abgeschlagen wurde, attackierte eine Eskadron polnischer Chevauxlegers in den Engpaß hinein.



Spanische Truppen unter Napoleon im Aufmarsch. Aus der Zeit ihrer Anwesenheit in Hamburg
Zeichnung von L. Burger.

Wir lassen über diese glänzende und ungewöhnliche Reiterthat einen Offizier jener Eskadron reden: „Im vollen Lauf, in der Kolonne zu Vieren, weil der Paß keine größere Breite zuließ, stürzte sich die Eskadron unter dem Geschrei „Vive l'Empereur!“ unaufhaltsam in das Defilee. Das geringste Stutzen nach der ersten Kartätschenladung hätte sie vernichtet; jeder vertraute sich der Schnelligkeit seines Pferdes; über die Gestürzten hinweg, unter dem mörderischen Geschütz- und Gewehrfeuer, das sich bei jeder Biegung wiederholte, jagte alles bergauf; die Ordnung war natürlich dabei ganz aufgelöst, die

Beritt[e]nen gewannen die Spitze; so wurden alle vier Batterien nacheinander blitzschnell genommen, die Bedienungsmannschaften niedergehauen."

Der Paß war erstürmt, durch Kavallerie! Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Spanier, ihr ganzes Korps ergriff die Flucht.

Vier Tage darauf, am 4. Dezember, stand der Kaiser vor Madrid. „Zieht die weiße Fahne auf oder die Stadt wird aufgehört haben zu existieren!" antwortete er kalt dem Parlamentär, der vor ihm erschien. Darauf eröffneten die Spanier von den Wällen das Feuer. Napoleon ließ durch Sénarmont (den wir von Friedland her kennen) eine Bresche in die Mauer schießen und diese durch eine Kolonne zusammengezogener Voltigeurkompanien erstürmen — nach kurzem Gefecht war Madrid erobert.

Die Engländer kamen zur Rettung zu spät, sie hielten vor Napoleon, der sie endlich auf dem Festlande zu fassen hoffte, nicht stand, sondern zogen sich nach der Küste zurück, schlugen die verfolgenden Franzosen bei Corunna, welchen Sieg sie mit dem Tode ihres Feldherrn Moore erkauften, und schifften sich ein.

Napoleon glaubte Spanien vollständig unterworfen zu haben und verließ dasselbe, um Österreich, das von neuem gegen ihn rüstete, wiederum zu bekämpfen. Aber der Krieg auf der Pyrenäischen Halbinsel flammte bald wieder empor und nahm sehr bedeutende Streitkräfte in Anspruch, welche Napoleon später 1813 in Deutschland entbehren mußte, ein Umstand, der wesentlich zu seinem Untergange beigetragen hat. In offener Feldschlacht waren die Franzosen meist im Vorteil, aber die bewaffneten Volksscharen, Guerillas genannt (guerrilla, „kleiner Krieg"), erschwerten die Kriegführung durch Unterbrechung aller Verbindungen und fortwährende Handstreiche, so daß mobile Kolonnen, oft von ziemlicher Stärke, entsendet werden mußten, um Landstriche von den Guerillas zu säubern. Die Kriegführung nahm einen äußerst erbitterten Charakter an; gegen Meuchelmord, zu denen Wut und Fanatismus die rachsüchtigen Spanier trieb, schützte keine Tapferkeit. Die größten Heldenthaten, welche Napoleons kriegskundige Soldaten unter der Glut der spanischen Sonne, auf dem Schlachtfelde, auf mühsamen Märschen durch Gebirge und Schluchten, bei Belagerungen von Festungen vollbrachten, führten dennoch nicht zum ruhigen Besitz des Landes. Auch hielt die hartnäckige Verteidigung vieler Festungen die Franzosen auf, und eine englische Hilfsarmee unter Wellington, die wieder herbeikam, gab den spanischen regelmäßigen Truppen einen besseren Halt.

In den Schlachten und Gefechten mit den Engländern zeigt sich noch einmal der Kampf zwischen der Linie, der Hauptkampfform der Infanterie im vorigen Zeitalter, und der Kolonne, nicht zum Nachteil der ersteren; mehr als eine Angriffskolonne der Franzosen wurde durch das Feuer der englischen, seit 1810 zweigliederigen Linien zusammengeschossen. Auch Verschanzungen, in großem Maßstabe auf günstigem Terrain angelegt, unterstützten den Feldkrieg, so die berühmten Linien von Torres vedras. — Wir werden auf den siebenjährigen Kampf auf der Halbinsel, welcher viel Eigentümlichkeiten hat, noch einmal zurückkommen. Größtenteils Deutsche, Truppen der Rheinbundsfürsten, waren es, welche hier für eine ihnen ganz fremde Sache ihr Blut vergießen mußten. — Wir wenden uns nun dem mittlerweile ausgebrochenen Kriege gegen Österreich zu.

**Der Krieg von 1809.** Österreich hatte schon seit Beginn des spanischen Krieges gerüstet. Der Erzherzog Karl, seit 1808 Kriegsminister, hatte vieles im Heerwesen verbessert. Schon durch Macks Einfluß waren die Infanterieregimenter in fünf Bataillone zu vier Kompanien formiert worden, die Kavallerie zu acht Eskadrons. Divisionen aus allen Waffen, nach französischem Vorbilde, wurden nach Bedürfnis zusammengestellt, der Kavallerie und Artillerie neue Reglements gegeben. Erzherzog Karl reorganisierte, nachdem die Militärausheburg an Stelle der Regimentswerbung schon 1781 eingeführt worden war (selbst die Juden waren seit 1788 militärpflichtig), die Heeresverfassung auf völlig nationaler Grundlage. Eine Landwehr wurde gebildet, welche 1809 schon 30000 Mann stark war und sich tapfer schlug, vornehmlich in den berühmten Kämpfen der Tiroler. Österreich erneuerte im April den Krieg gegen Frankreich. Noch vor der Kriegserklärung erließ Erzherzog Karl einen Aufruf an das Heer, welches er in Deutschland führen sollte, und sagte darin mit Recht: „Die Freiheit von Europa hat sich unter die Fahnen Österreichs geflüchtet.“ Er hoffte, daß sich das deutsche Volk gegen die Fremdherrschaft erheben werde: einzeln aufzuckende Blitze schienen das Gewitter zu verkündigen. Aber es kam noch nicht dazu; nur in Tirol, wo insgeheim Verbindungen angeknüpft waren, griff das treue Bergvolk zu dem sicher treffenden Stutzen, um die verhaßte Fremdherrschaft abzuschütteln.

Bergfeuer und die mit Blut oder Mehl gefärbten Wellen der Alpenbäche gaben überall im Lande die Zeichen zum Aufstande, als ein österreichisches Korps durch das Drauthal anrückte. Die Bayern lagen zerstreut im Lande in Quartieren, eine französische Kolonne zog nichts ahnend über den Brenner. Von den Tirolern überfallen, zogen die Truppen in mehreren Gefechten den kürzern, sie wurden von allen Höhen beschossen und durch herabgestürzte Felsstücke und Baumstämme getroffen, während sie selbst den Schützen nicht beikommen konnten. Auf dem Sterzinger Moos griff Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeier, mit dem Aufgebot des Passeierthals eine bayrische Abteilung an (drei große Heuwagen schoben die Tiroler zum Schutz gegen die Kartätschen- und Flintenkugeln vor sich her); das bayrische Bataillon mußte die Waffen strecken. Hofer wurde nun zum Oberanführer von Südtirol, zuletzt von ganz Tirol erwählt. Treuherzig, gutmütig und streng rechtlich, besaß er doch nicht die Gaben, welche die ihm übertragene Stellung forderte. Nächst ihm traten Teimer und besonders der tollkühne Speckbacher hervor. Am 11. April waren um Innsbruck wohl 20000 Tiroler versammelt, sie drangen in die Stadt und zwangen die Bayern und Franzosen, auf freiem Felde zu kapitulieren. Letztere räumten nach einem gegen die Österreicher verlorenen Treffen Tirol ganz, wo nun die Verteidigung geordnet wurde. Wohl gerüstet wie seit Jahren nicht, konnte Österreich die Waffen erheben. Mit hellem Jubel eilten die Landwehrmänner zu den Fahnen. Das Jahr 1809 wurde das schönste der österreichischen Geschichte.

In Italien drang der Erzherzog Johann siegreich bis Verona vor, in Polen Erzherzog Ferdinand mit einer dritten Armee bis Warschau. Der Erzherzog Karl mit der Hauptmacht ging über den Inn, rückte in München ein

und setzte sich in drei Kolonnen gegen Regensburg in Bewegung, um die feindlichen Armeen vor ihrer Vereinigung anzugreifen. Auch Davoust rückte zum Angriff vor und Napoleon war selbst beim Heere eingetroffen. Vom 19. bis zum 23. April kam es zu einer Reihe von einzelnen Treffen, welche zusammen die Schlacht bei Regensburg genannt werden. In allen kam nur immer ein Teil der österreichischen Armee gegen die feindliche Übermacht in den Kampf, während der andre keinen Feind sah; der Erfolg war dem entsprechend kein glücklicher. Besonders heftig war ein großartiges Kavalleriegefecht bei Eckmühl, in welchem auf beiden Seiten 90 Eskadrons kämpften. Zehn französische Kürassierregimenter waren zur Stelle vereinigt, in Linie in mehreren Treffen hintereinander; die leichte Kavallerie (Chevauxlegers) der Bayern und Württemberger deckte die Flügel. Der Kampf dauerte bis in die Dunkelheit hinein, zuletzt in allgemeines Handgemenge übergehend, in welchem man nur das Klirren der Hiebe, das Geschrei der Kämpfenden und das Schnauben der Pferde vernahm. Endlich räumten die Österreicher das Feld — sie hatten (nach französischem Bericht) siebenmal mehr als die Franzosen verloren, weil diese Brust- und Rückenkürasse, sie selbst aber nur Bruststücke trugen. Für die Kavallerie haben Schutzwaffen, wie man sieht, immer noch gewissen Wert.

Der Erzherzog zog sich durch Regensburg zurück, das von den Franzosen erstürmt wurde, und ging nach Böhmen. Napoleon ließ ihn durch Davoust verfolgen, während er selbst im Donauthale nach Wien vorrückte. Lefevre mit den Bayern unterwarf Tirol wieder, an dem unglücklichen Lande die furchtbarste Rache nehmend.

Aus Italien mußte Erzherzog Johann trotz seiner Siege ebenfalls weichen, wenn er nicht durch das rasche Vordringen der Franzosen in Deutschland abgeschnitten werden wollte. In Norddeutschland machten zu dieser Zeit einzelne kühne Männer den vergeblichen Versuch, eine Volkserhebung einzuleiten, so Katte in der Altmark, Dörnberg in Westfalen, der den König Jerome stürzen wollte, Schill auf seinem berühmten Zuge von Berlin aus. Von Schill werden wir später als einem Vorkämpfer der deutschen Erhebung einiges zu berichten haben.

Nicht ohne Widerstand drangen die Franzosen auf Wien vor; ein mörderisches Gefecht fand bei Ebersberg statt; ein ganzes ungarisches Infanterieregiment wurde hier durch einen wütenden Bajonettangriff in die Traun gedrängt. Wien ging am 12. Mai durch Kapitulation über. Tags darauf rückten die Franzosen zum zweitenmal in die Kaiserstadt ein. Der Erzherzog Karl, von Böhmen herangezogen, stand aber schlagfertig auf dem linken Ufer der Donau, um den Feind beim Übergange anzugreifen. Hier nun kam es zur Entscheidungsschlacht.

Napoleon ließ von der Lobau, einer großen Insel im Strome, die er besetzt hatte, Schiffbrücken schlagen und begann am 21. Mai den Übergang zwischen den Dörfern Aspern und Eßlingen, welche als Stützpunkte für die Entwickelung besetzt wurden. Der Erzherzog rückte in fünf Kolonnen mit 75000 Mann zum Angriff und umfaßte das französische Heer, von welchem bisher etwa nur die Hälfte, 50000 Mann, übergegangen war, in einem Halbkreise. Zwischen Aspern und Eßlingen, in dem engen Raume von einer halben

Meile Ausdehnung, nahm die mörderische Schlacht ihren Anfang. Alles hing von dem Besitze der beiden Dörfer ab. Aspern wurde gleich anfangs von den Österreichern genommen und, obschon ihnen wiederholt entrissen, teilweise behauptet; in Eßlingen konnten sie sich dagegen nicht halten. Zweimal versuchte Napoleon, durch einen Massenangriff seiner Reservekavallerie das Zentrum der Österreicher zu sprengen; diese formierten zum erstenmal volle Karrees, welche die sprichwörtlich gewordene Tapferkeit der französischen Kürassiere nicht zu sprengen vermochte. Nach der Schlacht hätte aus der Masse von Kürassen Gefallener, so sagt man, ein Siegesdenkmal errichtet werden können.

Grenzinfanterie und Grenzer Husaren. Zeichnung von A. Beck.

Unterdessen war die Brücke, welche vom rechten Donauufer nach der Lobau führte, von brennenden Fahrzeugen und Schiffsmühlen, welche die Österreicher den Strom hinabtreiben ließen, durchbrochen und dadurch der Übergang der nachrückenden französischen Truppen erschwert worden, so daß sie nur vereinzelt mit Kähnen auf die Insel kamen und das ganze Davoustsche Korps der Schlacht müßig zusehen mußte. Die Nacht machte dem erbitterten Kampfe auf kurze Zeit ein Ende. Schon bei Tagesanbruch des 22. begann derselbe von neuem; Napoleon erneute mit gesamter Macht (nur die Garden blieben in Reserve) den Versuch, die österreichische Mitte zu durchbrechen. Zahlreiche Batterien leiteten mit verheerendem Feuer den Angriff ein, der eine gefährliche Krisis eintreten ließ. Aber der Erzherzog führte persönlich seine bis jetzt noch zurückgehaltene Reserve von Grenadieren vor, ergriff selbst eine Fahne und ging,

nachdem er das Gefecht zum Stehen gebracht hatte, zum Angriff über. Die Franzosen wichen allmählich in ihre frühere Aufstellung zurück, auf deren Massen nun alles österreichische Geschütz sein Feuer richtete. Napoleon ordnete endlich den Rückzug auf die Insel Lobau an, welchen die Infanterie, die sich in Eßlingen behauptete, mit großer Hingebung deckte.

Der Erzherzog Karl hatte den ersten Sieg über Napoleon erfochten! 15000 französische Krieger, unter ihnen der tapfere Marschall Lannes, deckten die Walstatt.

Furchtbar war der Eindruck dieses ersten Mißerfolgs auf die verwöhnten Kinder des Glücks. Während Napoleon nach der Schlacht viele Stunden scheinbar leblos lag, berieten seine Generale bereits, ob es möglich wäre, das geschlagene Heer nach Frankreich zurückzuführen, falls der Imperator wieder erwachte.

So groß war die moralische Wirkung der ersten Niederlage Napoleons, daß er für nötig hielt, seiner entmutigten Infanterie wieder Bataillonsgeschütze zu geben. Ein paar Tage mußte sie auf der Lobau aushalten, ehe die Brücken völlig wieder hergestellt waren; Mitkämpfer erzählen, wie sie dort gehungert und als Gemüse sogar Brennesseln gekocht haben.

Entscheidende Folgen hatte der Sieg bei Aspern freilich nicht, denn nach sechs Wochen überschritt Napoleon nochmals von der Lobau aus den Strom; diesmal siegte er in der Schlacht bei Wagram. Hier, wo die Österreicher wieder umfassend zum Angriff gingen, hielt er deren Mitte mit einigen Divisionen und besonders durch das Feuer einer großen Artilleriemasse fest, wodurch der Feind in eine Winkelstellung geriet. Zugleich ließ er dessen linken Flügel durch Davoust, welchen er nach und nach bis auf ein Dritteil der ganzen Armee verstärkte, umgehen — die großartigste Umgehung der neueren Kriegsgeschichte. Der Erzherzog Johann, welcher nach der verlorenen Schlacht bei Raab in der Nähe stand, hatte mit zur Hauptarmee stoßen sollen, doch verlor der Ordonnanzoffizier, der ihm den Befehl brachte, infolge Abbruchs der Marchbrücke sechs Stunden Zeit, und der Erzherzog traf ein, als alles schon verloren war. Karl wich langsam nach Mähren zurück und bot Napoleon noch einmal am 10. Mai bei Znaim die Spitze — es war das letzte Gefecht seiner Heldenlaufbahn. Fürst Liechtenstein, der Parlamentär von 1805, schloß wiederum Waffenstillstand, schon am 12., und der Friede zu Wien beendigte den Krieg.

Nur die „Schwarzen" und die Tiroler legten nicht die Waffen nieder. Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der Sohn des bei Auerstädt verwundeten und fern seiner Heimat in Ottensen gestorbenen Herzogs, von Napoleon seines Landes beraubt, hatte beim Beginn des Krieges in Böhmen ein Korps zusammengebracht, das von seiner Uniform bald nur „die Schwarzen" genannt wurde. Mit demselben war er in Sachsen eingedrungen. Nach dem Waffenstillstande Österreichs beschloß er, sich mit seinem Korps zur Nordsee durchzuschlagen und nach England zu gehen. Dieser kühne Zug, in Deutschland hoch gefeiert und in Liedern besungen, gelang. Nur mit 1500 Mann brach er auf, erstürmte am 29. Mai Halberstadt, verweilte drei Tage in seinem verlorenen Stammsitze Braunschweig, schlug die Westfalen bei Ölper und erreichte glücklich zur See von da aus Englands schützende Gestade.

Erzherzog Karl von Österreich bei Aspern. Zeichnung von G. Bleibtreu.

Sein Korps wurde größtenteils der englisch-deutschen Legion einverleibt, mit der es ruhmvoll in Spanien den Kampf gegen die Franzosen fortsetzte.

Tirol hatte sich zum zweitenmal befreit, als Napoleon seine Truppen von dort zur Schlacht von Aspern berief. Ganz Europa blickte mit Bewunderung auf die Heldenthaten eines Bauernvolkes, das innerhalb fünf Tagen das Land von seinen Drängern befreite, gegen 6000 Gefangene mit Geschütz und Feldzeichen in seine Gewalt brachte und, ohne den Sieg durch irgend eine Grausamkeit zu beflecken, die alte Ordnung wieder herstellte. Mit Hofer und den schon genannten Führern zeichnete sich jetzt der Kapuziner Haspinger aus; den Stab in der einen, das Kruzifix in der andern Hand schritt er den Alpensöhnen zum Angriff voran, oft auch gebrauchte er selbst als guter Schütze den Stutzen. Nach dem Waffenstillstande von Znaim räumten die Österreicher Tirol, die Franzosen und Bayern rückten ein. Am 30. Juli besetzte Lefevre Innsbruck. Da erhoben sich die Tiroler zum drittenmal mit aller Macht und Begeisterung; in vielen Gefechten siegten sie, und Lefevre mußte Mitte August mit den Trümmern seines Heeres das Land von neuem räumen. Nachdem aber der Wiener Friede geschlossen war, konnte sich das verlassene Bergvolk nicht mehr halten und unterwarf sich, unter Zusicherung der Amnestie. Nur die Führer waren davon ausgeschlossen; Speckbacher und Haspinger entkamen, Hofer aber wurde verraten, nach Mantua abgeführt und dort 1810 erschossen. So wurde das tapfere Bergvolk dem dreimal überwundenen Gegner preisgegeben.

Die Zeit von 1809—12 bezeichnet den Höhenstand des französischen Kaiserreichs; seine Kriegsmacht wuchs stetig und blieb fortwährend ein Gegenstand besonderer Fürsorge des Kaisers. Die Garden (1809: 31000 Mann), Truppen, wie sie selten in gleicher Tüchtigkeit aufgestellt worden sind, wurden auf 56000 Mann verstärkt; die Artillerie wurde fortwährend verbessert, das Geniekorps als besondere Waffe ausgebildet. Für die militärische Ausbildung sorgten ferner Militärschulen in St. Cyr, für die Söhne gefallener Offiziere, sowie das „Pupillenregiment", für Militärwaisen aus Frankreich, Italien und Holland, neun Bataillone stark. Die Korpseinteilung der Armee blieb dieselbe. — Wenige Jahre des Friedens nur, wenn wir von dem Kampfe auf der Pyrenäischen Halbinsel absehen, folgten auf die Kämpfe des Jahres 1809, dann begann jener denkwürdige Feldzug, von welchem ab der Stern Napoleons zu sinken beginnt. Bis dahin aber war es England allein, welches unbesiegt dastand und alle Friedensvorschläge abwies.

England war es, das sich, unerschüttert durch trübe Erfahrungen, mit stets erneuter Kraft gegen den gewaltthätigen Herrscher des übermächtigen Frankreichs zu jeder Zeit und an allen Orten, wo sich nur irgend für das wackere Inselvolk eine Gelegenheit bot, zu kämpfen bereit zeigte.

Doch auch in Deutschland fühlte manch edles Gemüt aufs tiefste die nationale Schmach, mit der die fremde Tyrannei die teure Heimat befleckt hatte; nicht alle folgten, geblendet durch eitlen Kriegsruhm, als napoleonische Landsknechte den kaiserlichen Fahnen; wir sehen vielmehr viele der besten Söhne Deutschlands das so tief gedemütigte Vaterland verlassen, um in fremden Diensten den gemeinsamen Feind zu bekämpfen und Rache zu nehmen für die

erlittene Schmach. Wir müssen bei dieser die Zustände in unserm Vaterlande grell beleuchtenden Thatsache mit einigen Worten verweilen.

Vor allem werden die Thaten der englisch-deutschen Legion unvergessen bleiben und in hellem Lichte erglänzen sie in den Annalen des großen Befreiungskampfes der Völker zu Anfang unsres Jahrhunderts.

Reiterei der englisch-deutschen Legion 1815. Zeichnung von A. Beck.
Feldwache des 2. Husarenregiments. Offizier der Dragoner. Offizier des 1. Husarenregiments.

Sie entstand im Jahre 1803, als die hannöversche Armee unter Wallmoden sich vor Mortier hinter die Elbe hatte zurückziehen müssen und nach der hier abgeschlossenen Kapitulation aufgelöst worden war.

Damals beabsichtigte die englische Regierung, die Leute einzeln wieder anzuwerben und nach Britannien überzuschiffen. Dies Geschäft übertrug sie dem Oberstleutnant von der Decken und dem holländischen Major Halkett. Aus Besorgnis, in französische Dienste treten zu müssen, strömten die entlassenen

Soldaten in Masse durch das dänische Gebiet der Küste zu, wo englische Fahrzeuge zu ihrer Überfahrt bereit lagen. Das also entstandene Korps, auf dessen Ausbildung man das ganze Jahr 1804 verwendet hätte, bestand später aus acht Bataillonen Infanterie, einem Regiment schwerer Kavallerie, zwei Regimentern Husaren, zwei Regimentern Dragonern, zwei Batterien reitender Artillerie, vier Batterien Artillerie zu Fuß und einem Ingenieurkorps, zu welchen im Jahre 1813 noch ein Veteranenbataillon trat.

Anfangs fanden diese Hilfstruppen nur wenig Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Von der ersten Expedition nach der Elbmündung im November 1805 kehrten sie bald unverrichteter Sache zurück, da bei den schnellen Erfolgen Napoleons in Österreich und Mähren ein längeres Verweilen verderblich werden mußte. Im folgenden Jahre ging die erste Infanteriebrigade nach Gibraltar und im Mai 1807 gingen 8000 Mann nach Rügen.

Im Dezember 1807 wurden wiederum fünf Bataillone übers Meer entsendet, diesmal nach Sizilien. Hier brachten sie zwei Jahre zu, der ermüdenden Aufgabe lebend, die Küste gegen die Landungsversuche König Murats zu bewachen. Eine andre Abteilung des Korps segelte, kaum zurückgekehrt von der vergeblichen Expedition nach Schweden, im August des Jahres 1808 nach der Pyrenäischen Halbinsel, wo sie teilnahm an dem Zuge des Generals Moore gegen Madrid und an dessen Rückzuge nach der Schlacht von Coruña.

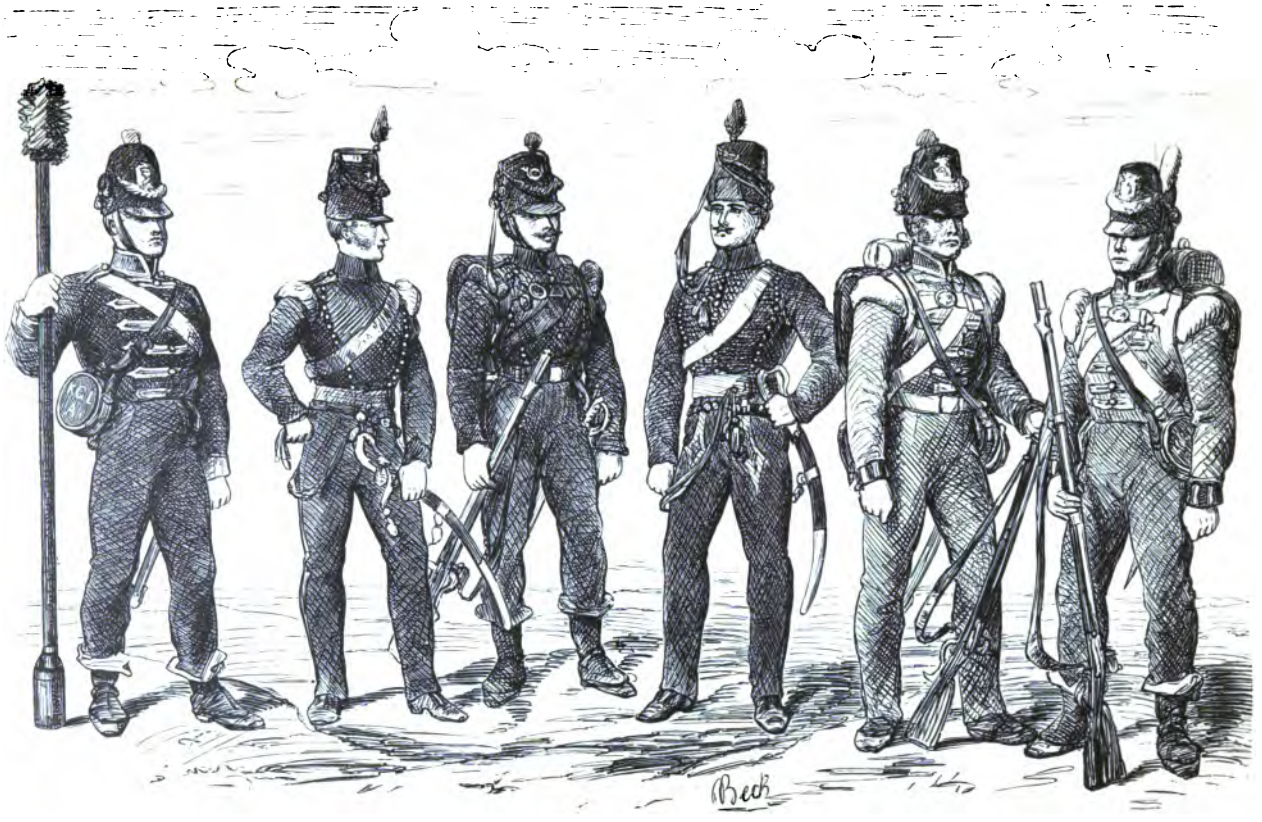
Ganz Außerordentliches wird schon hier von dem Heldenmute der deutschen Truppen berichtet; ihre Tapferkeit erregte allgemeine Bewunderung; der britische Säbel schien in den Händen der deutschen Husaren an Vortrefflichkeit gewonnen zu haben. Die eigentliche Ruhmesepoche der Legion knüpft sich aber an den Namen des Herzogs von Wellington.

In der Schlacht bei Talavera 1809 war es besonders die deutsche Artillerie unter Major Hartmann (gestorben 1856 als hannöverscher General), deren ruhiges und sicheres Feuern nicht ohne Einfluß war auf den glücklichen Erfolg des Tages.

Wellington selbst eilte zu einer ihrer Batterien und befahl, einen feindlichen Heerhaufen zu beschießen, der in einer wichtigen Stellung sich festgesetzt hatte und den Sieg zweifelhaft machte. Es geschah, und zwar mit solcher Genauigkeit und so entscheidender Wirkung, daß sich der Feind zum sofortigen Rückzug entschließen mußte.

Die leichte Brigade unter General Alten nahm 1809 an der Expedition nach Walcheren teil, wo sie sich bei der Erstürmung Vlissingens in so ausgezeichneter Weise hervorthat, daß der Oberbefehlshaber, Lord Chatam, in einer seiner Depeschen ihr das ehrendste Zeugnis ausstellte: „Es gäbe kein Regiment in der englischen Armee, welches diese Ausländer überträfe; bei jeder gefahrvollen Unternehmung marschierten sie an der Spitze und zeigten überall die glänzendste Tapferkeit.“

In den Jahren 1811 und 1812 wurde nach und nach die ganze Legion auf spanischem Boden versammelt, versah hier in Wellingtons Armee größtenteils den beschwerlichen Vorpostendienst und bestand dabei manche Gefechte, glückliche wie unglückliche, alle aber mit gleicher Unerschrockenheit.




Soldaten der englisch-deutschen Legion (Kings German-Legion, 1815). Zeichnung von A. Beck.

Fußartillerist. Offizier des 1. leichten Bataillons. Offizier und Soldat des 2. leichten Bataillons. Scharfschütz. Infanterist der Linie.

Des Feldherrn scharfem Blicke entging das brave Benehmen der heldenmütigen Truppen nicht, und als sie sich wiederum, besonders ihre Artillerie, in der Schlacht bei Salamanca vor allen andern ausgezeichnet hatten, wurden die deutschen Hilfstruppen öffentlich von ihm belobt und ihren Offizieren, die bis dahin nur zeitweise angestellt waren, von nun an der permanente Rang in der englischen Armee zugestanden.

Die Gunst Wellingtons teilte damals die englisch-deutsche Legion mit dem Korps des Herzogs von Braunschweig, das glücklich sich aus Deutschland übers Meer gerettet hatte und nun ebenfalls — 1595 Mann stark — im englischen Dienste auf der Pyrenäischen Halbinsel gegen Napoleon focht. Vom Feinde das „Korps der Rache", auch „diables noirs" genannt, hat man es dort noch immer nicht vergessen, und noch heute erzählt man auf den Hochebenen von Kastilien wie in den Gebirgen Biscayas von den Heldenthaten der „Schar des Todes", der ihr eigner Herzog einst, als er sie einen Paß erstürmen ließ, zurief: „Lebt wohl, Braunschweiger!" So gefährlich war der erteilte Auftrag, daß er sie nie wieder zu sehen meinte. Bei Fuentes d'Onor griff braunschweigische Infanterie unter Oberst von Bernewitz mehrmals die französische Kavallerie an und vertrieb sie. Im edlen Wetteifer mit dieser „schwarzen Schar" erkämpfte die deutsche Legion sich einen unvergänglichen Nachruhm zu einer Zeit, wo in Deutschland kaum jemand es wagte, gegen die allgemeinen Unterdrücker des Vaterlandes auch nur seine Stimme zu erheben.

Den Ereignissen vorgreifend, wollen wir an dieser Stelle über die ferneren Schicksale der tapferen „deutsch-englischen Legion" das Nötige mitteilen.

Im Jahre 1813 trafen wieder einige Bataillone von Sizilien bei der englisch-deutschen Legion ein, die nunmehr unter Wellington weiter nordwärts marschierte und noch am 21. Juli bei Vittoria sowie am 10. April 1814 bei Toulouse, aufs tapferste kämpfend, ihrem Führer die herrlichsten Siegeslorbeeren erwerben half.

Während sich jene vielfach erprobten, unerschrockenen Krieger auf der Pyrenäischen Halbinsel den höchsten Ruhm erwarben, waren beim Vordringen der Russen im Frühjahr 1813 einige Mannschaften auch nach der Elbmündung entsandt worden, wo zwei leichte und zwei Linienkompanien gebildet wurden, zu denen später noch eine Abteilung Infanterie und Dragoner sowie im August ein Husarenregiment und zwei Batterien stießen.

Da dieser Teil der Legion an der Seite der Lützower und Russen focht, konnte man hier im Lager Wallmodens Kalmücken, Kosaken, Schweden, Engländer, Deutsche aus allen Gauen sowie Spanier, Portugiesen und Italiener in schönster Waffenbrüderschaft antreffen und abends das „Wer da?", Losung, Parole und Feldgeschrei in den verschiedensten Zungen und Mundarten Europas hören. Diese Abteilung der Legion ward zur leider unglücklichen Verteidigung der Insel Wilhelmsburg bei Hamburg mit herangezogen und nahm an dem Gefechte gegen das Davoustsche Korps in Mecklenburg und an der Elbe teil. Als infolge des Friedens von Kiel Dänemark am 14. Januar 1814 vom französischen Bündnisse abließ, schloß sie sich dem Korps des Generals Graham in Holland an. Im Feldzuge von 1815 zeichnete sie sich bei Waterloo aus und wurde 1816 aufgelöst.

Die englisch-deutsche Legion, wiewohl vielfach, besonders in bezug auf Beförderung und Gehalt, den englischen Truppen nachgestellt, stand doch in Rücksicht auf Bewaffnung und Unterhalt im Felde nicht hinter den Korps der britischen Armee zurück. Von letzterer aus sind viele Verbesserungen, vornehmlich im Gebiete des Geschützwesens, nach dem Kontinente verpflanzt worden, und wir benutzen die Gelegenheit, derselben in Kürze zu gedenken.

Österreichisches Geschütz mit aufgesessener Mannschaft, aus der Zeit vor 1809. Zeichnung von A. Beck.

In allen Armeen war man bei der Artillerie auf Erleichterung und Verbesserung des Materials sowie auf Vereinfachung der Kaliber bedacht gewesen; die größeren Staaten besaßen Artillerieschulen. Reitende Artillerie war überall gebildet worden, nur in Österreich statt deren eine fahrende, sogenannte Kavalleriebatterien. Das Aufsitzen der Mannschaft zu raschen Gefechtsbewegungen der Fußartillerie kam bei den Engländern im Spanischen Kriege vor und wurde auch bei den übrigen Mächten eingeführt. Die Bespannung machte ebenfalls Fortschritte, doch blieb sie mangelhaft, solange sie noch nicht zur Artillerie gehörte, sondern bei ausbrechendem Kriege oft von Unternehmern gestellt wurde. Als die Geschütze nicht mehr von Trainknechten, sondern von Kanonieren gefahren wurden, geschah darin der wichtigste Fortschritt. Neue Geschütze waren die sächsischen Granatkanonen, die russischen Einhörner mit langen Rohren und kegelförmigen Kammern, sowie die Schuwalows, auch Ochsenmäuler genannt, mit trichterförmiger Seele, an der Mündung doppelt so breit als hoch. Als neue Geschosse erscheinen die Raketen, welche Lord Congrève nach den altindischen Kunstfeuern für den Kriegszweck erfand, aber, obgleich mannigfach

verbessert, keine sichere Flugbahn hatten und deshalb in neuerer Zeit, seit Einführung der gezogenen Geschütze, eine Verwendung im Feldkrige nicht mehr finden. Die Österreicher hatten übrigens noch im Jahre 1866 Raketenbatterien in der Schlacht von Königgrätz. Ihre Wirkung war anfangs wegen ihres Zischens und der vermeintlichen Unheilbarkeit der von ihnen erzeugten Wunden auch ein moralische. Ferner sind schon von dem englischen Obersten Shrapnell die nach ihm genannten Hohlgeschosse, welche mit Karabinerkugeln gefüllt und mit Sprengsatz versehen waren, erfunden und im Spanischen Kriege gebraucht worden, ohne jedoch damals besondere Aufmerksamkeit zu erregen.

In Kriegszeiten sind überhaupt wesentliche Fortschritte im Geschützwesen nicht zu erwarten, dazu gehören viele langwierige und kostspielige Versuche, die nur im Frieden angestellt werden können.

Im taktischen Gebrauch der Geschütze finden wir mit Recht ein immer steigendes Bestreben nach Massenwirkung. Wenn man bedenkt, was Napoleon durch seine großen Batterien leistete, so unterliegt es keinem Zweifel, daß mit der heutigen Artillerie, deren Tragweite und Trefffähigkeit mindestens um das Dreifache gesteigert ist, ungleich Größeres erzielt werden müßte, wenn man sie ebenso zu gebrauchen verstände wie Napoleon I.

Nur ein Teil der Artillerie, in der Regel leichte Geschütze, wurde den Truppen beigegeben; die alten Bataillonsgeschütze, welche im Gefecht von Menschenhand bewegt wurden, waren in allen Armeen abgeschafft. Der andre Teil der Artillerie wurde als „Reserveartillerie“, wie schon im ersten Kapitel erwähnt wurde, in Massen an entscheidender Stelle verwendet. Die napoleonischen Kriege haben eigentlich erst eine Taktik der Artillerie geschaffen.

---

Unsre Betrachtungen führen uns nun zu den gewaltigen Kämpfen, welche man insgemein die „Befreiungskriege“ zu nennen pflegt; als ihren Vorläufer haben wir den Krieg gegen Rußland 1812 zu schildern, durch welchen Napoleon das Werk seiner Eroberungen zu krönen hoffte; doch im Rate des Schicksals war es anders beschlossen. Der russische Feldzug ist „der Anfang vom Ende“ jener französischen Gewaltherrschaft, welche in der Geschichte aller Zeiten nicht ihresgleichen hat.

## II. Abteilung.

# Die Zeit Napoleons vom Jahre 1812—1815.

## Befreiungskriege.

Ausmarsch der Truppen: Französische Sappeurs. Zeichnung von A. Beck.

## 1. Der Krieg gegen Rußland 1812.

Seit dem Verfall des alten Römerreichs hat nie ein Sterblicher größere Macht besessen, gewaltigere und siegreichere Heere auf die Beine gebracht, als Napoleon. Stolz und Herrschsucht trieben den Unersättlichen zu immer neuen kriegerischen Abenteuern; der Wille des Despoten trat an Stelle des Fürsten- und Völkerrechts! Nur Rußland stand auf dem Kontinent den auf die Weltherrschaft abzielenden Plänen Napoleons, dessen Genie mehr und mehr vom „Kaiserwahnsinn" verdunkelt wurde, noch im Wege. Wie Napoleon bisher verfahren, so wollte er auch Rußland durch rasche Operationen und entscheidende Schläge niederwerfen, in der feindlichen Hauptstadt den Frieden diktieren. Dazu wurde die Macht des Kaiserreichs und seiner Vasallenstaaten aufgeboten, auch Österreich und Preußen mußten Hilfstruppen stellen. Durch die Gewaltthaten Napoleons und die nach Osten hin wachsende Ausbreitung des Kaiserreichs war es schon im Jahre 1811 zum Zerwürfnis zwischen Rußland und Frankreich gekommen.

Kaiser Alexander, gereizt durch die Beraubung seines Verwandten, des Herzogs von Oldenburg, sagte sich von der Kontinentalsperre los und gab den Eingang englischer Waren in Rußland frei. So kam es zu dem Kriege von 1812, welcher, wie ein Gottesgericht, den ganzen Bau des Übermuts und der Herrschsucht, die Weltherrschaft Napoleons, zusammenstürzen ließ!

Im Frühlinge 1812 bedeckten sich alle Heerstraßen nach der russischen Grenze mit den Armeen Frankreichs, seiner Vasallen und Bundesgenossen, der Kaiser kam im Mai nach Deutschland. Es war die Zeit tiefster Erniedrigung: ihm nahten überall die feilsten Schmeichler, um den Fuß zu küssen, welcher Deutschland zu Boden getreten hatte! Doch reißen wir uns von diesen Erinnerungen los, die jedem Deutschen die Schamröte ins Angesicht jagen sollten! Lassen wir zunächst das Heer, welches der seiner Zeit erste Feldherr Europas zur Niederwerfung seines letzten Gegners über den Niemen führte, an uns vorüberziehen! Beginnen wir mit dem Bilde des Imperators selbst.

Der Kaiser hatte sich in den letztvergangenen Jahren äußerlich verändert: er war stärker geworden, spärlicher das kurzgeschnittene Haar; Wangen und Kinn hatten sich gefüllt und dem farblosen Antlitz eine Form gegeben, welche an antike römische Imperatorenköpfe erinnerte; er war ruhebedürftiger und gleichgültiger geworden, was sich während der verhängnisvollen Feldzüge 1812, 1813, 1814 und 1815 in auffälliger Weise offenbarte; ein Wendepunkt in seiner körperlichen und geistigen Spannkraft war eingetreten, gleichzeitig mit dem Umschlage seines Glücks, sowohl in militärischer wie politischer Hinsicht.

Noch aber ist er, bei Beginn des Feldzugs, der ruhmreiche Feldherr, dem nach wie vor, wenn er vor der Front seiner Truppen erschien (in dem bekannten grauen Rock und dem kleinen Hut auf dem Haupte), das tausendstimmige vive l'empereur seiner Soldaten aus begeisterter Seele entgegenschallte.

Wohl war sie schön diese sieggewohnte, stolze Armee, welche in nicht enden wollenden Scharen durch Deutschland zog; die Garde, seine bewährten Mustertruppen, in der imposanten Stärke von 56 000 Mann; viele dieser alten benarbten Krieger hatten zehn Feldzüge und mehr noch mitgemacht; die Brust von Tausenden seiner „Alten Garde" schmückte das Zeichen der Ehrenlegion am roten Bande.

Die Garde galt als etwas Besseres im Heere; war doch ein Teil der Gemeinen zuvor Unteroffizier in der Linie gewesen, und konnten Unteroffiziere der Alten Garde als Offiziere zur Linie oder Jungen Garde versetzt werden. Daß ein mächtiger Korpsgeist diese bewährte Truppe erfüllte, ist selbstverständlich. Die Schlachttage waren Ehrentage für sie; gleich den Spartanern, die festlich geschmückt zur Schlacht gingen, legte die Alte Garde dazu ihre Paradeuniform an: der breitschößige blaue Rock mit rotem Kragen und Aufschlag, weißen Rabatten auf der Brust, kurze weiße Hosen mit schwarzen Gamaschen, auf dem Haupte hohe Bärenmützen mit rotem Busch und gelber Fangschnur; der Zopf, welchen sie beibehalten hatten, erhöhte noch das Originelle in der Erscheinung dieser Veteranen. Sie haben auch im russischen Feldzuge ihren Ruf bewahrt, aber der Kern dieser Krieger sollte Frankreich nie wiedersehen; sie kamen erst beim Übergange über die Beresina ins Gefecht, freilich bis auf ein Häuflein von 5000 Mann und 1400 Pferden zusammengeschmolzen.

Rheinbundstruppen (1811—1812). Zeichnung von A. Beck.

Darmstädtische Chevauxlegers. Badische, hessische, bayrische, württembergische Infanterie. Badische und württembergische Artilleristen.

Besonders farbenprächtig war auch die Kavallerie gekleidet; die Küraſſiere trugen Metallhelme mit ſchwarzwollenen Raupen belegt, dazu den Küraß von Stahl, die Dragoner Helme andrer Form mit lang wehendem Roßſchweif; bei der Kavallerie der Garde figurierte auch eine ſogenannte Mameluckeneskadron in reichem orientaliſchen Koſtüm; ihre Mannſchaft aber waren nicht Orientalen, ſondern Franzoſen, ähnlich wie die Zuavenregimenter der jetzigen franzöſiſchen Armee. An der Spitze der ſtolzen Reitergeſchwader, welche für dieſen Feldzug zu vier großen Kavalleriekorps vereinigt worden waren, ſtand König Murat von Neapel, Napoleons Schwager, einer der tapferſten und befähigtſten Reitergenerale der napoleoniſchen, ſelbſt aller Zeiten. Murat war eine romantiſche Natur, die ſich auch in ſeiner äußeren phantaſtiſchen Erſcheinung, namentlich in ſeinem Anzuge, ausſprach. Sein ritterliches Weſen machte ihn zum ausgeſprochenen Liebling der franzöſiſchen Armee. Er kämpfte als Führer der Avantgarde mit großer Hingebung und Tapferkeit auch in dieſem für die franzöſiſchen Waffen ſo unglücklichen Feldzuge. — Mit elf Armeekorps (Garden eingerechnet) und vier Kavalleriekorps, in Summa 610000 Mann, davon 96000 Reiter, mit 187000 Pferden aller Gattung und 1372 Geſchützen, überſchritt der Kaiſer die ruſſiſche Grenze. Noch nie war in neuerer Zeit ein Eroberungszug mit ſolchen Maſſen unternommen worden!

Mit dem Franzoſenheere zogen nach Rußland die Hilfskorps von Preußen und Öſterreich (22000 und 34000 Mann), und die Kontingente des Rheinbundes, im ganzen 200000 Deutſche; außerdem Polen, Italiener, Holländer, Spanier u. ſ. w.; eine wahre gen Oſten flutende Völkerwanderung in Waffen!

Von Galizien rückten die Öſterreicher unter Fürſt Schwarzenberg, den rechten Flügel bildend, in Rußland ein; über den Niemen gingen drei Armeen, deren Hauptmacht der Kaiſer führte, die andern Jerôme, der König von Weſtfalen, und Eugen, der Vizekönig von Italien; ein Korps unter Macdonald, wobei die Preußen, welche zuerſt General Grawert, dann der eiſerne York befehligte, war als linker Flügel nach Kurland entſendet. Dieſem gegenüber ſtand in Livland ein ruſſiſches Korps unter General Eſſen; gegen Napoleons Hauptmacht deckten zwei ſogenannte Weſtarmeen unter Barclay de Tolly und Bagration die Grenze, eine Reſervearmee beobachtete die Öſterreicher. Das ruſſiſche Heer zählte im ganzen nur 180000 Mann in erſter Linie.

Seit den unglücklichen Kriegen, welche Rußland 1805 und in den beiden folgenden Jahren geführt hatte, waren im Heerweſen manche Reformen eingetreten, aber nicht durchgreifend genug, auch kann man ſie nicht einmal immer als Fortſchritte bezeichnen. Feldmarſchall Proſorowsky, dem Kaiſer Alexander freie Hand ließ, und ſein Gehilfe Kutuſow, waren noch ganz in den in den Türkenkriegen gemachten Erfahrungen befangen. Sie gaben der Armee die alte Schlachtordnung in wenigen großen Vierecken wieder, zwiſchen denen die Kavallerie aufgeſtellt wurde. Dieſe war im Feldzuge 1807 faſt immer zu defenſivem Verhalten, zum Ausharren im verheerendſten feindlichen Feuer verurteilt geweſen und dadurch einigermaßen demoraliſiert, ſo daß es ihr an Kühnheit, dem erſten Erfordernis einer guten Reiterei, fehlte. Im Kriege 1812 hat ſie ſolche aber bewährt. Die Artillerie war gut, trefflich beſpannt,

schnell in ihren Bewegungen und fuhr zum Feuern immer dicht an den Feind heran. Bei der Infanterie hatte jede Division zwei Jägerregimenter, die sich nur in der Uniform von den andern unterschieden, aber für den leichten Dienst und das zerstreute Gefecht ungenügend ausgebildet waren. Rußland besitzt für den Kriegsdienst vortreffliches Material; der russische Soldat ist physisch stark, ausdauernd, an geringe Kost gewöhnt, blind gehorsam und treu, sehr tapfer, aber es fehlt ihm an Intelligenz und am Triebe zu selbständigem Handeln im Gefecht; die mangelhafte damalige Ausbildung gab ihm nicht diejenige Gewandtheit, derer es den Franzosen gegenüber bedurft hätte.

Die Einteilung der Armee war in Infanteriekorps zu zwei Divisionen und in ein Reservekavalleriekorps (schwere Reiterei) zu drei Divisionen. Auch wurde im Laufe des Krieges die Reichswehr unter dem alten Namen Druschina aufgeboten, welche im Lande gute Dienste geleistet hat.

Folgen wir nun dem Verlaufe dieses denkwürdigen Krieges.

Die Polen, welchen Napoleon die Wiederherstellung ihres Reiches versprochen hatte, folgten zwar mit Begeisterung seinen Fahnen; das polnische Volk unterstützte aus allen Kräften die fremden Krieger, die jetzt bei furchtbaren Regengüssen Rußlands Grenze, den Niemen, überschritten: Moskau, „das Herz von Rußland", war Napoleons Ziel! Bald aber merkte er, welchen gewaltigen Bundesgenossen die Russen an der Natur ihres Landes hatten. Die Wege waren ungangbar, die Zufuhr blieb aus oder reichte nicht hin; das arme, schlecht angebaute Land bot wenig Lebensmittel; das Fleisch von gefallenem Vieh und das Wasser aus den Pfützen war oft die einzige Nahrung und Labsal. Krankheiten, durch das Klima und den Genuß unreifen Korns herbeigeführt, lichteten die Reihen der Krieger und füllten die Hospitäler. Ohne besonderen Widerstand zu finden, rückten die Franzosen am 28. Juni in Wilna ein. Die Russen wichen überall der Waffenentscheidung aus. Die russischen Feldherren führten den Krieg „nach Parther Art"; sie mieden eine Hauptschlacht und lockten den Kaiser, welcher mit Ungeduld ein entscheidendes Treffen wünschte, immer tiefer in das Innere des Landes. Der König von Westfalen sollte die zweite russische Armee nur beschäftigen, bis Davoust, welchen Napoleon entsendet, ihr in den Rücken gekommen sei und sie von der ersten abgeschnitten habe; Jerôme verstand aber seine Sache schlecht, und Bagration entkam auf einem Umwege nach Smolensk. Drei Wochen hatte der Kaiser sich in Wilna aufgehalten und Litauen organisiert, Mitte Juli brach er wieder auf, schickte Oudinot mit dem 2. Korps gegen den zur Deckung Petersburgs aufgestellten Wittgenstein und ließ später auch die Bayern (6. Korps, Wrede) dahin nachrücken. Die Sachsen (7. Korps, Reynier) wurden nach dem rechten Flügel entsendet; eine ihrer Brigaden sah sich bei Kobryn eingeschlossen und zur Kapitulation gezwungen. Ihr General hätte sie retten können, wenn er dem französischen Befehl, dort stehen zu bleiben, nicht blind gehorcht, sondern auf eigne Verantwortung gehandelt hätte, wie es im Kriege oft so nötig ist. Die Sachsen vereinigten sich dann mit den Österreichern, beide warfen die Russen zurück, worauf die Waffen auf dem rechten Flügel fast gänzlich ruhten. Auf dem linken Flügel kam es zu mehreren Gefechten. Macdonald rückte zur Belagerung von Riga

vor und die Preußen schlugen sich, ihrer Soldatenpflicht getreu, tapfer, wenn auch ohne Begeisterung, gegen ihre alten Verbündeten. Die „Große Armee", nachdem sie die Russen nirgends zur Schlacht hatte bewegen können, bezog eine Zeitlang Erholungsquartiere, denn der Mangel war immer größer geworden, weil die Nachfuhr aus den Magazinen fast unmöglich wurde und die Truppen in den verlassenen Dörfern wenig Lebensmittel fanden. Anfangs August begann aber Napoleon seine Operationen wieder, da die beiden russischen Armeen sich bei Smolensk vereinigt hatten. In den weiten Ebenen marschierte von jetzt an die gesamte Reservekavallerie voran, natürlich in getrennten Korps. Um sich Kunde zu geben, wo sie nachts lagerten, wurden immer einige Dörfer in Brand gesteckt. Eine barbarische Kriegführung! Am 14. August erlebte aber Murat, daß eine schwache russische Division bei Krasnoi die Angriffe seiner gesamten vier Reiterkorps, 120 Schwadronen, abwies. Dafür trifft ihn allein die Schuld, indem er, ohne vorher die russischen Karrees von seiner Artillerie beschießen zu lassen, seine Kavallerie einzeln, schwadronsweise, attackieren ließ.

Smolensk wurde von den Russen am 17. August hartnäckig verteidigt und erst in der Nacht, nach großem Blutvergießen, geräumt; auch am 19. August fanden mörderische Gefechte statt; der Rückzug auf der Moskauer Straße wurde fortgesetzt. Jetzt bekam Kutusow den Oberbefehl, der als Nationalrusse dem Volke näher stand und durch seine Anhänglichkeit an die altrussischen Gebräuche bei dem gemeinen Russen sehr beliebt war. Überall flohen die Einwohner vor dem Feinde, nachdem sie ihre Wohnungen und Dörfer in Brand gesteckt und ringsum alles verwüstet hatten. Allein die heilige Stadt Moskau durfte Kutusow nicht in die Hände der Franzosen fallen lassen; die Stimme des Volkes verlangte eine Schlacht. In einer durch mehrere Redouten verstärkten Stellung bei Borodino, den rechten Flügel an den Moskwafluß gelehnt, erwartete er, 104000 Mann mit 640 Geschützen stark, den Feind, der mit 123000 Mann und 587 Geschützen am 7. September die Schlacht eröffnete.

Der Vizekönig von Italien griff zuerst den rechten russischen Flügel, dann Davoust den linken bei Semenowskoe an. Um die Rajewskischanze in der Mitte entbrannte ebenfalls bald der Kampf. Von beiden Seiten wurde mit der größten Tapferkeit elf Stunden lang gestritten. Murats Reservekavallerie mußte lange mit großem Verlust im Feuer halten, ehe sie eingreifen konnte. Eine besondere Waffenthat führten die sächsischen Kürassiere aus, indem sie über Graben und Brustwehr hinweg die Rajewskischanze eroberten — Kavallerie! Allerdings waren Graben und Wall durch die vorhergegangenen Stürme der Infanterie schon etwas geebnet. Einen vollkommenen Sieg gewann Napoleon nicht, weil er seine Garden, die in Reserve standen, nicht vorrücken ließ, um die Niederlage der Russen zu bewirken. Seine Gründe sind nicht bekannt.

Am Abende dieses Schlachttags, den ein Augenzeuge für den blutigsten seit Erfindung des Schießpulvers erklärt hat, deckten 70000 Tote und Verwundete der Russen und Franzosen — darunter zehn französische Generale, ebenso viele russische, auch der tapfere Bagration — das Schlachtfeld. Ney, der „Fürst von der Moskwa", war der Held des Tages. Die Verwundeten wurden fast sämtlich das Opfer der Kälte, des Hungers oder der Verblutung.

Russische leichte Kavallerie 1806.

Arnaut. Kirgise. Baschkir. Kalmück. Tatar. Kosakenoffizier und Kosak.

Kutusow trat in der Nacht den Rückzug an und wagte keine zweite Schlacht, sondern gab Moskau, wo die Franzosen am 14. September einrückten, preis; Napoleon nahm sein Hauptquartier in der alten Burg der Zaren, dem vieltürmigen Kreml. Er erwartete, wie er gewohnt war, jetzt Friedensanträge, aber — diese blieben aus! In der von den Einwohnern, wenigstens den wohlhabenden, verlassenen Stadt brachen schon in den nächsten Tagen Feuersbrünste aus, die sich bald in erschreckender Weise mehrten, bis sich die Flammen über die ganze Zarenstadt ergossen. Noch bis auf den heutigen Tag ist es nicht aufgeklärt, ob der Gouverneur, Fürst Rostopschin, auf eigne Verantwortung diesen großartigen Entschluß der Vernichtung gefaßt und die Ausführung veranstaltet, oder ob ein Zusammentreffen von Umständen den Brand veranlaßt hat. Napoleon mußte sein Hauptquartier in ein kaiserliches Lustschloß außerhalb der brennenden Stadt verlegen. Der Brand von Moskau ist das welthistorische Ereignis, welches ihm seinen Untergang prophetisch verkündigte! Jede Möglichkeit, seinem Heere hier Winterquartiere zu geben, war vernichtet; der Hoffnung, den Frieden hier zu diktieren, hatte er entsagen müssen, jetzt bot er den Frieden an — zum erstenmal auf seiner stolzen Laufbahn! Statt vergeblich auf Antwort zu warten und vier kostbare Wochen zu verlieren, hätte er aufbrechen, den unvermeidlichen Rückzug noch vor dem Winter antreten sollen, er hätte wenigstens einen Teil seiner Armee, hätte seinen Thron gerettet! Aber seine Siegeszeit war vorüber, sein Stern im Sinken! — Es schien, daß die Russen einen Vernichtungskrieg führen, ihn bis zum Eintritt des Winters hinhalten wollten, damit die Kälte die schlecht gekleideten und am Notdürftigsten Mangel leidenden Soldaten auf dem Heimwege vernichte. Sie erreichten ihren Zweck.

Endlich erkannte der Kaiser, Rußland wolle keinen Frieden, sondern die Fortsetzung des Krieges; das bewies der Überfall auf Murat, der mit der Avantgarde gegen Kutusow stand. So gab denn Napoleon den Befehl zum Aufbruch am 19. Oktober; er wollte seinen Rückzug auf einer andern Straße bewerkstelligen, weil die Gegend an der großen durch den Hermarsch verwüstet war, doch hatte ihm Kutusow den Weg verlegt und warf ihn durch das Treffen bei Malo-Jaroslawez am 24. Oktober auf die alte verheerte Smolensker Straße zurück. Recht anbeißen wollte Kutusow zwar nicht, sein Widerwille gegen kräftiges Handeln trat immer deutlicher hervor. Bis zu den gemeinen Kosaken herab war darüber allgemeine Entrüstung. Das Rachegeschrei „Moskau! Moskau!“ ging durch die ganze Armee. Kutusow blieb taub dafür. Mehrmals bot sich noch Gelegenheit, das in gedrängter Marschordnung, zwar mit einer starken Nachhut, aber auch mit schlecht bespannten Geschützen und Fahrzeugen und zahlreichen Nachzüglern dahinziehende französische Heer zu vernichten, aber Kutusow versäumte sie. Der gerettete Kern des Heeres, zwar nur wenige Tausend, aber meist Offiziere und Unteroffiziere, setzten Napoleon, wie wir sehen werden, in den Stand, im nächsten Jahre mit einer neuen Armee auf dem Kampfplatze zu erscheinen; so rächte sich Kutusows Unentschlossenheit. Als um die Mitte November Smolensk erreicht wurde, zählte das französische Heer noch etwa 40000 Kampffähige; über 30000 wehrlose Nachzügler folgten ohne Zucht und Führung ihren Spuren, Bilder des Elends.

Der Rückzug der Franzosen. Zeichnung von E. Delort.

Und doch begann dies erst jetzt hier, denn nun kam der Winter, auf den die Franzosen ihr ganzes Unglück geschoben haben; doch es ist erwiesen, daß dieser Winter, einem in Rußland ungewöhnlich langen Herbste folgend, im ganzen zu den gelinden gehört habe. Für russische Naturen! möchten wir indessen entgegnen: für die abgehungerten Soldaten der Großen Armee aus West- und Südeuropa ist er streng genug gewesen. Ein sächsischer Offizier, der vier Wochen nach der Schlacht bei Borodino, von seiner Wunde genesen, wieder zu seiner Kürassierbrigade kam, fand sie nicht viel über 50 Pferde stark — der Rest von 1030; „die Mannschaft mit hängenden Köpfen, bleich und abgezehrt, schmutzig und abgerissen, auf kaum noch Pferden ähnlichen Gerippen. Offiziere, welche den Krieg in Rußland mitgemacht haben, schreiben das Unglück auf dem Rückzuge einerseits dem beispiellosen Mangel an Disziplin zu, der nicht erst in Moskau, sondern schon seit Eröffnung des Feldzugs, seit dem Übergange über den Niemen, in der französischen Armee eingerissen, anderseits der Vernachlässigung der Verpflegung, woraus vorzugsweise die beispiellosen Verluste der französischen Armee zu erklären sind. Aufzeichnungen von Veteranen jenes Krieges schildern das Elend jenes Rückzugs in erschütternder Weise. Alles aber, was die Phantasie an gräßlichen Bildern ersinnen kann, ist durch die Wirklichkeit beim Übergange über die Beresina am 26. bis 29. November übertroffen worden.

Die russische Moldauarmee unter Tschitschagow hatte schon die Österreicher zum Rückzuge genötigt und wollte nun an der Beresina den Kaiser Napoleon abschneiden, während Wittgenstein ihn in der Flanke angreifen und Kutusow ihn drängen sollte. Dieser zögerte, Wittgenstein blieb ganz aus und Tschitschagow, der schon den Übergang bei Borissow besetzt hatte, ließ sich überfallen und trotz dreifacher Übermacht zurückwerfen. So konnten am 26. November zwei Brücken über die Beresina geschlagen und der Übergang der Armee, kaum 30000 Mann, begonnen werden. Aber zugleich drängte die aufgelöste Masse, Fußgänger, Reiter und Fuhrwerk u. s. w., auf die Brücken und es entstand die grauenhafteste Verwirrung. Jeder dachte nur an die eigne Rettung, jedes kameradschaftliche oder menschliche Gefühl erstickte; viele wurden niedergetreten oder in das Wasser gestoßen; andre suchten auf dem Treibeise oder durch Schwimmen hinüber zu kommen und fanden im eisigen Wasser den Tod; dreimal brachen die Bretter des Brückenbelags und mußten erst hergestellt werden, ehe die entsetzlichen Szenen sich wiederholen konnten. Marschall Victor deckte am 28. November den Übergang gegen die fünfmal stärkeren Russen, deren Artillerie die Brücken beschoß und die Schrecken vermehrte. Um 9 Uhr abends begann auch Victor seinen Abzug, dann wurden die Brücken zerstört, auf welche sich, während sie brannten, noch Hunderte stürzten. Mit wildem Geschrei nahten nun die Kosaken heran, nahmen Tausende gefangen und machten noch unermeßliche Beute. Auf dem Rückzuge waren den Franzosen seit Moskau schon die donischen Kosaken unter ihrem Hetman Platow unermüdlich auf den Fersen gewesen und hatten ihnen bedeutenden Abbruch gethan, sich auch so gefürchtet gemacht, daß der bloße Ruf „Die Kosaken!“ oft einen panischen Schrecken verbreitete, namentlich bei den aufgelösten Massen. Geschlossenen Abteilungen thaten sie keinen Schaden, da sie feuerscheu waren.

Alte und junge Garde Napoleons 1818.

Jäger zu Pferde. Füsilier Karabinier. Husar. Dragoner. Grenadier zu Pferde.

Außer ihnen rückten auch andre irreguläre Reiterscharen heran: berittene Bauern der Reichswehr, auch Bauerkosaken genannt, obgleich sie keine Kosaken waren; Nomadenvölker, wie Baschkiren, durch kegelförmige Mützen erkennbar, Kalmücken, Kirgisen und andre Stämme, zum Teil noch mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, krimsche und nogaische Tataren u. s. w. Obgleich für ein regelmäßiges Gefecht unbrauchbar, so zeichneten sich die Kosaken doch im Sicherheits- und Kundschaftsdienst aus, wobei diesen Natursöhnen die Schärfe ihrer Sinne und eine in den Steppen ausgebildete Orientierungsgabe zu Hilfe kommen. Noch jetzt sind diese eigenartigen Krieger die Lieblinge des ganzen russischen Volkes, wir werden noch öfter von ihnen zu berichten haben.

Auch Parteigänger traten auf, welche mit ihren Streifkorps auf selbstständige Unternehmungen und Beute ausgingen (nach russischem Militärgesetz brauchten nämlich selbst eroberte feindliche Kriegskassen nicht abgeliefert zu werden). Unter ihnen ist vornehmlich zu nennen der spätere General von Löwenstern, ferner Tettenborn, Tschernyschew, Geismar. Auch das russische Landvolk beteiligte sich an der Vernichtung der Franzosen auf ihrem Rückzuge. Die einzigen Kriege im Innern Rußlands, deren Andenken die Tradition unter dem Volke in allgemeinen Zügen erhalten hatte, waren die Einfälle der Mongolen und Polen: Verwüstungskriege im eigentlichen Sinne des Worts. Das russische Volk hat keine andre Vorstellung vom Kriege, darum floh der Bürger und Bauer mit Weib und Kind vor den Franzosen, wie seine Väter vor den sengenden und mordenden Mongolen geflohen waren, darum nahm der Krieg 1812 von russischer Seite den Charakter eines Volkskrieges an.

Nach dem Übergange über die Beresina hatte Napoleon noch 8000 kampffähige Soldaten, selbst diese trugen den Keim des Todes in sich. Nach amtlichen Berichten wurden in Rußland 243000 feindliche Leichen eingescharrt. Halb Europa hatte zu trauern. — Als Napoleon auch den kleinen Rest seiner alten Garde, von Kälte und Erschöpfung bezwungen, die Gewehre wegwerfen sah, als alle Bande der Zucht und Ordnung sich lösten, da endlich erkannte er die näher rückende Gefahr der Vernichtung.

Am 3. Dezember erließ er, welcher die Welt bisher durch lügenhafte Berichte (Bulletins) getäuscht hatte, das berühmte 29., das die ganze schreckliche Wahrheit eingestand; dann übergab er am 5. dem Könige von Neapel den Oberbefehl über die nun völlig in Auflösung geratene Armee und eilte nach Paris voraus. Die sogenannte „heilige Schar" (escadron sacré), zuletzt aus Offizieren für die persönliche Sicherheit des Kaisers errichtet, war nun ihres Dienstes enthoben. Am 14. Dezember überschritten die letzten Trümmer der Großen Armee den Niemen: nur etwa 1000 Mann noch sollen in taktischer Ordnung gewesen sein.

Die im Laufe des Januars hinter der Weichsel sich sammelnden Überreste der „Großen Armee" zählten noch etwa 23000 Franzosen und 35000 Österreicher und Preußen, in Summa 60000 Mann, 15000 Pferde und 150 Geschütze. Der Gesamtverlust stellt sich demnach in runden Zahlen auf 550000 Mann, 172000 Pferde und 1200 Geschütze; eine Katastrophe, wie sie die Welt noch nie gesehen hatte!

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.

## 2. Preußens Lage; Rückblick auf die Zeit der Fremdherrschaft. — Reorganisation der preußischen Armee nach dem Tilsiter Frieden. — Die preußische Erhebung 1813.

Als die Kunde von Napoleons Heimkehr erscholl, hielten viele den Moment der Befreiung schon für verloren. „Preußen", sagten sie, „hätte die Trümmer des französischen Heeres völlig zerschlagen, den flüchtigen Kaiser gefangen nehmen sollen. Aber König und Volk hielten dem Feinde selbst die Treue und begannen den Kampf ohne Verletzung der Ehre, befleckten den Siegeslorbeer der Befreiungskriege durch keinen Bruch des Wortes. Doch ehe wir die Befreiungskriege schildern, müssen wir einen Rückblick thun. Traurig sah es im deutschen Vaterlande unter Napoleons Herrschaft aus. Kein Fürst der einst mächtigsten Nation war seines Besitzes sicher, nur unbedingte Hingebung an Napoleon schützte ihn; noch schwerer lastete die Fremdherrschaft auf dem Volke. Jede freiere Regung des Volkswillens wurde von französischen Spionen überwacht. Die Erpressungen der französischen Generale und Offiziere, die schamlose Raubgier der fremden Beamten überstieg alles Maß; was

sie Deutschland geraubt haben, läßt sich gar nicht berechnen. Außer den Kriegskontributionen und Lieferungen gibt eine französische Nachricht allein für Norddeutschland 1600 Millionen Thaler Kriegskosten an. Der französische Generalintendant Daru, welcher bei den Durchmärschen der Armee Preußen bis aufs Mark aussog, äußerte vergnügt: „Es ist unglaublich, was ein Land alles aushalten kann!“ Von allen deutschen Ländern hatte keines so viel wie Preußen gelitten, kein Volk war so tief gedemütigt worden, wie das preußische, darum lebte auch in diesem der Grimm und Haß gegen die Franzosen am mächtigsten. In Königsberg bildete sich 1808 ein Verein von Patrioten, der Tugendbund, angeblich zu sittlich-wissenschaftlichen Zwecken, in der That aber, um gegen die Fremdherrschaft das Feuer unter der Asche zu schüren. Er verzweigte sich bald über ganz Deutschland. Das Königreich Westfalen sollte der Ausgangspunkt für eine allgemeine Erhebung werden.

Nur mit wenigen Worten wollen wir an das beklagenswerte, verfrühte Vorspiel der deutschen Erhebung, Schills bekannten Zug, erinnern. Schill, der tapfere Genosse Gneisenaus bei Kolberg 1807, glaubte sich, getäuscht durch die ihm widerfahrenen Huldigungen der Volksgunst, berufen, die Erhebung zum Sturz der Fremdherrschaft zu leiten. Irre geleitet durch die falsche Kunde österreichischer Siege, verließ er mit seinem Husarenregiment am 28. April 1809 Berlin, angeblich zu einer Übung ausreitend, zog über Wittenberg nach Halle und schlug selbst bei Dodendorf, verstärkt durch einige Freiwillige, ein kleines französisches Korps. Aber die erwartete Erhebung blieb aus; Schill, die schlimme Wendung des Krieges in Österreich erfahrend, wandte sich nach Stralsund, wo er sich bis zur Einschiffung nach England verteidigen wollte. Hier ereilte ihn sein Geschick. Tapfer kämpfend fiel er im Straßenkampfe; trauriger war das Los seiner Waffengefährten. Elf Offiziere wurden kriegsrechtlich auf Napoleons Befehl, der Schills Korps für eine „Räuberbande“ erklärt hatte, erschossen, die Gemeinen zur Zwangsarbeit auf die Galeeren geschickt. Tollkühn und unbedacht war Schills That, militärisch verwerflich und ohne Beispiel in der preußischen Armee, welche durch sie ein tüchtiges Kavallerieregiment verlor. Wohin es führt, wenn die Armee oder deren Führer den Entschlüssen des Kriegsherrn zuwider Politik treiben wollen, lehrt das traurige Beispiel der spanischen Armee in neuerer Zeit; wir werden davon zu berichten haben. — Schill hat seinen Fehltritt mit dem Tode gesühnt, im Gedächtnis unsres Volkes aber lebt sein und seiner tapferen Schar Heldenmut so frisch, wie die grollende Erinnerung an die blutige Rache des Siegers.

In Preußen begann inzwischen die Reorganisation des Heeres gleich nach dem Tilsiter Frieden, vornehmlich durch Scharnhorst, welcher an der Spitze der Kriegsverwaltung stand. Mit weiser Vorsicht bereitete er die Mittel zur Wiederherstellung von Preußens Ruhm und Größe vor; ihm gebührt der erste Rang unter den Bildnern des preußischen Heeres in jener Zeit. Die ganze Armee wurde zunächst neu formiert; sechs Brigaden, aus allen Waffengattungen zusammengesetzt, Summa 45 Bataillone, 77 Schwadronen und 21 Batterien mit 168 Geschützen. Das war alles, was von dem ruhmreichen Friedericianischen Heere noch übrig blieb; das war der letzte Anker für

Deutschlands Hoffnungen. — Der Zopf fiel weg; die Truppen erhielten zweckmäßigere Waffen und Kleidung; die Künste des Paradeplatzes traten zurück hinter der angestrengten Arbeit des Felddienstes. Alle Vorräte mußten zunächst von neuem beschafft werden, denn Napoleons Marschälle hatten die Ausplünderung mit solcher Gründlichkeit besorgt, daß die schlesische Artillerie einmal monatelang, aus Mangel an Pulver, ihre Schießübungen einstellen mußte. Eine Untersuchungskommission prüfte das Verhalten jedes einzelnen Offiziers im Kriege, entfernte unerbittlich die Schuldigen. Im Frieden sollten fortan nur Kenntnisse und Bildung, im Kriege nur ausgezeichnete Tapferkeit und Umsicht einen Anspruch geben auf die Offizierstellen, nicht adlige Geburt.

Ferdinand von Schill.

Neue Reglements beseitigten die alte Taktik. — Die sechs Brigaden zerfielen in je zwei Infanterieregimenter von drei Bataillonen und ein Grenadierbataillon. Nach der 1812 eingeführten Brigadestellung sollten die beiden „Füsilierbataillone" mit den Schützenzügen die Avantgarde bilden, 300 Schritte dahinter formierten drei fernere Bataillone das erste Treffen in Linie und zwei Bataillone auf gleiche Entfernung in Kolonne das zweite Treffen. Das Gefecht bildete eine zweckmäßige Verbindung der Kolonnen- und Tirailleurtaktik. — Allen Reformen lag der Gedanke zu Grunde, daß die Armee fortan das Volk in Waffen, ein nationales Heer, dem jeder Wehrfähige angehöre, sein solle. Die Werbung wurde abgeschafft, die Aufnahme von Ausländern verboten. Neue Kriegsartikel beseitigten die entehrenden körperlichen Strafen. — Mit der allgemeinen

Wehrpflicht kamen wir wieder zu dem altpreußischen Grundsatze zurück, den schon Friedrich Wilhelm I. aufgestellt hatte: „Alle Bewohner des Staates sind geborene Verteidiger desselben". — Allen Freunden des Vaterlandes aus der Seele schrieb Boyen, Scharnhorsts Gehilfe: „Wehrhaft sei im ganzen Lande jeder Mann mit seinem Schwert, denn es ziemet jedem Stande zu verteidigen Thron und Herd!" Über den Grundsatz war kein Zweifel, aber wie ihn zur Wahrheit machen? Die Stärke von 42000 Mann, welche nach dem Tilsiter Frieden Preußen nur halten durfte, konnte man nicht überschreiten. So blieb nur übrig, den Eroberer zu überlisten, die Verträge geschickt zu umgehen und neben dem stehenden Heere eine Reservearmee, eine Landwehr für Kriegsfälle zu schaffen. Allein die Einstellung einer sehr großen Anzahl Rekruten hatte alsbald den Argwohn Napoleons erregt; sobald Napoleon von Landwehrplänen hörte, griff er sofort mit herrischer Drohung ein. So blieb denn nur übrig, ihrer so viel als möglich auszuheben und diese leidlich ausgebildeten Leute schon nach einigen Monaten zu entlassen, um sie dann sofort durch andre zu ersetzen. Durch dieses Krümpersystem, wie man es nannte, bildete Scharnhorst nach und nach 150000 Mann notdürftig aus. Die Landwehrpläne mußten bis zum Augenblicke der Erhebung verschoben werden. Gleich nach dem Frieden schon hatte Blücher, der Held der Befreiungskriege, Scharnhorst gebeten, für eine Nationalarmee zu sorgen; Gneisenau, der tapfere Verteidiger von Kolberg, trat ihm zur Seite, ratend, fördernd, sein Werk fortsetzend, als Scharnhorst 1812, um nicht den Verdacht der Franzosen rege zu machen, den Abschied nahm, wenn auch nur zum Schein. Als die Stunde der Befreiung schlug, da war er wieder da: „Deutschlands Waffenschmied".

Vorbereitet war alles aufs beste, als York, beim Rückzuge aus Rußland von den Russen mit dringenden Vorstellungen bestürmt, jenen großen Entschluß faßte, der zwar im Widerspruch mit dem Kriegsgesetz, mit seiner Unterthanenpflicht, mit seinem eignen strengen Soldatengefühl stand, aber nach seiner Überzeugung mutig gefaßt werden mußte. Er schloß auf der Poscherungenschen Mühle bei Tauroggen mit dem russischen General von Diebitsch eine Konvention, wonach sein Korps bis zur Entscheidung des Königs neutral bleiben sollte, und sandte die Meldung seiner That an den König ab. Darin stellte er die Gründe vor, welche ihn geleitet hatten, und legte dem Monarchen willig seinen Kopf zu Füßen, wenn er gefehlt haben sollte. „In dem Ausspruche Eurer Majestät liegt das Schicksal der Welt!" sagte er in einem zweiten Schreiben.

Als König mißbilligte Friedrich Wilhelm anfangs die Eigenmächtigkeit seines Generals; öffentlich und gegen Napoleon konnte er nicht anders, da Berlin noch von den Franzosen besetzt und er in seiner Residenz Potsdam bedroht war, gefangen fortgeführt zu werden. Darum verlegte er auch seinen Sitz Ende Januar nach Breslau. Hierher wurden Scharnhorst, Blücher und Gneisenau berufen. Ein Flügeladjutant war nach Litauen abgereist, offiziell, um York abzusetzen, vertraulich aber, um dem Kaiser Alexander ein Schutz- und Trutzbündnis anzubieten; York blieb im Kommando, bis der König öffentlich seinen Schritt gut heißen konnte. In den Provinzen wurden die Reserven einberufen und neue Bataillone daraus gebildet; Krieg! Krieg! war die Losung im ganzen Lande, jetzt oder niemals!

Zu Breslau im Frühling 1813. Zeichnung von L. Burger.

Der König erließ am 3. Februar den Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerabteilungen — gegen welchen Feind, das war darin noch nicht gesagt, aber das Volk wußte nur von einem Feinde. Körners Lied:

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!
Wer legt noch die Hände feig in den Schoß?
Pfui über dich Buben, hinter dem Ofen u. s. w.“

bezeichnet die Stimmung, in welcher die Freiwilligen, die Blüte der preußischen Jugend, einzeln oder in Trupps den Sammelplätzen, die ihnen bestimmt waren, zueilten. Sie konnten sich das Regiment wählen, dem sie sich anschließen wollten, auch erhielten sie eine eigenartige Uniform (dunkelgrüne Röcke bei der Infanterie, ebensolche Dolmane bei der Kavallerie). Im Gefecht sollten sie nur als leichte Truppe verwendet werden. Wer sich auszeichnete, dem ward Berücksichtigung für seine künftige Laufbahn im Staatsdienste versprochen; kein junger Mann von 17—24 Jahren, der nicht im aktiven königlichen Dienste mindestens ein Jahr gestanden habe, solle zu irgend einer Stelle oder Auszeichnung gelangen.

So gut war alles durch Scharnhorst vorbereitet, daß gleich 13 neue Infanterieregimenter formiert werden konnten. Die wichtigste Vermehrung aber geschah durch die Landwehr. Die Hingebung des Volkes war über alle Erwartung. In Ostpreußen, das die Franzosen schon geräumt hatten, war der Landtag berufen worden; patriotische Männer, wie Graf Dohna, Präsident von Schön und andre, setzten unter Mitwirkung Yorks als Militärgouverneur die Landesbewaffnung durch, für welche der alte deutsche Name Landwehr gewählt wurde. Ein Bericht darüber ging an den König in Breslau zur Bestätigung. Auch Scharnhorst hatte ja einen umfassenden Plan für die Errichtung einer Landwehr im ganzen Staate ausgearbeitet, er verschmolz denselben mit dem ostpreußischen Entwurfe, welcher auch seine ursprünglichen Ideen enthielt, 149 Bataillone, 113 Eskadrons wurden auf diese Weise nach und nach errichtet; freilich sah es mit deren Bewaffnung und Ausrüstung anfänglich sehr mangelhaft aus; doch die glühende Vaterlandsliebe und der grimme Haß gegen die fremden Unterdrücker machten das einigermaßen wieder wett, was da fehlte. Auch die Ausbildung war natürlich sehr gering, dazu kam, daß es der Landwehrinfanterie teilweis sogar an Gewehren fehlte. Erst allmählich konnten sie beschafft werden; mit Piken bewaffnet zogen einige Bataillone aus. — Mit atemloser Spannung wartete das treue Volk nur auf den Moment zur That. Napoleon, schon vor dem russischen Feldzuge über die Stimmung in Preußen gewarnt, antwortete mit Äußerungen der Verachtung; er traute den Deutschen weder Kraft noch Seelenstärke zu; er verglich sie den kleinen Hunden, welche bellen, aber nicht beißen. Wie grimmig sollte er sich täuschen!

# 3. Die Befreiungskriege.

## Feldzug 1813.

Talleyrands angebliche Äußerung, daß der russische Feldzug der „Anfang vom Ende“ sei, erwies sich bald als wahr. Zwar vermochte Napoleon durch eine starke Aushebung und rastlose Thätigkeit die Lücken bald zu füllen, welche der Winterfeldzug seinem Heere geschlagen hatte, aber der Zauber, den Napoleons vermeintliche Unüberwindlichkeit über die Völker verbreitet hatte, war verschwunden; allgemein wurde der Ausgang des russischen Feldzugs wie ein Gottesgericht angesehen. Noch immer aber befanden sich die wichtigsten preußischen Festungen in Napoleons Händen und durch starke Besatzungen gesichert, noch war der Krieg nicht erklärt.

Die französischen Streitkräfte in Deutschland standen unter dem Vizekönig von Italien, der sein Hauptquartier in Frankfurt a. d. O. hatte. Berlin war von 10000 Mann unter Augereau besetzt. Da erschien plötzlich Tschernyschew mit 3000 Kosaken, unter ihm Dörnberg und Tettenborn; letzterer drang am 18. Februar durch drei Thore in die Stadt ein und richtete große Verwirrung an. In allen Stadtteilen wurde Generalmarsch geschlagen; geschlossene Kolonnen rückten bald in den Hauptstraßen vor, Geschütze wurden aufgefahren, freilich konnten die Kosaken Berlin nicht nehmen, aber sie ritten keck durch die Stadt und zum Brandenburger Thore wieder hinaus. Nicht dies Ereignis, das wie

eine ziſchende Rakete aufblitzte, aber der Übergang des Wittgenſteinſchen Korps über die Oder bewog den Vizekönig, ſich bis hinter die Elbe zurückzuziehen. Bis zu dieſem Fluß war Deutſchland jetzt frei; der Herzog von Mecklenburg-Strelitz ſagte als der erſte von den deutſchen Fürſten ſich von dem Rheinbunde los. Andre Schritte für das große Werk der Befreiung folgten jetzt raſch. Am 27. Februar war das Bündnis mit Rußland zu Kaliſch abgeſchloſſen worden, am 10. März, dem Geburtstage der unvergeßlichen Königin Luiſe, welche dieſe herrliche Zeit nicht mehr erlebte, ſtiftete der König das Eiſerne Kreuz für Tapferkeit im Kriege, von welchem Schenkendorf ſang:

„Denn nur Eiſen kann uns retten,
Uns erlöſen kann nur Blut!“

„Blut und Eiſen“, die bekannten geflügelten Worte des Fürſten Bismarck!

Am 16. März erfolgte die Kriegserklärung Preußens an Frankreich, am 17. der Aufruf „An Mein Volk!“, der in ſeiner einfachen, ergreifenden Sprache eine wunderbare Wirkung hervorbrachte.

Damit war der Volksgeiſt ſeiner letzten Feſſeln erledigt, im ganzen Lande nur ein Gefühl, welchem Arndt Worte lieh, indem er ſchrieb: „Krieg ſchallte es von den Karpathen bis zur Oſtſee, vom Niemen bis zur Elbe; Krieg rief der Edelmann und der Landbewohner, der verarmt war; Krieg der Bauer, der ſein letztes Pferd unter Vorſpannfuhren tot trieb; Krieg der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erſchöpften; Krieg der Tagelöhner, der keine Arbeit mehr finden konnte; Krieg die Witwe, die ihren einzigen Sohn ins Feld ſchickte; Krieg die Braut, die den Bräutigam mit Thränen des Stolzes und der Freude entließ!“ — Aus allen Ständen des Volkes drängten ſich Freiwillige in die Reihen der Vaterlandskämpfer, in gleichem Rock ſtand der Hochgeborne neben dem ſchlichten Handwerksmann, der Gebildete neben dem Bauer, der Reiche neben dem armen Tagelöhner, der greiſe Lehrer, der Beamte neben dem Jüngling, der kaum den Knabenjahren entwachſen war. Die Gaben der allgemeinen Opferfreudigkeit für den Nationalkrieg floſſen in nie geahnter Fülle. „Meine Sache iſt die Sache meines Volkes!“ hatte Friedrich Wilhelm bei der Verordnung für die Landwehr geſagt. Und wahrlich, für die ſpäteſten Geſchlechter wurde ein leuchtendes Vorbild und Ehrengedächtnis aufgeſtellt, was ein Volk, ob auch an Zahl geſchwächt und von fremder Gewalt ausgeſogen, zu leiſten vermag, wenn es ſich mit ſeiner ganzen Kraft am Kriege für ſeine höchſten Güter beteiligt. Geld war es nicht allein, was geſpendet wurde, das hatten viele nicht, aber ſie brachten, was ſie an Geldeswert beſaßen, die Vermögenden Schmuckſachen und Silbergeſchirr, die Grundbeſitzer Getreide, Schlacht- und Zugvieh, die Kaufleute Tuch, Leder, Leinwand u. ſ. w., jeder nach ſeinen Kräften, arme Dienſtmädchen ihre erſparten Groſchen, ja die 15jährige Tochter eines verabſchiedeten Offiziers, Ferdinande von Schmettau, gab ihr ſchönes blondes Haar zum Verkauf hin, ihren einzigen Schmuck!

Um den Rieſenkampf mit Napoleon, der in Paris ein neues gewaltiges Heer organiſierte und alle ſeine Vaſallen zur Truppenſtellung entbot, zu beſtehen, war der ſchöpferiſche Geiſt des edlen Scharnhorſt, die Feuerſeele Gneiſenaus, waren die Heerführer mit der Formation der neuen Truppenteile unausgeſetzt

thätig. Das Linienheer wuchs, durch die freiwilligen Jäger (etwa 10000), die 52 Reservebataillone und die von Preußen, Pommern und Schlesien gestellten drei Nationalkavallerieregimenter, auf 110000 Mann.

Blücher, der Marschall „Vorwärts".

Für den Parteigängerkrieg, welcher im Rücken des Feindes die Volkserhebung in ganz Deutschland erwecken sollte, wurden Freikorps gebildet. Dem Lützowschen strömten besonders viel Freiwillige zu; Schwarz statt Grün trug „Lützows wilde verwegene Jagd", deren Gedächtnis Theodor Körner, der begeisterte Sänger der Freiheitskriege, durch seine Lieder und seinen Heldentod unsterblich gemacht hat.

Jahn, der Altvater der Turner, führte ihm viele seiner Freunde und Genossen zu. Endlich die Landwehr, welche zwar beim Ausbruch der Feindseligkeiten noch nicht in ihrer Formation fertig war, dann aber 120000 Mann betrug. Alles zusammengerechnet, was Preußen, damals ein Staat von kaum fünf Millionen Einwohnern, in dem Befreiungsjahre 1813 aufgebracht hat, so ergibt sich die Zahl von 250000 Streitern = 5 Prozent der Bevölkerung! Kaum ein Volk der alten und neueren Zeit kann sich einer gleichen Kraftanstrengung rühmen! Es waren Tage der Erhebung, welche die Schmach und das Elend vieler Jahre vergessen ließen! Es ging ein tief religiöser Ernst durch die Gemüter; aus der Predigt hinweg zogen die Freiwilligen in den „heiligen" Krieg.

Die verbündeten Monarchen auf eine gleiche Erhebung in ganz Deutschland rechnend, erließen einen Aufruf an die Deutschen. Aber, wie mächtig auch viele Herzen davon bewegt wurden, die Völker harrten vergebens auf das Zeichen ihrer Fürsten; diese glaubten noch nicht, daß Napoleon den Preußen und Russen erliegen werde. Ihre Truppen hatten siegreiche Kriege unter Napoleons Fahnen geführt und schienen unauflöslich an dieselben gefesselt zu sein.

Napoleon hatte unterdessen eine neue Armee geschaffen. Die Rheinbundsfürsten und Italien rüsteten, auch glaubte Napoleon, daß sein Schwiegervater, der Kaiser von Österreich, nicht mit ihm brechen werde. Er ließ daher die Kriegserklärung Preußens im Moniteur mit den stolzen Worten bekannt machen: „Und wenn die Russen und Preußen auf dem Montmartre ständen, so wird Frankreich nicht ein Dorf von seinen Eroberungen herausgeben!" Wie immer, wollte er den Feinden zuvorkommen; das Mainthal von Frankfurt aufwärts bestimmte er zur Aufstellung seiner Armee, der sich hier die Rheinbundstruppen anschließen sollten. Die noch in Polen, Preußen und dem übrigen Deutschland mit wenigstens 60000 Mann besetzten Festungen sollten ihm die Wiedereroberung der verlorenen Länder erleichtern. Anfänglich hatte er etwa 120000 Mann, denen die Verbündeten, nach Abzug der zur Einschließung der Festungen bestimmten Truppen, wenig über 100000 entgegensetzen konnten. An die Spitze der treuen und kühnen Truppen stellte man würdige Feldherren; Blücher, Preußens unvergeßlicher Marschall „Vorwärts", York, der unter Macdonald in Rußland gekämpft hatte, ein strenger, entschlossener Mann, „scharf wie gehacktes Eisen", wie seine Offiziere von ihm sagten; Bülow und Tauentzien, Gneisenau und Scharnhorst. Das in Schlesien gebildete preußische Heer befehligte Blücher, Tormasow an des erkrankten Kutusow Stelle die Russen; in die Mark war Wittgenstein eingerückt, unter welchem auch die preußischen Korps von York, Bülow und Borstell standen. Die Kosaken streiften ungehindert längs der Elbe unter Tettenborns Führung.

Hamburg wurde übereilt von den Franzosen am 12. März geräumt, und Tettenborn hielt am 18. seinen Einzug; Lübeck und Lüneburg folgten dem Beispiele Hamburgs, rissen die französischen Adler ab und erklärten sich frei. In Bremen aber verhinderte Vandamme die Bewegung.

Aus Schlesien und der Mark brachen nun die Armeen auf. In Sachsen, wo die Stimmung den Franzosen schon abgeneigt war, sprengte Davoust am 19. März die Elbbrücke bei Dresden, ebenfalls die bei Meißen, und zog dann

nach der Niederelbe, um auf Napoleons Befehl die rebellischen Landesteile wieder zu unterwerfen. Auch die schwache Garnison von Dresden verließ dasselbe bei der Annäherung der verbündeten Armee, welche in die sächsische Hauptstadt einrückte.

Dies weitere Vordringen zu hemmen, unternahm der Vizekönig von Italien von Magdeburg aus eine Bewegung gegen Berlin; von Bremen aus marschierte ein Korps unter Morand gegen Lüneburg. Dies wurde am 2. April von Dörnberg, jetzt russischer General, mit einem aus kleineren Streifscharen gebildeten Korps angegriffen. Hier fiel der erste Kanonenschuß, welcher den Befreiungskrieg eröffnete. An dem Straßenkampfe nahmen auch Bürger teil, und ein mutiges Dienstmädchen, Johanna Steger, trug mitten im Kugelregen den Streitern, so erzählt man, welchen die Munition ausging, Patronen zu. Morand wurde gezwungen, die Waffen zu strecken. Auch ein preußisches Bataillon war an diesem ersten und siegreichen Gefechte ruhmvoll beteiligt. Drei Tage später wurde der Vizekönig von Italien bei Möckern in einem blutigen Treffen geschlagen und mußte nach seiner Elbfestung umkehren, von wo er dann mit seiner Hauptmacht gegen Halle aufbrach, um sich mit der des Kaisers nach Umständen vereinigen zu können. Diesem meldete er, von der Tapferkeit seiner Feinde bei Möckern betroffen, daß er nicht mehr die Preußen von 1806 vor sich habe! Besonders die litauischen Dragoner hatten sich unter dem „tollen" Platen an diesem Tage ausgezeichnet.

Der Sieg von Möckern erfüllte alle Herzen, welche für Deutschlands Befreiung schlugen, mit freudigster Zuversicht. Aber in den Operationen der Hauptarmee, welche durch Sachsen nach Thüringen vorrückte, trat ein Stillstand ein, welcher den ganzen April hindurch dauerte, weil Unterhandlungen mit Österreich und Sachsen wegen ihres Beitritts gepflogen wurden. Eine kostbare Zeit verging, welche Napoleon klug benutzte. Blücher bot seinen Kopf zum Pfande, daß er die Franzosen aus Deutschland jagen werde, wenn man ihm nur 30000 Mann gebe, die er führen dürfe, wie er wolle. Vergebens! Das Oberkommando erhielt Wittgenstein nach Kutusows Tode; endlich wurden Anstalten getroffen, Napoleon, der mit seiner neu gebildeten Armee im Anmarsch war, anzugreifen.

„Ich werde diesen Feldzug wie der General Bonaparte, nicht als Kaiser führen!" hatte Napoleon in Weimar zu seinen Marschällen gesagt. Sein Heer war stark zwar, aber der Großen Armee von 1812 entfernt nicht zu vergleichen, es bestand der Mehrzahl nach aus Rekruten, was freilich auch im preußischen Heere der Fall war. Ohne den Kern alter Truppen, die er aus Spanien und Frankreich herangezogen, und die altgedienten Offiziere und Unteroffiziere, welche sich aus dem russischen Feldzuge gerettet hatten, hätte er sich ein neues Heer nicht bilden können. Nur dem Mangel an guter Kavallerie konnte er nicht abhelfen, obwohl er wieder fünf Kavalleriekorps organisierte; so fehlte es stets an guten Nachrichten, denn die Kavallerie ist nun einmal das „Auge und Ohr" des Feldherrn. Auch die Garde erschien wieder in Stärke von 40000 Mann, zwei Divisionen alter, vier junger Garde.

Am 1. Mai in aller Morgenfrühe brach der Kaiser von Weißenfels auf. Jetzt waren Napoleons Absichten den Verbündeten klar; er marschierte auf Leipzig.

Dadurch bot er ihnen seine rechte Flanke, und da seine Korps in Staffeln marschierten, der linke Flügel weit voraus war, so konnte eine Schlacht unter den günstigsten Verhältnissen geliefert werden. Scharnhorst entwarf den Plan, er war meisterhaft erdacht; aber der Oberfeldherr war seiner Aufgabe nicht gewachsen; so wurde die Schlacht um sechs Stunden zu spät eröffnet, der richtige Augenblick versäumt.

Napoleon war mit der Hauptmasse seines Heeres schon voraus, als gegen Mittag Kanonendonner von rechts rückwärts her erschallte: es konnte nur von dem zur Deckung des Marsches zurückgebliebenen Korps Ney sein. Der Kaiser gab sofort seine Befehle, warf alle auf Leipzig gerichteten Korps herum, dirigierte den Vizekönig auf den linken Flügel und eilte der Gegend zu, wo die Schlacht begonnen hatte. Es war ein wildes Gefecht um vier Dörfer, in welche sich die Franzosen geworfen: erstürmt, wieder verloren und gewonnen, immer mehr Bataillone lösten sich dabei auf! Da traf Napoleon, zugleich Marmonts Korps auf dem rechten Flügel ein; dennoch erstürmte die preußische Garde Kaja, den Schlüssel der französischen Stellung; die Kavallerie, auf dem linken Flügel vereinigt, harrte ungeduldig des Befehls zum Vorbrechen. Aber dieser erfolgte nicht, und Napoleon griff nun selbst ein, die Schlacht in der unmittelbaren Nähe des entscheidenden Punktes lenkend, während immer frische Truppen anlangten. Mit glänzender Tapferkeit kämpften die Verbündeten, aber der Oberfeldherr hatte die Leitung völlig verloren, er wußte kein Korps, keinen Führer mehr zu finden. Blücher hatte sich wiederholt mit gezogenem Säbel in das Schlachtgewühl gestürzt und war verwundet worden, auch Scharnhorst, welcher wenige Wochen später, zu früh für Preußens Heer, seinen Wunden erlag. 16 Bataillone der jungen Garde entrissen den Preußen Kaja wieder, Napoleon ließ 60 Geschütze auf dem Höhenrücken auffahren und drängte die Verbündeten bis Großgörschen zurück, das sie behaupteten. Die einbrechende Dunkelheit machte endlich dem mörderischen Kampfe ein Ende. Schon waren die Biwaks bezogen, da ließ Blücher noch neun Eskadrons Kürassiere, denen sich eine Husaren- und eine freiwillige Jägereskadron anschlossen, nochmals einen Angriff machen. Bei der Alten Garde, hinter welcher Napoleons Hauptquartier aufgeschlagen war, hörte man plötzlich den nahenden Hufschlag einer Reitermasse. „Der Feind! Zu den Waffen!“ Alles ergriff die Gewehre, formierte ohne Kommando Karrees. Trompetensignale — im Galopp brausten sie heran, die tapferen Reiter; noch 200 Schritt weiter und der Kaiser wäre mit seiner ganzen Umgebung gefangen worden! Die Vierecke der Alten Garde schossen in die dunkle heransprengende Masse; ein paar Geschütze, rasch in die Zwischenräume gebracht, feuerten mit Kartätschen; die Schwadronen prallten zurück vor den feuersprühenden Karrees, warfen sich herum und verschwanden im Dunkel der Nacht. Wie aber, darf man fragen, wenn Wittgenstein diesen Reiterangriff, welcher tief in die feindliche Stellung einbrach, durch Infanterie und Geschütz nachdrücklich unterstützt hätte?! Dies war die Schlacht bei Großgörschen oder Lützen am 2. Mai 1813.

Die Fortsetzung der Schlacht am andern Tage wurde erwartet, aber Kaiser Alexander stellte dem Könige von Preußen die Notwendigkeit des Rückzugs vor; der König, obschon dieselbe nicht einsehend, mußte sich fügen. Die Verbündeten

gingen bei Dresden wieder über die Elbe und stellten sich bei Bautzen zu einer zweiten Schlacht.

Sachsen war abermals in Napoleons Gewalt; der König mußte nach Dresden zurückkehren, seine Truppen zu den Franzosen stoßen lassen und die Festung Torgau ihnen einräumen. Der Kommandant, General von Thielmann, welcher bisher den fremden Durchzug verweigert hatte, legte sein Kommando nieder und trat in russischen Dienst.

Bei Bautzen kam es am 20. Mai zur Schlacht. Napoleon hatte Ney mit drei Korps gegen die Mark entsendet; jetzt beorderte er ihn zurück, um gegen die rechte Flanke der Verbündeten zu operieren. Diese sandten Ney ein Korps unter York entgegen, der ihm aber nach einem heißen Gefecht bei Königswartha weichen mußte. Ehe er herankam, richtete Napoleon, der am ersten Schlachttage die Spreeübergänge genommen hatte, heftige Scheinangriffe gegen den linken Flügel und hielt die Mitte durch eine zusammengezogene Artilleriemasse fest. Als Neys Kanonen endlich in der rechten Flanke der Verbündeten hörbar wurden, ließ der Kaiser die Höhen im Zentrum, den Schlüssel zu Blüchers Stellung, mit Sturm nehmen, und die Verbündeten, um nicht umfaßt zu werden, brachen die Schlacht ab. Der Rückzug wurde in musterhafter Ordnung ausgeführt, ohne daß ein Geschütz, eine Fahne verloren ging. Das Schlachtfeld war für den Sieger der einzige Preis dieser blutigen Tage; der Heldenmut der jungen preußischen Krieger bewies dem Feinde, daß ein andrer Geist, als den er bei Jena kennen gelernt, über die Preußen gekommen war.

Napoleon betrieb die Verfolgung eifrig. „Ich habe zwei Schlachten ohne Kavallerie gewonnen", sagte er; „nun will ich zeigen, wie man auch ohne Kavallerie verfolgen kann." Aber er sollte erfahren, daß ohne Kavallerie kein Sieg völlig ausgebeutet werden kann. Napoleon, sich selbst an die Spitze der Verfolgung setzend, mußte seinen Freund Duroc an seiner Seite fallen sehen, und Blücher zersprengte mit der preußischen Reiterei durch einen glücklichen Überfall bei Haynau in Schlesien am 26. Mai einen Teil der französischen Avantgarde. So war die Waffenehre gerettet.

Jetzt bot der Kaiser einen Waffenstillstand an, eben als die Russen nach Polen zurückmarschieren wollten, um sich dort zu erholen. Napoleon wußte nicht, wie es mit seinen Gegnern stand; er bedurfte Zeit zu neuen Rüstungen für sein erschöpftes Heer; auch mochte er wohl, Österreichs Beitritt zu den Verbündeten fürchtend, an Frieden denken. Der Waffenstillstand, der am 4. Juni zum Abschluß kam, wurde sein Unglück. Während desselben vollendete Preußen die Formation der Landwehr, traten Österreich und Schweden der Allianz bei, schloß England Subsidienverträge und konnte nun eine bedeutende Übermacht aufgestellt werden.

Hamburg, die unglückliche Stadt, war am 30. Mai von neuem in Davousts eiserne Hand gefallen. Die Verteidigungsanstalten waren bei der Lauheit des Senats noch nicht so weit gediehen, um Widerstand leisten zu können; der Kronprinz von Schweden, Napoleons ehemaliger Marschall Bernadotte, welcher der Stadt zu Hilfe kommen sollte, blieb aus, und Tettenborn mit seinen 1500 Kosaken mußte abziehen, als Davoust nahte. An der Spitze von 30 Bataillonen hielt

er seinen Einzug in Hamburg, das er bis nach dem Sturze Napoleons mit grausamer Strenge behauptete: er legte den Einwohnern 12 Millionen Thaler Geldbuße auf, nahm die Bank in Beschlag, trieb gegen Ende des Jahres mehr als 30000 Menschen aus der Stadt und ließ die Wohnungen von 8000 in den Vorstädten niederbrennen.

Hier dürfte es am Platze sein, ein Wort über die Freikorps einzuschalten, welche sich bei Beginn des Krieges gebildet hatten. Sie waren in ihrem Wesen völlig verschieden von den Freischaren neuerer Zeit, vor allem weil gebildet von bewährten Offizieren mit Erlaubnis des Kriegsherrn. Sie bestanden entweder nur aus Freiwilligen, wie das berühmte Lützowsche Freikorps, oder zum Teil aus gedienten Mannschaften, welche von den Truppen abgegeben wurden, wie das Colombsche. Ihre Bestimmung war, dem Feinde in Flanke und Rücken zu gehen, seine Verbindungen zu unterbrechen, Munitions- und andre Transporte, Kriegskassen u. s. w. wegzunehmen, Kuriere mit Depeschen aufzufangen, Magazine zu zerstören, Gefangene zu befreien, kurz, ihm den möglichsten Schaden zuzufügen. Sie führten den sogenannten „Parteigängerkrieg". Meist bestanden sie aus leichter Reiterei, doch waren größere Korps, wie das Lützowsche, aus Infanterie und Kavallerie zusammengesetzt. Bei solchen Streifkorps ist strengste Disziplin notwendig; sie erfordern aber eine besondere und passende Behandlung, besonders diejenigen, welche nur aus Freiwilligen bestehen; bei diesen muß vor allem das Ehrgefühl in Anspruch genommen werden. Das Element des Parteigängers ist Bewegung, in ihr findet er seine Sicherheit. Selten darf er lange in einer Gegend bleiben, er muß, ein „Überall und Nirgends", plötzlich erscheinen, da, wo ihn niemand vermutet hat. Seine Märsche geschehen schnell und heimlich, seine Rasten nimmt er in gut gewählten Schlupfwinkeln, die er durch Posten und Patrouillen sichert; nur im befreundeten Lande, wo ihn die Einwohner mit Nachrichten versehen und vor Gefahren warnen können, darf er in abgelegenen Orten rasten. Seine Gefechte sind meist Überraschungsgefechte, also Überfälle und Angriffe aus Verstecken und Hinterhalten. (Einen der glänzendsten Überfälle führte Rittmeister von Colomb aus, der mit 90 Husaren und freiwilligen Jägern bei Zwickau einen französischen Transport von 24 Geschützen mit 36 gefüllten Munitionswagen und 398 Pferden nahm und sechs Offiziere und 300 Mann zu Gefangenen machte.) Noch ein Unfall, von dem die Lützower betroffen wurden, sei hier erwähnt.

Die Freikorps, welche im Rücken der Franzosen schwärmten, sollten nach den Bedingungen des Waffenstillstandes bis zum 12. Juni über die Elbe zurückkehren. Lützow, der, ohne Nachricht gelassen, sich verspätet hatte, wurde bei Kitzen, in der Gegend von Leipzig, am 17. Juni abends auf seinem Marsche, den er durch einen sächsischen Kommissar sicher geleitet wähnte, auf Befehl des französischen Generals Fournier überfallen und seine Schar größtenteils im wilden nächtlichen Einzelkampfe zusammengehauen. Theodor Körner, Lützows Adjutant, schwer verwundet, entging der Gefangenschaft. Über die That und die französische Hinterlist, mit welcher sie ausgeführt worden, ging ein Schrei des Entsetzens und Zornes durch ganz Deutschland, sie vermehrte nur die Erbitterung auf Seite der Deutschen in den nachfolgenden Kämpfen.

Auf dem Sammelplatz. Österreichische Soldaten, 1813.

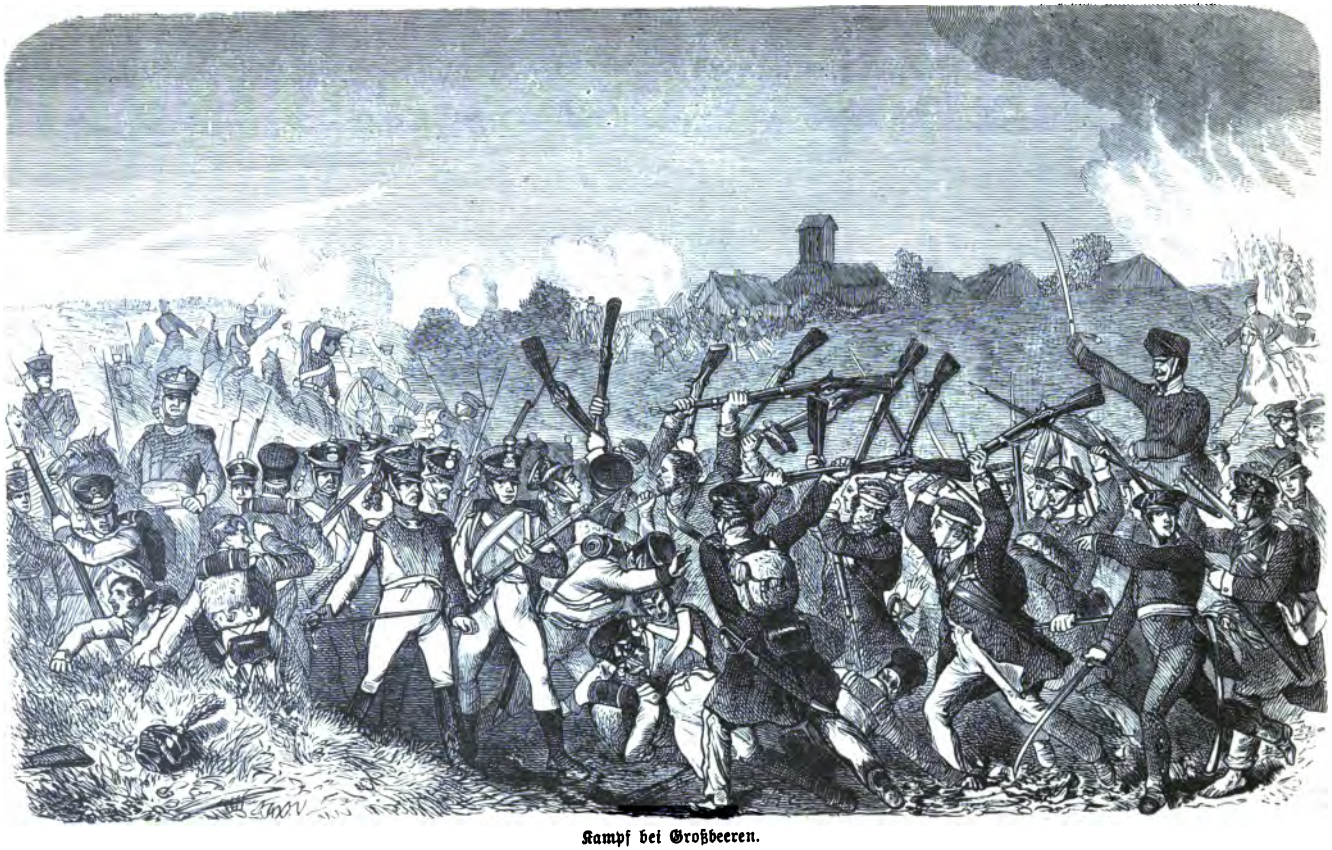
Deutsche Infanterie. Ungarische Grenadiere. Grenzer-Offizier. Dragoner. Jäger.

Fuhrwesen.

Von beiden Seiten waren die großartigsten Rüstungen zur Fortsetzung des Kampfes ins Werk gesetzt worden. Die französische Armee war wieder ergänzt, freilich meist durch junge Konskribierte, welche den Strapazen des Krieges wenig gewachsen waren; doch aber lebte auch in diesen jungen Soldaten der kriegerische Geist, den das französische Volk sein Erbteil nennt; sie schlugen sich vortrefflich. Die deutschen Kontingente thaten als brave Soldaten ihre Schuldigkeit, das wurde aber von Napoleon und seinen Generalen, die ihnen nicht trauten, niemals anerkannt, vielmehr jeder Unglücksfall ihnen zur Last gelegt. Bei den Russen war für den deutschen Krieg, nachdem ihr eignes Land befreit war, kein Interesse, dennoch kämpften sie mit bewundernswürdiger Tapferkeit. Die höchste Begeisterung herrschte aber bei den Preußen, seit die Fortsetzung des Nationalkrieges außer Zweifel stand. Die neugeschaffene Landwehr hatte zwar keine Kriegserfahrung, aber sie brachte die volle Energie des Volkshasses, den besten Willen und die Körperkraft des Mannesalters mit. Anfangs von der Linie nicht als rechte Soldaten angesehen, wußte sie sich doch bald Achtung zu verschaffen, und bald trat die schönste Waffenbrüderschaft zwischen beiden ein. Wer aber waren überall diejenigen, die sie zum Siege führten? Seien wir gerecht, es waren die vielgeschmähten Junker, denen aus Unkenntnis der Thatsachen oft genug noch heute die Schmach von 1806 schuld gegeben wird! Man berücksichtige doch: das Heer von 1806 hat dem von 1813 den Kern geliefert. Blücher, York, Gneisenau, Scharnhorst und außer ihnen fast alle Männer, die 1813—15 die Truppen zum Siege geführt, hatten der Armee von 1806 angehört.

Das österreichische Heer war durch Mannszucht und Ausbildung vortrefflich; es wäre noch stärker gewesen, wenn an höchster Stelle auf die Vorstellungen Radetzkys, welcher Chef des Generalstabes war, gehört worden wäre. Die österreichischen Diplomaten lächelten über Radetzkys freimütige Denkschrift, in welcher er sagte: „Böte Österreich zu irgend einer Ausgleichung die Hand, wodurch Napoleon seinen Einfluß in Deutschland behielte, so unterschriebe es sein Todesurteil.“

**Fortsetzung des Krieges.** Drei große Heere wurden von den Verbündeten aufgestellt: in Böhmen die Hauptarmee unter Fürst Schwarzenberg, der zugleich Oberbefehlshaber aller verbündeten Heere war, in Schlesien eine Armee unter Blücher, in der Mark die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden. Außerdem stand ein Korps gegen die Bayern am Inn, eine Armee in Italien gegen den Vizekönig. Im ganzen kann man die Streitkräfte der Verbündeten auf 493000 Mann annehmen, worunter 165000 Preußen und etwa ebenso viele Russen. Die österreichischen Truppen waren bei der Hauptarmee zusammengehalten, die Russen und Preußen aber verteilt. Von letzteren standen die Garden und ein Korps (Kleist) in Böhmen, ein Korps (York) unter Blücher und zwei Korps (Bülow und Tauentzien) unter Bernadotte. Der Kriegsplan hatte als Grundidee ausgesprochen: „Alle alliierten Heere ergreifen die Offensive und ihr Vereinigungspunkt ist das feindliche Lager.“ Aber dieser stolze Plan kam nicht zur Ausführung; man überließ Napoleon die Offensive: diejenige Armee, gegen welche er seinen Hauptstoß richtete, sollte ausweichen, damit die andern ihm in Flanke und Rücken operieren sollten. Es kam indessen anders, und zwar durch Blüchers Energie.



Kampf bei Großbeeren.

Die Fürsten des Rheinbundes leisteten Napoleon immer noch willig Heeresfolge; nur Bayern zögerte, es hielt seine Streitkräfte im Lande zurück; verließ das Glück die französischen Fahnen, so war es zum Abfall vorbereitet.

Napoleon hatte ungefähr 360000 Mann mit 40000 Pferden und 1300 Geschützen auf dem Kriegsschauplatze, 14 Armeekorps und 5 Kavalleriekorps, letztere unter Führung König Murats. Preußen war sein gefährlichster Feind, darum schickte er eine Armee unter Oudinot gegen Berlin, er selbst marschierte mit den Garden nach Schlesien, wo schon seine Hauptmacht unter Ney gegen Blücher stand, die böhmische Armee ließ er nur am Gebirge beobachten.

Oudinot rückte mit seiner Armee (fast zur Hälfte Deutsche) gegen die Wasserlinie von kleinen Flüssen, Seen und Sumpfland vor, welche südlich von Berlin die Verteidigung der Mark erleichtert. Durch eine Reihe von Gefechten nahm er die Übergänge; der Kronprinz von Schweden wollte Berlin preisgeben und sich hinter die Spree zurückziehen. Bülow aber erklärte mit Bestimmtheit, daß er nicht über die Spree folgen werde, ehe er eine Schlacht geschlagen. „Meine Gebeine sollen vor Berlin bleichen, nicht dahinter", war die männliche Antwort. Bernadotte lenkte nun ein und nahm am 22. August eine Aufstellung, zwei Meilen südlich von Berlin, die Russen auf dem rechten, die Preußen auf dem linken Flügel, die Schweden im Zentrum.

Am 23. August begann die Schlacht bei Großbeeren mit einem Gefecht bei Blankenfelde, das gegen 2 Uhr von den Franzosen abgebrochen wurde. Das 7. Korps unter Reynier (zwei sächsische und eine französische Division) kam später bei Großbeeren an, vertrieb das preußische Detachement und bezog die Biwaks. Es regnete in Strömen. Nur eine halbe Meile entfernt lagerte das Bülowsche Korps. Der Kronprinz hatte nun wirklich den Rückzug hinter Berlin befohlen. Bülow beschloß aber, sein Wort zu halten und schritt zum Angriff, eine zahlreiche Artillerie voraus.

Es war gegen 6 Uhr abends. Bülow befahl, das Feuer zu eröffnen. Der erste Kanonenschuß fiel und alarmierte den Feind, welcher die Annäherung bei dem Regen, der die ganze Aussicht verdunkelte, gar nicht bemerkt hatte. Schnell ließ Reynier Artillerie vorfahren, von beiden Seiten kamen neue Batterien ins Feuer, so daß zuletzt 76 Geschütze Bülows gegen 60 feindliche donnerten. Dann griff die preußische Infanterie Großbeeren, den Windmühlenberg und das Gehölz neben dem Dorfe an. Die Sachsen verteidigten die Position tapfer, bis sie der Übermacht weichen mußten; aber die französische Division, welche sie unterstützen sollte, ergriff die Flucht und wurde von der preußischen Kavallerie, die aus dem brennenden Dorfe hervorbrach, zum Teil niedergehauen. Reynier ordnete daher den Rückzug an. Als es schon halb dunkel war, traf plötzlich noch eine französische Reitermasse ein, die nächsten preußischen Regimenter stürzten sich auf dieselbe, alles geriet wirr durcheinander und der ganze Schwarm, 2000 Pferde im vollen Lauf, brauste mitten durch die preußische Infanterie.

Berlin war durch diese Schlacht gerettet, der Kronprinz von Schweden maßte nun sich den Ruhm an, obgleich er sie weder gewollt, noch geleitet, aber er benützte den Sieg nicht — denn in seiner Seele beherrschte der Franzose noch den Feldherrn der Verbündeten.

Die Operation Oudinots hatte durch Davoust von Hamburg und Girard von Magdeburg aus unterstützt werden sollen, aber ersterer blieb aus und letzterer wurde bei Hagelsberg am 27. August von Hirschfeld vernichtet. Dies Treffen ist fast nur von Landwehr geliefert worden; im Dorfe entstand ein wütender Bajonett- und Kolbenkampf, in welchem mehrere französische Bataillone buchstäblich von den ergrimmten Landwehrleuten totgeschlagen wurden. — Napoleon, der unterdessen mit den Garden nach Schlesien marschiert war, wurde bald durch die Meldung, daß die feindliche Hauptarmee gegen Dresden anrücke, aus Schlesien abgerufen. Er ließ unter Macdonald drei Korps mit einem Kavalleriekorps zurück und eilte Dresden, seinem Hauptstützpunkte, zu Hilfe. Blücher merkte an dem Nachlassen des Eifers bei den Franzosen, daß Napoleon nicht mehr da sei und ordnete den Vormarsch an, um mit seiner 95000 Mann starken Armee am 26. August über die Katzbach zu gehen.

Flucht der Franzosen über die Katzbach.

An demselben Tage setzte auch Macdonald sein Heer in Marsch, um ebenfalls den Fluß zu überschreiten, er wähnte die Verbündeten noch im vollen Rückzuge; seine Truppen drängten den zuerst angegriffenen linken Flügel unter dem russischen General Langeron zurück, überschritten die vom Regen hoch angeschwollenen Gewässer der Katzbach und wütenden Neiße und stiegen dann sorglos zur Hochebene empor; droben aber stand York, hinter sanften Höhen versteckt, mit dem Zentrum des Blücherschen Heeres; er ließ einen Teil der Feinde auf die Hochebene heraufkommen und brach alsdann plötzlich mit zermalmendem Ungestüm aus dem Hinterhalte hervor, auf seinem rechten Flügel von Sackens Russen kräftig unterstützt. Ein furchtbares Blutbad begann. Der überraschte Feind stand eingepreßt in dem Winkel zwischen den beiden Gebirgswässern. Kolben und Bajonett bildeten fast die einzigen Waffen des Fußvolkes, da die Gewehre des Regens wegen meist versagten (bei den jetzigen Waffen ein Ding der

Unmöglichkeit). Bei Anbruch der Nacht warf die preußische Kavallerie unter Katzeler die aufgelösten Trümmer des französischen Heeres in das Thal der Neiße hinab, Tausende fanden ihren Tod in den Wellen. Nur die Saumseligkeit Langerons, der mit seinem Korps der Schlacht fern blieb, rettete die Armee Macdonalds vor gänzlichem Untergange. Gneisenau aber gedachte jener Schreckensnacht nach der Schlacht von Jena und befahl die letzte Kraft von Roß und Mann an die Verfolgung zu setzen. 18000 Gefangene und 103 Kanonen waren die Trophäen dieses Sieges, welcher dem „Marschall Vorwärts", dieser volkstümlichen Heldengestalt voll kriegerischen Ungestüms und derber Manneskraft, den Titel eines „Fürsten von Wahlstadt" verschaffte.

Die Schlacht an der Katzbach war der erste fruchtbare Sieg dieses Feldzugs. Sie befreite Schlesien, hob die Zuversicht im Heere allgemein und zeigte, daß die Landwehr fast den besten Linientruppen ebenbürtig war. Der Name Blüchers war in aller Munde.

Es schmälert den Ruf des greisen Helden nicht, daß seine Kriegspläne dem Kopfe Gneisenaus, seines Generalstabschefs, entstammten, dem tapferen Verteidiger von Kolberg, dem „Pfadfinder des Sieges", wie ihn ein neuerer Schriftsteller treffend nennt.

**Dresden und Kulm.** Bei Dresden siegte indessen Napoleon über die Hauptarmee; noch einmal lächelte ihm das Glück. Fürst Schwarzenberg, der über 200000 Mann verfügte, war nur zögernd vorgerückt, noch am 25. hätte der Angriff auf Dresden, das nur von 30000 Mann besetzt war, glücken müssen. Weil aber der Kaiser Alexander dagegen war, fügte sich Schwarzenberg. Im Heerlager der Verbündeten war Moreau erschienen, der von Napoleon verbannte, republikanisch gesinnte General, der seit zwölf Jahren in Amerika gelebt hatte und vom Kaiser Alexander eingeladen worden war, ihn durch seinen Feldherrnrat zu unterstützen. Am 26. wußte Schwarzenberg den Kaiser wenigstens zu einem Versuche mit 40000 Mann zu stimmen, doch wurde auch dieser erst zum Nachmittag befohlen. In vier Angriffskolonnen gingen die Truppen nach kurzer Kanonade zum Sturm; Napoleon war jedoch schon in Dresden eingetroffen, brach gegen 6 Uhr mit drei starken Massen zwischen den Verschanzungen vor und zwang die Verbündeten, in ihre erste Stellung zurückzugehen. Die Fortsetzung der Schlacht war von den Verbündeten ein Fehler; Napoleon ging am 27. mit seiner ganzen Macht zum Angriff über. In der Mitte blieb der Kampf zwar im Gleichgewicht, aber auf dem rechten Flügel verloren die Russen und Preußen immer mehr Boden; der linke Flügel der Österreicher wurde durch Murat mit zwei Kavalleriekorps umgangen und, da derselbe durch den tiefen Grund der Weiseritz vom Zentrum getrennt war, überwältigt, so daß 10000 Maun die Waffen strecken mußten.

Noch einmal also hatte Napoleon das Schlachtenglück an seine Adler gefesselt, er erlebte den Triumph, seinen Gegner Moreau tödlich verwundet auf einer Bahre wegtragen zu sehen. Allein die Früchte des Dresdener Sieges wurden vereitelt durch Blüchers glorreichen Kampf an der Katzbach und Vandammes Niederlage bei Kulm. Die Russen, nur 15000 Mann, aber darunter die Garden, stießen zunächst auf den weit überlegenen Feind; den ganzen Tag

behauptete sich die tapfere Schar unter Eugen von Württemberg; am folgenden Tage aber, dem 30. August, fiel der preußische General von Kleist durch einen kühnen Zug über das Gebirge, die „Nollendorfer Höhen", den Feind im Rücken an. Nun war der Untergang des französischen Heeres unvermeidlich; aber erst nach verzweifeltem Kampfe streckten die Reste desselben die Waffen. Über 9000 Mann fielen in Gefangenschaft, unter ihnen Vandamme, der rohe Führer selbst, der „Henker" des bremischen Landes; mit Mühe rettete man ihn vor den Fäusten der deutschen Soldaten. Am Tage von Kulm verwelkten die Lorbeeren von Dresden; vom Triumph zur Niederlage ist oft nur ein Schritt! — Wieder wandte sich Napoleon gegen Blücher und Ney mit einer starken Armee gegen Berlin.

Schwedische Nachzügler 1813.

Leibgardisten zu Fuß. Leibgardisten zu Pferde.

Blücher wich jedem ernstlichen Zusammenstoß mit der Übermacht des Kaisers aus, der, obschon er meinte, daß jener „nichts als ein guter Säbler" sei, in ihm doch seinen bösen Dämon ahnte.

In diesen Tagen der ersten deutschen Siege, an dem ruhmreichen 26. August war es, als sich die Heldenaugen des jugendlichen Sängers der Freiheitskriege, Theodor Körner, für immer schlossen; in einem Gefecht bei Gadebusch im Mecklenburgischen, wohin das Lützowsche Korps vorgedrungen war, fand er seinen Tod, nachdem er eine Stunde zuvor sein herrliches „Schwertlied" gedichtet hatte.

Marschall Ney, „der Bravste der Braven", marschierte mit derselben Armee, die bei Großbeeren geschlagen worden war, von Wittenberg ab, das 4. Korps

voraus, ohne die Nähe des Feindes zu ahnen. Am 6. September traf er bei Jüterbogk auf das Tauentzienſche Korps und die Schlacht, nach dem Dorfe Dennewitz genannt, begann. Vier Stunden hielt ſich Tauentzien gegen die Übermacht; als er zu weichen anfing, erſchien Bülow in der linken Flanke der Franzoſen. Ihm warf Ney das eben ankommende 7. Korps (Sachſen) entgegen und es entſpann ſich hier ein heftiger Kampf. Tauentzien ließ ſeine ganze Kavallerie durch die Infanterie vorbrechen und attackieren, mehrere Karrees wurden geſprengt, andre übergeritten. Um Gölsdorf und Dennewitz wurde unterdeſſen mit großer Erbitterung gekämpft, wiederum Deutſche gegen Deutſche. Letzteres mußten die Württemberger räumen, wobei fünf ihrer Bataillone, trotz aller Tapferkeit, faſt vernichtet wurden. Der Sieg der Preußen auf dem rechten Flügel war nicht mehr zweifelhaft. Der linke Flügel hatte aber noch einen harten Stand, die Sachſen erhielten Unterſtützung durch das eintreffende 12. franzöſiſche Korps unter Oudinot, ſo daß jetzt 47 Bataillone gegen 11 preußiſche ſtanden. Zwar kam zu letzteren noch die Brigade Borſtell, aber doch wäre die Schlacht hier verloren worden, wenn Ney, der ſich auf dem rechten Flügel aufhielt, nicht Oudinot mit ſeinem Korps dorthin berufen hätte. Die Sachſen, wieder einmal im Stich gelaſſen, mußten jetzt unterliegen. (Sie fochten ihres alten Waffenruhmes würdig und wurden zum Dank in den franzöſiſchen Bulletins der Feigheit bezichtigt.)

Beide Flügel der Preußen gingen hierauf zur Entſcheidung vor, der Feind von zwei Seiten zuſammengepreßt, wandte ſich nun zur Flucht. Nur die Sachſen und eine bayriſche Diviſion zogen ſich in Ordnung zurück. Als die Schlacht ſchon beendigt war, rückte der Kronprinz mit ſeinen Schweden und Ruſſen wie in Parade vor, verweigerte aber ſeine Kavallerie, 50 friſche Eskadrons, zur Verfolgung und überließ auch dieſe noch den Preußen. Der Feind verlor 20000 Mann, wovon die Hälfte Gefangene, und 80 Kanonen; Ney berichtete ehrlich an ſeinen Kaiſer: „Ich bin total geſchlagen!“ Für den Sieg erhielt General Bülow den Beinamen „von Dennewitz“. Berlin war zum zweitenmal gerettet.

Jetzt trat ein Stillſtand in den großen Unternehmungen ein, welcher den ganzen September hindurch dauerte; die Verbündeten warteten auf die ruſſiſche Reſervearmee unter Bennigſen. Unterdeſſen wurde aber der kleine Krieg in Thüringen, alſo im Rücken Napoleons, mit vielem Glück geführt. Die Streifkorps von Thielmann, Colomb und dem öſterreichiſchen Oberſten Grafen Mensdorff waren von Böhmen durch das Vogtland gegangen; auch der Hetmann Platow mit ſeinen Koſaken. Thielmann nahm Weißenfels, Merſeburg und mehrere große Transporte, Mensdorff befreite in Lützen öſterreichiſche und ruſſiſche Gefangene, Colomb hob ſächſiſche Depots auf. Napoleon ſandte daher aus Sachſen den General Lefebre mit einer Kavalleriediviſion der Garde und badenſcher Infanterie nach Thüringen, um jene Parteigänger zu vertreiben. Dieſer ſchlug auch am 24. September Thielmann und Mensdorff zwiſchen Zeitz und Altenburg, aber beide vereinigten ſich mit Platow und erkämpften am 28. September bei Altenburg einen vollſtändigen Sieg, ſo daß das franzöſiſche Korps in völliger Auflöſung auf Merſeburg zurückwich.

An der unteren Elbe kämpfte das Wallmodensche Korps (aus Tettenborns leichten Truppen, der russisch-deutschen Legion, dem Lützowschen Freikorps, einer schwedischen Division, mecklenburgischen Truppen, dem Korps des Generals von Dörnberg, Hanseaten, neuformierten Hannoveranern und 3400 Engländern zusammengesetzt) gegen Davoust und die Dänen. Es fielen mehrere Gefechte vor, von denen das bei der Göhrde am 16. September das blutigste war (die Kavallerie der russisch-deutschen Legion zeichnete sich hier aus, sie sprengte unter Mitwirkung ihrer Artillerie mehrere französische Vierecke). Tettenborn mit seinen leichten Reitern und der Lützowschen Infanterie nahm im Oktober Bremen.

Russische Truppen zwischen 1813—1815.
Paukenschläger und Trompeter der Kürassiere. Gardegrenadiere. Linieninfanterist.
Infanterieoffizier. Scharfschütz.

Im November nahte der Kronprinz von Schweden, der sich nach der Schlacht von Leipzig mit der Nordarmee, das Bülowsche Korps ausgenommen, von seinen Verbündeten getrennt hatte, und Davoust zog sich nun ganz nach Hamburg hinein. Kehren wir nun auf den Hauptschauplatz des Krieges zurück.

Als die russische Reservearmee, hinter Blücher vom Feinde unbemerkt anmarschierend, in Böhmen angekommen war, setzten sich die drei Heere in Bewegung, um Napoleon zu zwingen, Dresden aufzugeben. Die Hauptarmee marschierte links ab, über das Erzgebirge gegen Leipzig; Napoleon entsandte Murat mit einigen Korps, um sie in der Ebene aufzuhalten. Blücher wandte

sich jedoch rechts, verbarg seine Bewegung sehr geschickt und erzwang am 3. Oktober den Elbübergang durch das Treffen bei Wartenburg, dem York seinen Beinamen verdankt. Hier erwarb besonders das 2. Bataillon des Leibregiments großen Ruhm, York ehrte es in besonderer Weise beim Vorbeimarsch nach dem Gefecht, indem er den Hut abnahm und samt seinem Gefolge mit entblößtem Kopfe hielt, bis der letzte Zug vorüber war. Die Nordarmee, durch Blüchers Beispiel gezwungen, überschritt die Elbe bei Roßla.

Nun mußte sich Napoleon endlich entschließen, Dresden zu räumen, eine starke Besatzung zurücklassend. Der König von Sachsen, sein treuester Bundesgenosse, folgte ihm.

Bayern machte Frieden mit den Verbündeten unter der Bedingung, daß ihm sein gegenwärtiger Besitz verbürgt werde. Der König von Westfalen hatte vor Tschernyschew, der mit 2300 Pferden (nach dem Gewaltmarsche von 30 Meilen in fünf Tagen) vor Kassel erschien, die Flucht ergriffen; er kehrte indessen, als die Kosaken abgezogen waren, wieder, wenn auch nur auf kurze Zeit. Im Herbst war der Ausgang des großen Kampfes schon nicht mehr zweifelhaft. Die Elbe war überschritten; schon am 8. Oktober stand die schlesische Armee in der Nähe von Düben, wenige Meilen nördlich Leipzig, wo Napoleon mehrere Tage unthätig und sorgenvoll verweilt hatte; Blüchers Vormarsch brachte alles in Bewegung; jetzt in der höchsten Bedrängnis kam Napoleon nochmals auf seinen Lieblingsplan zurück, er dachte an einen neuen Zug nach Berlin, um diesen Herd der deutschen Volksbewegung zu züchtigen. Doch wiederum änderte er seinen Entschluß, hoffend, der von Süden heranrückenden böhmischen Armee unter den Mauern Leipzigs die Schlacht anzubieten, ehe die beiden andern Heere einträfen.

Der blutige Kampf bei Liebertwolkwitz, wo die Vorhut der Verbündeten mit Murats Reitern heftig zusammenstieß, war das würdige Vorspiel der großen Entscheidungsschlacht, die sich auf demselben Kampfplatze entwickelte, den am folgenden Tage Napoleon selbst bei Wachau überschaute (König Murat war nur mit Not dem Säbel des Leutnants von der Lippe entgangen). Das Treffen aber, in welchem von jeder Seite 50 Eskadrons (10000 Pferde) stundenlang in wechselnden Attacken gegeneinander kämpften, endigte mit dem Siege der Verbündeten.

Der 15. verging ruhig; von beiden Seiten waren die Truppenmassen noch im Anmarsch und rückten nach und nach in die ihnen für die Schlacht angewiesenen Stellungen ein. Napoleon hielt am Nachmittage Heerschau über die Korps des Königs von Neapel, wobei drei Regimenter, die er noch nicht gesehen, Adler erhielten. Er sammelte die Hauptmasse seiner Streitkräfte bei Wachau. Da er von dem Zauderer Bernadotte nichts befürchtete, und die schlesische Armee noch bei Merseburg wähnte, gab er Marmont, der im Norden bei Möckern stand, Befehl, sich mit der Hauptarmee zu vereinigen. In der That erschien die Nordarmee am 16. gar nicht auf dem Schlachtfelde, so daß die Verbündeten nur eine geringe Überzahl, 192000 gegen 177000 Mann, ins Gefecht führten. Die Kämpfe des ersten Tages zerfielen in Wahrheit in zwei selbständige Schlachten, bei Möckern und bei Wachau.

Am Abend des 18. Oktober 1813.

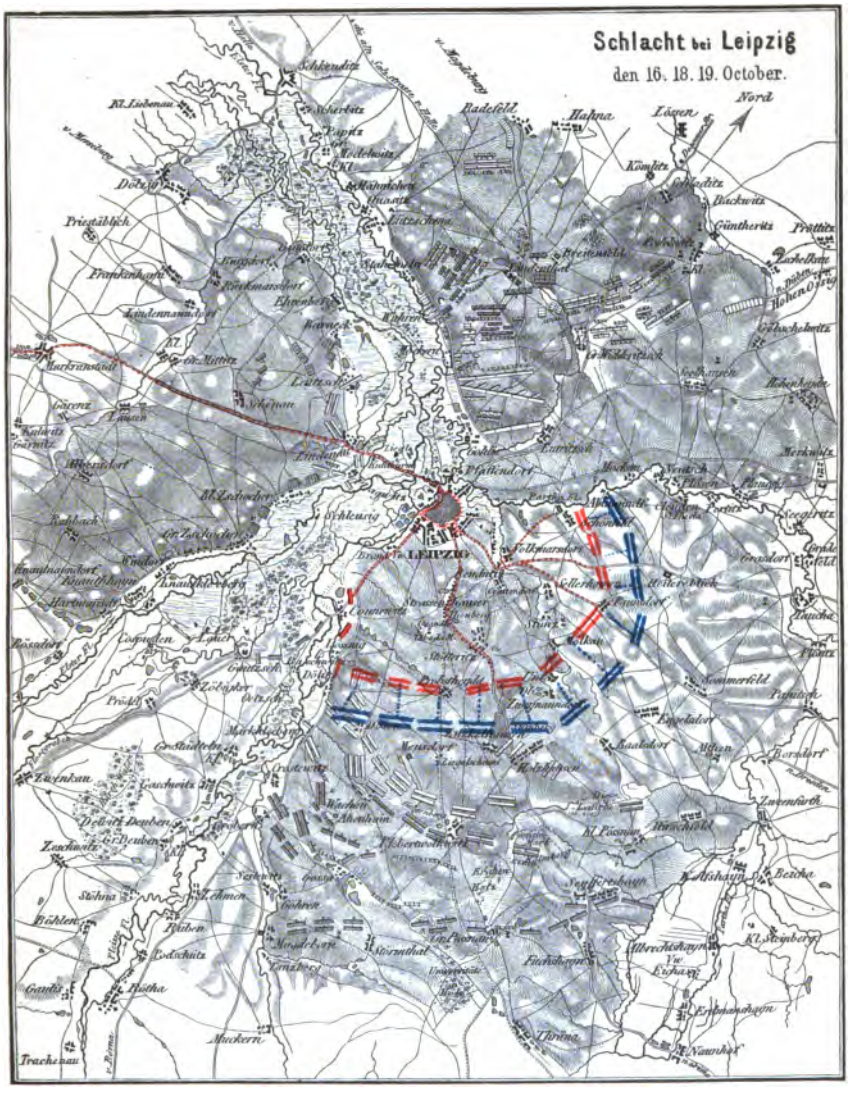
**Die Völkerschlacht bei Leipzig.** In einer weiten gesegneten, fast baumlosen Ebene, die von vielen kleinen Gewässern in sanften Einsenkungen durchschnitten und mit zahlreichen Dörfern bedeckt ist, liegt Leipzig. Westlich der Stadt bilden die Weiße Elster und die Pleiße ein Gewirr vielfach verschlungener Flußarme, das von Leipzig aus nur auf dem eine Stunde langen Damme der hohen Straße nach Lützen zu überschreiten ist. Das war die einzige Rückzugsstraße der Franzosen. Östlich von Leipzig auf der Ebene, durch die zur Pleiße fließende Parthe in zwei Abschnitte geteilt, lag das Hauptschlachtfeld.

Napoleon hatte seine Macht zusammengehalten, Front nach drei Seiten. Das Zentrum stand bei Wachau nach Süden gegen die feindliche Hauptarmee; der rechte Flügel unter Poniatowski gegen Konnewitz zurückgebogen; zwei Korps waren jenseit der Parthe, Front nach Norden aufgestellt, von wo Blücher kommen mußte, und ein Korps (Bertrand) am Ausgange des oben erwähnten Dammes bei Lindenau, Front nach Westen, gegen die Österreicher.

Fürst Schwarzenberg wollte mit einer Armeeabteilung den rechten Flügel der Franzosen angreifen, sich dort den Übergang durch das schwierige Terrain erkämpfen, mit einem andern Korps die Rückzugslinie der Franzosen besetzen und gegen die Hauptstellung mit seiner noch übrigen Macht vorgehen. Jenes Terrain, das er nicht kannte, war aber so ungangbar, daß es weder freie Bewegung, noch Entwickelung solcher Massen gestattete, deren Entsendung überdies die Streitkraft bei Wachau gegen Napoleon schwächte.

Die dreitägige Riesenschlacht können wir nur in großen, allgemeinen Zügen schildern; ihre Bilder auszumalen, würde ganze Bände füllen.

Am 16. Oktober trat die Hauptmacht Schwarzenbergs in vier Kolonnen unter Klenau, Gortschakow, dem Prinzen von Württemberg und Kleist ihren Vormarsch an. Bei Wachau eröffneten 48 russische Geschütze des Prinzen von Württemberg die Schlacht. Die Franzosen fuhren dagegen auf dem Höhenzuge zwischen Wachau und Liebertwolkwitz plötzlich 100 Geschütze auf. Doch behaupteten die Russen trotz ungeheurer Verluste ihre Sellung, um den Reserven Zeit zu geben, heranzukommen. Um Wachau und Markkleeberg, wo Kleist angriff, etwas später um Liebertwolkwitz, wurde nun heftig gekämpft; die Schlacht war schon auf allen Punkten entbrannt, als Napoleon eintraf. Bald nachher erschienen gegenüber auch die drei verbündeten Monarchen auf dem Wachberge. Napoleon verstärkte seinen rechten Flügel und zog die Garden, die in Reserve standen, näher heran. Dann vereinigte er eine Kavalleriemasse von 8000 Pferden, mit welcher Murat die Mitte des Feindes durchbrechen sollte; gleichzeitig ließ er ein Korps gegen dessen rechten Flügel vorgehen, das auch dort den Kolmberg erstürmte. Auf dem andern Flügel machten jedoch die österreichischen Kürassiere eine glänzende Attacke. Murats Massenangriff, anfangs erfolgreich, durchbrach die gelichteten Bataillone; eine große Batterie wurde genommen, die russische Gardekavallerie geworfen — gegen den Wachberg stürmte der Lauf. Die Monarchen selbst gerieten in äußerste Gefahr; noch zur rechten Zeit warfen sich die Gardekosaken der feindlichen Masse, die kaum noch 800 Schritt entfernt war, in die Flanke; zwei reitende Batterien überschütteten sie mit Kartätschen, und mehrere Kavallerieregimenter eilten herbei, um sie von allen Seiten




Soldatenbuch II. Vierte Auflage. Verlag von Otto Spamer, Leipzig.

**Am 16. Oktober.**

Stellung der Alliirten. Stellung der Franzosen.

**Am 18. Oktober.**

Stellung der Alliirten. Stellung der Franzosen.

**Am 19. Oktober.**

Angriffslinien der Alliirten.

Rückzugslinien der Franzosen.

anzugreifen. So wurden die Franzosen geworfen und bis an ihre Batterien zurückgetrieben, wo die französische Gardeartillerie, auf Feind und Freund feuernd, der Verfolgung ein Ende machte.

Napoleon hatte den Sieg schon an den König von Sachsen gemeldet und in Leipzig die Glocken läuten lassen. Nun war sein Angriff gescheitert, die Reserven der Verbündeten, 20—30000 Mann frische Truppen, trafen ein und der Kampf wurde ohne Entscheidung bis zur Dunkelheit fortgesetzt.

Nördlich von Leipzig, ganz auf sich angewiesen, hatte Blücher gegen Mittag Marmont angegriffen. Um das Dorf Möckern entstand ein langer, mörderischer Kampf, in welchen immer neue Truppen gezogen wurden, der zuletzt in ein schonungsloses Gemetzel ausartete; Trupps von 30, 40 Mann stürmten die einzelnen Gehöfte; York drang mit seiner Hauptmacht neben dem Dorfe gegen die französische Stellung vor; es kam zu einer förmlichen Kolbenschlacht; aber Marmont führte alle seine Kräfte in den Kampf und der Sieg schien sich auf seine Seite zu neigen. Das sind Augenblicke, in denen das persönliche Eingreifen des Feldherrn am Platze ist!

York sprengt zu der nächststehenden Kavallerie, zwei Schwadronen und die freiwilligen Jäger des brandenburgischen Husarenregiments, unter Major von Sohr. „Lassen Sie einhauen!“ rief der Feldherr. „Wenn jetzt die Kavallerie nicht etwas thut, ist die Schlacht verloren.“ Ohne Besinnen stürzte sich Sohr auf zwei französische Bataillone und sprengte sie; andre Regimenter, auch die Reservekavallerie, von York persönlich angeführt, attackierten und die französische Schlachtordnung wurde durchbrochen. Marmonts Korps zog sich, zum Teil in voller Flucht, auf Leipzig zurück und stellte sich auf einer andern Front bei Schönefeld wieder auf, 53 Kanonen in den Händen der Preußen lassend.

Am 17. Oktober ruhten die Waffen. Napoleon schickte den gefangenen General Meerveldt zum Kaiser von Österreich, um Unterhandlungen anzuknüpfen, versäumte aber, vergeblich auf Antwort harrend, den jetzt schon unvermeidlichen Rückzug, während bei den Verbündeten die russische Reservearmee ankam und die Nordarmee im Anmarsche war. In der Dunkelheit ließ Napoleon die Truppen näher an die Stadt heranziehen; ihr Halbkreis war nur noch etwa eine Stunde von den Thoren entfernt. Gegen seine 160000 Mann rückten 225000 Verbündete heran.

Der 18. Oktober wurde der eigentliche Schlachttag von Leipzig. Schwarzenberg hatte jetzt alle Truppen, welche zwischen Elster und Pleiße nutzlos gekämpft, auf das rechte Ufer gezogen und griff die neue französische Stellung in drei großen Kolonnen an. Die linke Flügelkolonne, Österreicher, hatte heiße Kämpfe bei Dölitz und Dösen zu bestehen und auch Gyulais Korps, das bisher bei Lindenau gefochten, herangezogen, wodurch freilich die französische Rückzugslinie frei gegeben wurde, jedenfalls ein grober taktischer Fehler. Nördlich Leipzig rückte das russische Korps Langeron gegen die Parthe, wo Ney Schönefeld besetzt hatte. Hier war es, wo die Sachsen, welche schon lange mit Widerwillen an der Seite der Franzosen gekämpft hatten, zu den Verbündeten übergingen; ihre Offiziere glaubten fest, ihr König sei unfrei; keineswegs in der Meinung, ihren Fahneneid zu brechen, sondern in der Absicht, das kleine Heer dem Landesherrn zu erhalten, beschlossen sie das Ärgste, was der Soldat verschulden

kann, den Übergang in offener Feldschlacht. Das Gleiche that die württembergische Kavallerie unter Normann. Die entstandene Lücke wurde aber schnell durch einen Teil der Garde ausgefüllt; thöricht ist es, wenn die Franzosen diesem Abfall die ungünstige Wendung der Schlacht zuschreiben: 3—4000 Mann konnten dies nicht. Gegen 3 Uhr traf auch die Nordarmee ein, und das Bülowsche Korps nahm noch ruhmvollen Teil an der Entscheidung der Schlacht. Die Franzosen verteidigten alle Dörfer mit größter Tapferkeit; Schönefeld konnte nur mit einem Verluste von 4000 Mann, Probstheida, der wichtigste Punkt, wo Napoleon selbst zugegen war, trotz wiederholter Stürme gar nicht genommen werden. Doch vereitelte eine starke Artilleriemasse der Alliierten an dieser Stelle alle Versuche Napoleons, offensiv vorzubrechen. Das Einrücken der Nordarmee vollendete die kreisförmige Einschließung der Franzosen, und nun ließ Napoleon bei Anbruch der Dunkelheit den Rückzug auf der einzigen noch freien Straße antreten. Nur die Korps, welche denselben durch Verteidigung der Vorstädte von Leipzig decken sollten, blieben zurück; es waren Rheinbundstruppen und Polen, welche sich für die Rettung der Franzosen opfern mußten! Nun wälzten sich die dichten Massen der geschlagenen Armee durch drei Thore zugleich in die Stadt hinein, um sich in entsetzlicher Verwirrung auf der Straße nach Frankfurt zu vereinigen.

Die Hunderttausende aber, die beim Feuerschein von zwölf brennenden Dörfern auf dem teuer erkauften Schlachtfelde lagerten, empfanden tief erschüttert den heiligen Ernst des Tages; unwillkürlich stimmten die Russen eines ihrer frommen Lieder an und bald klangen überall in allen Zungen der Völker Europas die Dankgesänge zum Himmel empor. Eine Überlieferung meldet, die drei Monarchen seien bei der Siegesnachricht auf dem Hügel, wo sie die Schlacht beobachteten, niedergekniet, um Dankgebete zum Himmel emporzusenden. Es war die rechte Siegesfeier dieses „heiligen Krieges". Den Gewaltigen aber, der bis in diese letzten Stunden größer war wie sie, hatte die Gottheit mit blindem Übermut geschlagen, bis seine Riesenmacht im Staube lag. — Die Schmach von Austerlitz und Jena war in Strömen von Blut hinweggewaschen!

Am 19. Oktober, als der Abmarsch des Feindes bekannt geworden, gaben die Monarchen ungesäumt Befehl zum Vorrücken sowie zum Angriff auf Leipzig. Zwischen 8 und 10 Uhr wurden die Vorstädte erstürmt; blutig war der Kampf am Grimmaischen Thor, noch blutiger die Eroberung der Grimmaischen Vorstadt, in welche das Königsberger Landwehrbataillon unter Major Friccius als die erste Truppe eindrang.

Mühsam mußte sich Napoleon selbst die Bahn zum Thore brechen. Die Verbündeten drangen schon von allen Seiten in die Stadt, wo der Kampf noch eine Weile fortgesetzt wurde. Als endlich Napoleons Arrièregarde abziehen wollte, wurde die Elsterbrücke, welche unterminiert war, von einem Korporal zu früh gesprengt, so daß ein großer Teil gefangen wurde oder im Flusse ertrank; auch Poniatowski fand seinen Tod in den vom Regen hoch angeschwollenen Wellen der Elster. Gegen 1 Uhr hielten die Monarchen ihren Einzug in Leipzig.

Der Verlust der Franzosen in der Schlacht ist auf 75 000 Mann (darunter 30 000 Gefangene) geschätzt worden, der der Verbündeten auf 47 000 Mann,

nämlich 8400 Österreicher, 22700 Russen, 15300 Preußen — aber nur 300 Schweden. Ein ganzes Heer, an 90000 Mann, lag tot oder verwundet. Was vermochte alle Kunst der Ärzte, was die opferbereite Hilfe der wackeren Leipziger Bürgerschaft gegen solches Übermaß des Jammers? Tagelang blieben die Leichen der preußischen Krieger im Innern der Stadt unbeerdigt, 14 Tage gehörten dazu, um Menschen und Pferde auf dem weiten Schlachtfelde zu begraben und alle Trümmer fortzuschaffen.

Das war die dreitägige Völkerschlacht bei Leipzig, das Grab des französischen Kaiserreichs!

Langerons Angriff auf Schönefeld.

Bedauerlicherweise wurde der mit so großen Opfern erkaufte Sieg nicht ausgebeutet. Keine Verfolgung, obschon 80000 Reiter zur Verfügung standen; vergebens drängte Blücher dazu. Die Vernichtung der napoleonischen Macht stand in sicherer Aussicht, sie ward abgewendet durch die Schuld der Diplomaten und des großen Hauptquartiers. Der Kaiser, anfangs tief erschüttert von dem fürchterlichen Schlage, hob bald wieder stolz sein Haupt und setzte seinen Rückzug nach dem Rheine ohne sonderliche Verluste fort.

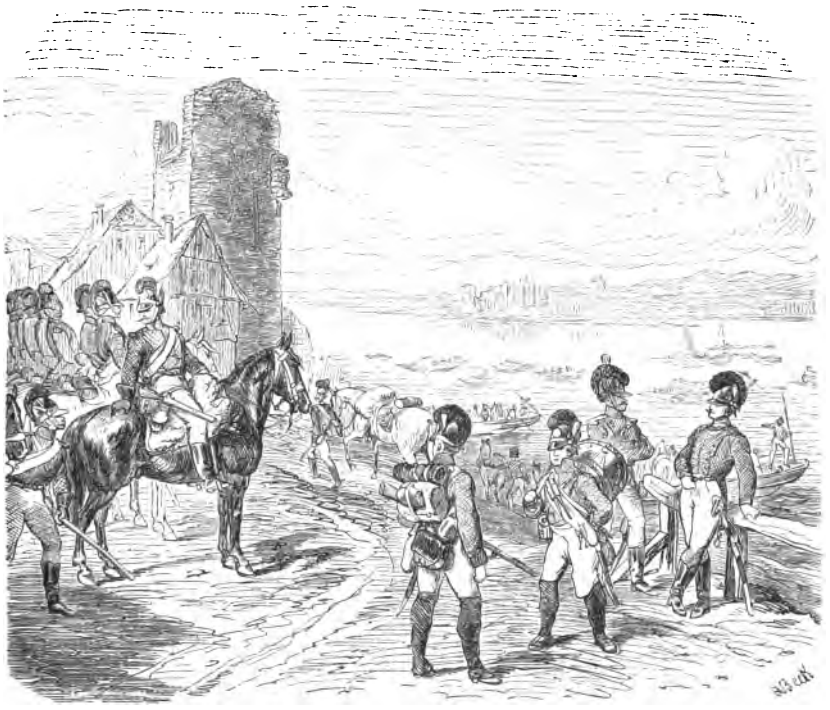
Wäre nach der Schlacht bei Leipzig energisch verfolgt worden, so hätte es eines neuen Feldzugs im Jahre 1814 nicht bedurft.

Die ersten Tage der Flucht boten den traurigsten Anblick; die Truppen waren erschöpft und ausgehungert, die Stimmung finster; unter den Rheinbündlern mehrten sich die Desertionen. Napoleon selbst hatte einst gesagt: „Im Kriege bezeichne ein großes Unglück immer einen großen Schuldigen"; er hatte damit sein eignes Urteil gesprochen. Bei Hanau verlegte am 30. Oktober General Wrede mit einem aus Bayern und Österreichern bestehenden Heere frischer Truppen den Rückziehenden den Weg, gab aber dadurch Napoleon noch einmal Gelegenheit, sein kriegerisches Talent zu zeigen. Der Sieg verblieb ihm. An 70000 Mann gelangten noch auf das linke Rheinufer. Hier aber brach die letzte Kraft der Unglücklichen zusammen; furchtbare Krankheiten lichteten die Reihen und während einiger Wochen war Frankreich ohne Heer, widerstandslos gegen jeden Angriff.

In Deutschland hatte die Schlacht bei Leipzig eine große Umwandlung der Dinge zur Folge. Das Königreich Westfalen brach sofort nach der Schlacht zusammen.

In allen Provinzen, aus denen dasselbe bestand, konnte sich nun der lange niedergehaltene Volksgeist in Begeisterung erheben. Schon nach wenigen Wochen stand ein hessisches Korps von 18000 Mann schlagfertig und wurde dem Blücherschen Heere zugeteilt; auch hannöversche Truppen wurden unter dem Herzoge von Cumberland formiert, die Braunschweiger empfingen ihren zurückgekehrten Landesherrn mit 2000 Mann in Waffen und konnten bald mit 8000 ins Feld rücken. In den ehemaligen preußischen Landesteilen, die wieder in Besitz genommen wurden, eilte das Volk freudig den Fahnen zu. Auch der Herzog von Oldenburg kehrte in sein Land zurück, und die Fürsten des Rheinbundes machten, einer nach dem andern, Frieden mit den Alliierten, so daß jener Bund, Deutschlands Schmach, sich thatsächlich auflöste! Die deutsche Wehrkraft wurde neu organisiert, um den Kampf gegen den Unterdrücker Deutschlands, in Verbindung mit den Großmächten, zur Entscheidung zu bringen. Ein Zentralverwaltungsrat, unter der Leitung des Freiherrn von Stein, ihm zur Seite als militärischer Organisator der preußische Oberst Rühle, verwaltete einstweilen bis zur neuen Ordnung die den Franzosen und ihren Verbündeten entrissenen Gebiete. Aus denselben bildete man nun acht neue deutsche Armeekorps. So stand denn das ganze deutsche Volk zum erstenmal in Waffen gegen den gemeinsamen Feind!

Bis zum Rheine war Deutschland nun befreit; nur Hamburg, durch Haxo trefflich befestigt, widerstand unter dem harten Davoust noch bis zum Mai 1814. Jenseit des Rheines aber lagen noch weite Strecken deutschen Bodens, welche Frankreich früher an sich gerissen hatte: das Elsaß und Straßburg, Lothringen, das durch Familienschacher an Frankreich gekommen war, ohne das Recht des Deutschen Reiches zu achten, und die andern Gebiete auf dem linken Rheinufer.



Rheinübergang bayrischer Truppen.

# 4. Der Feldzug 1814.

Schon in den ersten Novembertagen waren die böhmische Armee und mit ihr die drei Monarchen in der alten Kaiserstadt Frankfurt eingetroffen. Sie beratschlagten mit ihren Ministern und Feldherren, ob sie den Rhein überschreiten sollten. Längst aber waren schon die Besten der Nation, auch Stein und Gneisenau, einig darüber, daß dieser Krieg nicht anders enden dürfe als mit dem Sturze Napoleons und der Wiedereroberung des linken Rheinufers. „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze", so lautete die kernige Losung für die Kämpfe der nächsten Monate; doch erst den Ereignissen des Jahres 1870 war es beschieden, sie in vollem Umfange zur That zu machen!

Österreichs Stimme setzte es durch, daß der Weg der Unterhandlungen wiederum beschritten wurde; Metternich wollte Frankreich und Napoleon, den Schwiegersohn des Kaisers Franz, schonen, wenn derselbe die Unabhängigkeit Spaniens, Italiens und Hollands anerkenne und sich innerhalb Frankreichs „natürlichen" (!?) Grenzen, Rhein, Alpen und Pyrenäen, halten wolle. Napoleons Antwort auf die Metternichschen Friedensvorschläge waren fortgesetzte

Rüstungen; sein alter Stolz war wieder erwacht, und er hatte ein Recht dazu, denn den gewaltigen Waffenerfolgen hatte eine engherzige Staatskunst schon die Spitze abgebrochen. Was das Schwert erworben, das schien die Feder der Diplomaten wieder verderben zu wollen. Mit schmeichelnden Worten verkündete ein Manifest der Verbündeten, man wolle nur Napoleon bekriegen, wünsche aber, daß Frankreich groß, stark und glücklich sei; ja man ging so weit, demselben ein größeres Gebiet zu versprechen, als es je unter den Königen gehabt hatte. Kläglich und mattherzig wie diese Worte war auch der ausgeklügelte Kriegsplan. Der französische Hochmut, welcher die Welt schon 20 Jahre lang in Spannung erhalten, Millionen von kräftigen Männern Leben und Gesundheit gekostet hatte, steigerte sich bis aufs äußerste. Klar lag es zu Tage, daß die „Große Nation" noch einmal das Glück der Schlachten versuchen wollte.

Hauptsächlich auf Betreiben Steins, der auf Kaiser Alexander großen Einfluß hatte, wurde der Übergang über den Rhein endlich beschlossen.

Sehen wir zuvörderst, wo die Armeen, welche bei Leipzig Schulter an Schulter gekämpft hatten, sich um die Jahreswende 1813 befanden. Bernadotte, der sich als Vermittler zwischen Frankreich und Europa drängte, in der stillen Absicht, sich den Weg zum französischen Throne zu bahnen, war mit seinen Schweden gegen Davoust und die Dänen aufgebrochen, Tauentzien zur Belagerung der noch in französischen Händen befindlichen Elbfestungen zurückgeblieben, Bülow gegen Holland in Marsch, dessen Befreiung er sich erbeten hatte. Am Mittelrhein stand Blücher mit der Schlesischen Armee, am Oberrhein endlich die sogenannte „Große" Armee, zu welcher vier deutsche Korps, darunter Bayern und Württemberger, gestoßen waren. Sie sollte durch die Schweiz in Frankreich einrücken, die Schlesische Armee über den Mittelrhein. Beide Armeen wollten sich dann auf der Hochebene von Langres vereinigen; Kriegstheoretiker hatten diesen Punkt, welcher die Wasserscheide dreier Meere bildet, als den strategisch wichtigsten bezeichnet. Doch Napoleons wieder aufblitzendes Genie spottete, wie wir sehen werden, dieser militärischen Schulweisheit. Die Heere waren von Haus aus so weit voneinander getrennt, daß sie außer stande waren, sich gegenseitig zu unterstützen und Gefahr liefen, von Napoleons konzentrierter Macht einzeln geschlagen zu werden. Er war in der günstigen Lage, den Vorteil der „inneren Linie", wie man dies technisch zu nennen pflegt, sich zu nutze zu machen.

Napoleon hatte unterdessen seine Rüstungen mit Eifer fortgesetzt, indessen fehlte es dem erschöpften Frankreich an Material zur Ausrüstung der Truppen, an Menschen, Geld und Waffen und zum Teil auch an gutem Willen, für den Imperator, dessen Stern im Sinken begriffen war, neue, unermeßliche Opfer zu bringen. Drei französische Korps wurden längs des Rheins aufgestellt: Viktor am Oberrhein, Marmont am Mittelrhein bis Koblenz, Macdonald von da bis Nymwegen. Als der Einbruch der Verbündeten in der Schweiz bekannt wurde, erwartete Napoleon von Südosten her den Angriff und beorderte Anfang Januar Marmont rheinaufwärts, um bei Kolmar auch eine Division des Victorschen Korps und zwei Kavalleriekorps an sich zu ziehen. Mortier mit der Alten Garde und zwei Divisionen sollte nach Troyes gehen. Auf einen Angriff

vom Mittelrheine scheint Napoleon damals gar nicht gerechnet zu haben. Wiederum war es Blücher, Napoleons gefährlichster Gegner, welcher die Feindseligkeiten eröffnete. In der Neujahrsnacht setzte Blüchers Heer bei Mannheim, Kaub und Koblenz an drei verschiedenen Punkten über den Rhein; bei Kaub das Yorksche Korps und das von Langeron unter Blüchers persönlicher Führung. Diesen Übergangspunkt hatte er gewählt, weil der Feind, infolge des sehr schwierigen Terrains am linken Ufer, das der Verteidigung zu gute kam, hier keinen Übergang vermutete und infolge dessen keine hinlänglichen Streitkräfte zur Hand hatte. Um die Mitternachtsstunde schlugen die Russen bei scharfem Froste eine Schiffbrücke hinüber nach der kleinen Insel, die das graue Gemäuer der Pfalz trägt.

Russischer Infanterie-Munitionskarren.

Dort bestieg Graf Brandenburg mit den brandenburgischen Füsilieren in tiefer Stille die Kähne, und um Mitternacht erklang am linken Ufer der donnernde Hurraruf der Landenden. Die Glücklichen hatten das anbefohlene Schweigen doch nicht bewahren können; der Jubel mußte heraus, zu herrlich war die Stunde, die der Sehnsucht vieler arger Jahre die Erfüllung brachte. — Der Übergang kam dem Feinde völlig überraschend; nur wenige Schüsse wurden gewechselt mit einer kleinen französischen Feldwache, welche eiligst floh. Wichtiger aber war es, daß die verfolgenden Füsiliere einen Postillion gefangen nahmen, welcher Depeschen Marmonts an den Kommandanten von Koblenz bei sich hatte. Blücher erhielt durch dieselbe wichtige Aufklärungen über die Lage der Dinge beim Feinde. — Den ganzen Tag und den darauf folgenden dauerte der Übergang der noch übrigen Truppen des Yorkschen Korps und der Russen, zum Teil mit Benutzung von Kähnen und Fähren. Das andre russische Korps,

Sacken, hatte zu gleicher Zeit seinen Übergang bei Mannheim, unter den Augen des Königs von Preußen, bewerkstelligt, nach leichtem Gefecht. Hier war es, wo unser greiser Heldenkaiser, damals noch der 16jährige, jugendliche Prinz Wilhelm, zum erstenmal ins Feuer kam. Das auch unter Blüchers Befehl gestellte russische Korps St. Priest ging zu gleicher Zeit unterhalb Oberlahnstein und bei Ehrenbreitstein über den Rhein und fand in Koblenz reiche Kriegsvorräte. Als General St. Priest auf dem Markte in Koblenz das von Napoleon zu Ehren der Einnahme von Moskau gestiftete Denkmal mit prahlerischer Inschrift sah, ließ er vergnüglich sein „Gesehen und genehmigt" darunter schreiben. Tempora mutantur!

So war nun die ganze Schlesische Armee auf dem linken Rheinufer und Blücher konnte seinen Vormarsch beginnen. Die ehemals deutschen Landesgebiete jenseit des Rheins wurden, mit Ausnahme der Festungen, ohne Schwertstreich genommen; die geringe Truppenzahl, welche Napoleon anfangs den Verbündeten entgegenzustellen hatte, reichte nicht zur Verteidigung der weiten Grenzen hin und die Marschälle wichen überall zurück. Am 17. Januar rückte Blücher in Nancy ein, dann wendete er sich in kühner Schwenkung südwestwärts, überschritt die Marne und langte in den letzten Tagen des Januar bei Brienne an der Aube an. So schob er sein Heer mitten hinein zwischen den von Chalons heranrückenden Kaiser Napoleon und die „Große Armee", die nach einem Marsche von mehr als einem Monat endlich das Plateau von Langres erreicht hatte. Der alte Held hoffte den zaudernden Schwarzenberg mit sich fort zu reißen auf seiner Siegeslaufbahn.

Das Heer Schwarzenbergs zählte 190000, das Blüchers 84000 Mann; eine erdrückende Übermacht, welche freilich von Genf bis zur Mosel zerstreut war.

Wiederum wollte um diese Zeit Metternich, noch ehe eine Schlacht gewagt war, Frieden schließen; aber dieser Schimpf wurde durch die Monarchen Preußens und Rußlands glücklich abgewendet. Kaiser Alexander erklärte, nötigenfalls den Krieg allein fortsetzen zu wollen, und König Friedrich Wilhelm III.: er werde sich nicht von seinem Freunde trennen. Da fügte sich Österreich, wenn auch widerstrebend; widerwillig führte Schwarzenberg, der Oberfeldherr, diese Beschlüsse aus.

Am 24. Januar hatten Truppen der großen Armee bei Bar sur Aube gegen Mortiers Garden ein Gefecht, in welchem Prinz Wilhelm, in Anerkennung eines mit großer Kühnheit ausgeführten Ordonnanzrittes, welcher ihn in den dichten Kugelregen hineinführte, das Eiserne Kreuz erwarb. Blücher traf zwei Tage später mit einem Teile seiner Armee bei Brienne ein.

Napoleon verließ am 25. Paris, nachdem er von der Kaiserin und seinem Sohne Abschied genommen hatte, nicht ahnend, daß es ein solcher auf ewig sei. Er hatte seine Macht bei Chalons gesammelt, nur 70000 Mann, davon 16000 Reiter, die er den 274000 Mann der Verbündeten entgegenführen konnte. Doch hoffte er, diese einzeln zu schlagen, und wandte sich zuerst gegen Blücher, den er am 29. Januar bei Brienne angriff; das Gefechte dauerte unentschieden bis zum Abend, zu welcher Zeit Napoleon einen ernstlichen Angriff auf die Stadt anordnete; eine seiner Divisionen jedoch, welche ohne Kavallerie in der Ebene vorging, wurde von der Reiterei Blüchers in der linken Flanke

angegriffen und zersprengt. Der Kampf schien beendet; Blücher und Gneisenau wollten vom Schlosse aus vor einbrechender Dunkelheit nochmals die Gegend übersehen, wären dabei aber fast in Gefangenschaft geraten, denn französische Infanterie hatte die Stadt umgangen und ein unbesetztes Thor gefunden, durch welches sie bis in das Schloß gekommen war. Auch französische Kavallerie sprengte schon durch die Straßen und General Sacken geriet in dieselbe Gefahr wie Blücher.

Prinz Wilhelm bei Bar sur Aube.

Der Feldherr ließ noch einen fruchtlosen Versuch machen, das Schloß wieder zu nehmen, und ging nach Mitternacht auf die Höhen von Trannes zurück, halbwegs nach Bar, wo die Große Armee stand. (In Brienne war der Kaiser Napoleon vor einigen zwanzig Jahren auf der Militärschule gewesen; hier eröffnete er jetzt den Krieg von 1814, der ihm den Thron kosten sollte.)

Auf die dringenden Vorstellungen Blüchers gestattete der Oberfeldherr endlich, daß jener am 1. Februar, verstärkt durch zwei Korps der Großen Armee, von den Höhen von Trannes herabstieg und das französische Heer in seiner weit ausgedehnten Stellung bei La Rothière angriff; dieselbe war durch mehrere Dörfer und den vorliegenden Wald von Eclance gedeckt. — Schwarzenberg selbst sah mit zwei Dritteln der vereinigten Armeen der Schlacht unthätig zu; aber schon die Streitkräfte, welche Blücher zur Verfügung hatte, waren den 40000 Mann, die Napoleon zur Stelle hatte, weit überlegen.

Im Zentrum drang Sacken mit seinen Russen bei wildem Schneegestöber gegen La Rothière vor und behauptete sich da gegen die kaiserliche Garde. Gegen den rechten Flügel ging der Kronprinz von Württemberg und Wrede vor, Gyulai, wie bei Leipzig, gegen den linken.

In eine eigentümliche Lage kam die russische Artillerie, welche sich an diesem Tage mit Ruhm bedeckte. Es hatte gefroren, doch war der Boden nicht fest genug für die Artillerie; General Nikitin ließ also die Hälfte seiner Geschütze stehen und ihre Bespannung der andern Hälfte vorlegen, so daß er mit 36 Geschützen der Infanterie weit vorauseilte und gegen La Rothière das Feuer eröffnete. Ohne Schutz durch andre Truppen, wurden dieselben von drei französischen Reiterdivisionen angegriffen, wiesen sie aber allein durch ihr mörderisches Kartätschenfeuer ab, bis die Infanterie Sackens endlich herankam. Der Kampf um La Rothière, in welchen Napoleon persönlich eingriff, war besonders blutig; Schneetreiben und Nebel verdunkelten die Luft und erlaubten Blücher nicht, günstige Momente zu benutzen. Bis in die sinkende Nacht hinein dauerte der Kampf, welcher mit völliger Niederlage der Franzosen endete, um Mitternacht trat Napoleon den Rückzug an, ein Teil seines Heeres in wüster Verwirrung, wobei ein großer Teil der jungen Soldaten die Fahne verließ und in die Heimat eilte.

Zum erstenmal hatte Blücher in offener Schlacht selbständig dem Kaiser Napoleon gegenüber gestanden, zum erstenmal seit Jahrhunderten war das stolze Frankreich auf seinem eignen Boden in ernster Schlacht besiegt worden! Gewaltig war der Eindruck bei Freund und Feind.

Aber noch einmal wurde Napoleon, der schon alles verloren gab, durch die österreichische Politik gerettet. Statt mit vereinten Kräften nachdrücklich zu verfolgen, teilte Schwarzenberg sein Heer, angeblich, weil er die gewaltigen Massen nicht verpflegen könne, in Wahrheit, weil ihm Blüchers ungestüme Kriegführung lästig war. Während die Große Armee an der Seine entlang marschierte, sollte sich Blücher nordwestwärts an die Marne wenden, und von da die linke Flanke Napoleons umgehen.

Als Napoleon dies erfuhr, beschloß er, das Kriegsglück noch einmal zu versuchen; er verstärkte unterdessen seine Armee durch Truppen, welche aus Spanien herangezogen wurden, welches Soult vor Wellington hatte räumen müssen, und durch neugebildete Abteilungen, so daß er bei Troyes wieder 70000 Mann vereinigte. Eine kleine Streitmacht zur Beschäftigung des Schwarzenbergschen Heeres zurücklassend, warf er sich mit unerhörter Kühnheit auf Blüchers sieggewohnte Schlesische Armee, welche in getrennten Kolonnen, dessen sich nicht versehend, heranmarschierte. Nichts war geschehen, um die linke Flanke zu sichern, wo man sich durch ein Korps der Großen Armee gedeckt glaubte. Überraschend warf sich Napoleon am 10. Februar auf die schwache Division Olsuwiews und sprengte sie bei Champaubert, dann griff er Sacken am 11. bei Montmirail an; nur durch Yorks heroische Aufopferung entging Sackens Korps dem Untergange. Am 14. endlich schlug er bei Etoges und Vauchamps das letzte noch unberührte Korps der Schlesischen Armee, das Blücher selbst, noch ohne Kenntnis von den Unfällen der andern Korps, heranführte.

Auch diesmal war das Glück den Franzosen günstig. Während des Gefechts kam ein furchtbarer Augenblick, der leicht dem ganzen Kriege ein schmähliches Ende bereiten konnte. Blücher, Gneisenau, Prinz August, Grolmann hielten, als Napoleons 3000 Mann starke Kavallerie, denen Blüchers 1200 Reiter nicht gewachsen waren, die preußischen Bataillone von allen Seiten umringte und angriff, in einem Viereck.

Blücher im Schneesturme bei La Rothière.

Blücher, welcher mit dem Verlust der Schlacht auch den seines wohl erworbenen Ruhmes befürchtete, suchte selbst den Tod, lebendig sollte ihn kein Feind fangen. Da sprach Grolmann mit mächtiger Stimme den Truppen Mut zu; mit dem Bajonett griffen acht preußische Bataillone, mit schlagenden Tambours, die feindlichen Reiter an und bahnten den Generalen den Weg bis zu dem schützenden Walde. Unerschütterlich wie in den Tagen des Glücks hatten die braven Regimenter die Tage der Prüfung überstanden.

Zuletzt noch schlug sich das ostpreußische Kürassierregiment, dessen tapferer Führer der damalige Major, spätere Feldmarschall Wrangel war, mit dem Degen in der Faust durch. 16000 Mann und 60 Geschütze hatten diese unglücklichen Tage der Schlesischen Armee gekostet. Noch einmal strahlte Napoleons Genie im hellsten Glanze; hatte er doch mit seinen 43000 Mann einen fast zweimal so starken Feind angegriffen und war doch überall auf dem Schlachtfelde mit Übermacht erschienen.

Hatte denn aber die Hauptarmee gar nichts gethan, um Blücher bei seinem kühnen Vordringen zu unterstützen? Unablässig drängte der Kaiser Alexander den Fürsten Schwarzenberg zu thätigem Handeln, aber diesem waren die Hände durch die Politik seines Kabinetts gebunden. Er trug in edler Selbstverleugnung schweigend alle Vorwürfe, die er von dem Kaiser Alexander und dem Könige von Preußen erdulden mußte, die Geringschätzung, mit der er als Feldherr von vielen angesehen wurde, ohne sich zu rechtfertigen. Sein Kaiser hatte ihm ja den geheimen Befehl erteilt, die Seine mit der Hauptmacht nicht zu überschreiten! Auch über die russischen und preußischen Truppen, welche bei der Großen Armee standen, hatte er dadurch eigenmächtig verfügt. Schwarzenberg mußte, um den Anforderungen der Verbündeten zu genügen, wenigstens einige Scheinbewegungen ausführen. Die Armee war langsam gegen die Seine fortgezogen. Von Blücher war man ohne Nachrichten, doch verbreitete sich ein Gerücht, Napoleon sei von ihm geschlagen worden und ziehe sich nach Paris zurück, wo er eine Hauptschlacht liefern wolle. Napoleon aber, von der Schlesischen Armee ablassend, die er geschwächt im Rückzuge nach dem Rheine glaubte, eilte nun, auch die Große Armee zu schlagen, statt die erstere ganz zu zertrümmern. Er ließ Marmont zu ihrer Beobachtung zurück und führte seine übrigen Truppen gegen die Hauptarmee. Mit den hier zurückgelassenen Korps betrug seine Streitmacht wohl 70000 Mann. Am 17. Februar griff er Wittgensteins Avantgarde unter Pahlen bei Nangis an, welche vollständig zersprengt wurde; bei Villeneuve wurden die Bayern von Victor zurückgedrängt. Napoleon schrieb an diesem Tage im alten lügenhaften Bulletinstile: „Ich habe 30—40000 Gefangene gemacht, 200 Kanonen genommen und eine große Menge von Generalen, mehrere Armeen fast ohne Schwertstreich vernichtet."

Der Kronprinz von Württemberg hatte gemessenen Befehl erhalten, den Übergang bei Montereau wenigstens noch zwei Tage zu behaupten. Das ungünstige Terrain zwang ihn, sich vor der Brücke, statt dahinter aufzustellen, weil das diesseitige Ufer vom jenseitigen überhöht wurde. Hier wurde er am 18. Februar angegriffen und zurückgeworfen, so daß er die Hälfte seiner Truppen verlor. Nach diesen Unfällen ging die Hauptarmee bis Troyes zurück, um sich zu sammeln und, wenn Blücher herankäme, eine Schlacht zu liefern. Nach diesen Erfolgen steigerte Napoleon seine Forderungen auf dem Kongreß zu Chatillon, wo die Verbündeten verlangt hatten, Frankreich auf seine alten Grenzen zurückzuführen; er bestand nun auf den ihm zu Frankfurt gebotenen Bedingungen: den Rhein und die Alpen zur Grenze. „Die Leute vergessen, daß ich jetzt wieder näher an München bin, als sie an Paris!" rief er übermütig aus.

Französische Fußartillerie (1814). Zeichnung von A. Beck.

Preußische Fußartillerie mit aufgesessener Mannschaft (1814). Zeichnung von A. Beck.

Unterdessen hatte Blücher auf Schwarzenbergs Anfrage geantwortet, er werde am 21. mit 53000 Mann und 300 Kanonen bei Méry zur Schlacht bereit stehen und den Marsch dahin schon am 19. antreten. Auch Schwarzenberg schien zum Kampfe entschlossen.

Er hatte, mit Blücher vereinigt, 150000 Mann, war demnach Napoleon um das Doppelte überlegen. Doch als Nachrichten aus dem Süden das Vordringen Augereaus meldeten, gewann die Ansicht, daß der ganze Winterfeldzug nach Frankreich eine Verwegenheit gewesen, welche die Armee in dieselbe Lage bringen könne, wie die Franzosen in Rußland, wieder die Oberhand, und so wurde der weitere Rückzug beschlossen. Vergebens erbot sich Blücher, der bei Méry vergeblich einen Tag auf entscheidende Befehle wartete, die Schlacht allein zu liefern, wenn die Große Armee ihm nur, in Schlachtordnung aufgestellt, zur Reserve dienen wolle. — Jetzt wurde durch den Obersten von Grolmann der Gedanke angeregt, daß die Schlesische Armee sich von der des Fürsten Schwarzenberg losmachen und rasch auf Paris losgehen solle. Blücher und Gneisenau machten diese Idee sogleich zu der ihrigen. Der Feldmarschall verlangte nur die Korps von Bülow und Winzingerode zu seiner Verstärkung; die Monarchen genehmigten dies und den ganzen kühn und genial angelegten Plan. Am 23. Februar brach Blücher auf und trieb Marmont, der sich mit Mortier zu vereinigen eilte, vor sich her; am 27. wurde der Marneübergang bei La Ferté sous Jouarre genommen und die Verfolgung der Marschälle gegen Meaux fortgesetzt.

Napoleon hatte Schwarzenberg schon bis Bar sur Aube zurückgedrängt, jetzt ließ er ab von ihm und nur drei Korps zurück, welche nicht ernsthaft verfolgten; er wandte sich wieder gegen Blücher und erließ zugleich ein Dekret für die berühmte levée en masse der Revolutionszeit, doch ohne jede Wirkung. Die Große Armee hielt, da sie nicht gedrängt wurde, in ihrem Rückzuge an, ging dann wieder vor und siegte am 27. Februar bei Bar sur Aube; den weichenden Marschällen folgend, kam sie bis zum 9. März ungefähr dahin, wo sie vier Wochen zuvor an der Seine und Yonne gestanden hatte. Hier aber stellte sie vor der Hand ihre Bewegungen ein. Die Verbündeten hatten schon am 1. März zu Chaumont einen neuen Vertrag geschlossen, der jeden Separatfrieden untersagte und die Mächte England, Rußland, Österreich und Preußen auf 20 Jahre hinaus verpflichtete.

Als Blücher Nachricht vom Anmarsche Napoleons erhielt, gab er die Verfolgung der Marschälle auf und ging über die Aisne zurück, um Verbindung mit Bülow und Winzingerode zu suchen. Diese kamen heran, erstürmten am 2. März Soissons und vereinigten sich am 4. mit der Schlesischen Armee. Der Feldherr wollte einen Schlag führen, ehe Napoleon mit den Marschällen zusammengestoßen war, und nahm daher gegen diese auf der Hochebene von Craonne am 7. ein Gefecht an, das keinen Erfolg hatte. Darauf setzte Blücher den Marsch nach Laon fort. Am 9. rückte auch Napoleon in zwei Kolonnen heran; es kam zur Schlacht. Der französische Angriff geschah nicht ernsthaft. Blücher glaubte daher, es solle nur eine Rekognoszierung für den morgenden, zur eigentlichen Schlacht bestimmten Tag sein, er ging also gegen das Zentrum der Franzosen vor und machte eine Demonstration gegen deren linken Flügel,

sein Angriff galt aber dem rechten (Marmont); die preußischen Korps von York und Kleist sollten unterstützt werden durch die russischen von Langeron und Sacken. Das hinhaltende Gefecht hörte bei einbrechender Dunkelheit auf; Marmonts Truppen wollten eben die Biwaks beziehen, als sie plötzlich von den Preußen, die sich durch keinen Schuß verraten hatten, überraschend angegriffen und von der Kavallerie in Flanke und Rücken genommen wurden.

Süddeutsche Truppen (1814—1815).

Württemb. Infanterie. | Württembergische Jäger. | Badische Dragoner. | Hessen-Darmstädter Infanterie.

Zuerst führte Prinz Wilhelm seine ostpreußischen Bataillone im Sturmschritt, alles niederschmetternd, durch das Dorf und darüber hinaus; dann räumten die preußischen Reiter unter dem erschreckten Feinde auf. Das ganze Korps Marmonts ward zersprengt, 45 Geschütze fielen in die Hände der Sieger. Am nächsten Morgen schien das Schicksal Napoleons entschieden, keine Möglichkeit, dem dreifach überlegenen Feinde zu widerstehen. Nun trat eine jener unberechenbaren Zufälligkeiten ein, von denen im Kriege mehr denn sonst oft genug der Erfolg abhängt. Blücher erkrankte in der Nacht, erschöpft an Leib und Seele von den furchtbaren Aufregungen dieser letzten Wochen. Zwietracht entstand im Hauptquartier; York drohte die Armee zu verlassen, da er sich Gneisenaus Plänen nicht unterordnen wollte. Die dadurch herbeigeführte Unsicherheit in

der Heeresleitung rettete Napoleon noch einmal. Marmont mußte sein Korps sofort wieder gegen Blücher aufstellen; Napoleon wollte sein Heil zum zweitenmal gegen Schwarzenberg versuchen, der sein Heer bei Arcis sur Aube zusammengezogen hatte. Am 20. März griff der Kaiser an; die Schlacht dauerte unentschieden bis zum Abend, auf einigen Punkten sogar bis Mitternacht. Besonders wütete der Kampf um das Dorf Torcy, welches fünfmal erobert und wieder verloren wurde. Am andern Morgen stand das Heer der Verbündeten frühzeitig in Schlachtordnung, als der Abmarsch der Franzosen bemerkt wurde. Unerwartetes geschah. Napoleon faßte den verzweifelten Entschluß, zwischen beiden Armeen hindurch gegen den Rhein zu marschieren und im Rücken der verbündeten Heere eine allgemeine Volkserhebung zu organisieren. Ein von Kosaken aufgefangener Brief verriet den Plan; sofort wurde der Entschluß gefaßt, nunmehr mit der ganzen Armee nach Paris zu marschieren und dort den Frieden zu diktieren. Winzingerode mit 8000 Reitern wurde angewiesen, dem Kaiser zu folgen und ihn glauben zu machen, daß er der Vortrab des verbündeten Heeres sei, welches Auftrags er sich auf geschickte Weise erledigte.

Die beiden Armeen setzten sich nun in Bewegung, um sich bei Paris zu vereinigen. Marmont und Mortier, die vor ihnen zurückgingen, hatten am 25. März bei Fère Champenoise ein mörderisches Gefecht. Hier war es, wo die Divisionen Pacthod und Anery unter den Augen der Monarchen vollständig vernichtet wurden, so daß kein Mann dem Tode oder der Gefangenschaft entging. Der Gesamtverlust der verschiedenen französischen Abteilungen betrug an diesem Tage nach eignen Angaben 10000 Mann und 60 Geschütze. Die Marschälle aber gingen darauf (unverfolgt!) nach Paris zurück; zwei Tage wußte man in Schwarzenbergs Hauptquartier nicht, wo sie geblieben waren.

In Paris herrschte die größte Aufregung; die Kaiserin mit ihrem Sohne reiste auf Befehl Napoleons nach der Loire ab; Joseph, der gewesene König von Spanien, dem die Statthalterschaft übertragen war, traf alle Anstalten zur Verteidigung der Hauptstadt. Es waren aber dazu kaum 34000 Mann verfügbar, denen die Armee, welche am 29. März vor Paris erschien, um das Dreifache überlegen war. Die Schlacht wurde für den folgenden Tag beschlossen: die Schlesische Armee sollte den Montmartre, einen schmalen Höhenzug nördlich der Stadt, die Große Armee die östlich gelegenen Höhen von Romainville und Belleville stürmen.

Der Herzog Eugen von Württemberg erkannte Romainville als den Schlüssel der feindlichen Stellung; er bemerkte, daß es vom Feinde nicht besetzt war und kam mit dem 2. russischen Korps Marmont zuvor. Die Schlacht bei Paris am 30. März begann seltsamerweise mit einem Angriff der Franzosen, des schwächeren Teiles, auf das genannte Dorf. Marmont verteidigte die östliche, Mortier die nördliche Linie, 30 Geschütze standen auf dem Montmartre, jener Höhe im Norden von Paris. Die Russen unter Barclay de Tolly wurden bei ihrem Angriff durch Marmont aufgehalten und unter heftigem Kampfe bis hinter Pantin zurückgetrieben, wo die preußischen Garden ein blutiges Gefecht bestanden. Gegen 10 Uhr erstürmte aber Barclay dieses Dorf und drang, die preußischen Garden vorauf, bis an die Barrieren von Paris vor, während

Wittgenstein Montreuil auf Marmonts rechtem Flügel genommen hatte. Blücher konnte erst gegen 11 Uhr seine vollen Streitkräfte dem Montmartre gegenüber entwickeln. Joseph Bonaparte, an der Rettung der Hauptstadt verzweifelnd, verließ nach einem auf dem Montmartre gehaltenen Kriegsrate Paris, um der Kaiserin nachzueilen; die Marschälle wurden ermächtigt, unter den möglichst günstigen Bedingungen für Paris zu kapitulieren; doch erst nach 3 Uhr entschloß sich Marmont, einen Waffenstillstand nachzusuchen. Während der Unterhandlung wurde überall die Einstellung des Kampfes befohlen; die stürmenden Russen eroberten aber trotzdem noch den Montmartre. Gegen Abend begaben sich Abgeordnete der Monarchen in die Stadt; am 31. März wurde die Kapitulation abgeschlossen und Paris der Großmut der Monarchen empfohlen.

Einzug König Friedrich Wilhelms III. in Paris.

Die französischen Truppen erhielten freien Abzug und marschierten, kaum noch 16000 Mann stark, ab, um den Kaiser aufzusuchen. Am 31. hielten die Monarchen mit 36000 Mann ihren Einzug, vom Pöbel mit Freudengeschrei, von der großen Masse der Bevölkerung in ruhiger Haltung empfangen. Schon am 2. April wurde unter Talleyrand eine provisorische Regierung errichtet, welche Napoleon des Thrones verlustig und wenige Tage später Ludwig XVIII. zum Könige von Frankreich erklärte. Was aber war aus Napoleon geworden?

Er hatte am 26. März die Nachricht erhalten, die Unterhandlungen zu Chatillon seien abgebrochen; bald gewann er durch einen Angriff auf die ihm folgenden leichten Reiter die Gewißheit, daß hinter denselben keine Armee vorhanden sei. Er kehrte also schleunigst zur Rettung seiner Hauptstadt um, kam aber zu spät und begab sich nach Fontainebleau, wo auch sein Heer, dem er vorausgeeilt war, am 2. April eintraf. An der Spitze der 60000 Mann, die er noch hatte, wollte er siegen oder sterben, aber der Abfall seiner Marschälle,

die für eine verlorene Sache nicht mehr kämpfen wollten, bewog ihn am 11. April, zu entsagen und sich den ihm von den Verbündeten gebotenen Bedingungen zu fügen. Wir können die Vorfälle in Fontainebleau als bekannt annehmen. Nach ergreifendem Abschiede von seiner Alten Garde begab er sich in das ihm angewiesene Exil der Insel Elba, mit der stillen Hoffnung, den Adler, den er bei der Trennung von seinen treuen Kriegern geküßt hatte, bald wieder siegreich nach der Kathedrale von Paris führen zu können.

In Wien versammelte sich indessen ein Kongreß von Fürsten und Staatsmännern, um über die Neugestaltung Europas zu beraten. Auf die Geschichte dieses Kongresses und seiner Verhandlungen, welche Deutschlands Interessen so traurig schädigten, können wir nicht eingehen, nur daran wollen wir erinnern, daß die Kongreßmächte über die bestrittenen Länder, Sachsen und Polen, in Zerwürfnisse gerieten, welche fast zu einem Kriege geführt hätten und daß, dank den Bemühungen Metternichs und Talleyrands, Frankreich nach einem 25jährigen Kriege, den allein sein Hochmut über die Welt verhängt, um 100 Quadratmeilen und eine Million Einwohner stärker war als zuvor!

In unberechtigter Großmut setzte der Zar Alexander es sogar durch, daß dem wohlhabenden, durch die Ausplünderung aller Länder bereicherten Frankreich die Bezahlung der Kriegskosten erlassen wurde. Das verarmte und beraubte Preußen mußte selbst auf jede Vergeltung für die unerschwinglichen Kontributionen der Jahre 1806 und die Kosten des Durchmarsches der Großen Armee 1812, die sich allein auf 136 Millionen beliefen, verzichten!

Napoleon hatte von allem, was in Wien und Paris vorging, zuverlässige Nachrichten. Dort waren die Verbündeten unter sich in Streit, hier wuchs die Unzufriedenheit mit der bourbonischen Regierung und der Reaktion ihres Anhangs mit jedem Tage. Nochmals versuchte er sein Glück; pomphaft verkündete er, „daß sein Adler von Turm zu Turm bis Notre Dame fliegen werde"; und diese vermessene Weissagung erfüllte er in einem Triumphzuge, „in welchem sich ihm Heer und Landvolk wie in einem Rausche der Erlösung an die Ferse hing"; er schiffte sich am 21. Februar 1815 mit 600 Mann seiner Alten Garde und 500 andern Soldaten, welche ihm gelassen worden waren, von Elba ein und landete, dank der Unaufmerksamkeit der englischen Schiffe, am 1. März an der französischen Küste bei Cannes. Sofort trat er mit der kleinen Schar den Marsch nach Paris an; alle gegen ihn entsendeten Truppen, von der alten Begeisterung für ihn erfaßt, gingen über; der Graf von Artois (Bruder des Königs, später Karl X.) und Macdonald hofften ihn in Lyon aufzuhalten, aber der Ruf: „Es lebe der Kaiser!" schallte ihnen entgegen; zuletzt führte auch Ney, der dem Könige versprochen hatte, den Usurpator gefesselt zu bringen, seine Truppen Napoleon zu. Ludwig XVIII. flüchtete am 20. März aus Paris; an demselben Tage hielt Napoleon unter dem Jauchzen des Volkes seinen Einzug in die Hauptstadt und proklamierte feierlich, daß er den Thron wieder besteige, weil ihm die Verträge von Fontainebleau nicht gehalten worden seien. So begann die „Herrschaft der hundert Tage" für Napoleon. Einmal noch sollte sein erbleichender Stern, gleich einem Meteor, leuchtend emporsteigen, um dann für immer zu verlöschen.

Bei Ligny.

## 5. Die „hundert Tage“; der Feldzug 1815.

In Wien hatte die Nachricht der Entweichung Napoleons von Elba große Bestürzung erregt. Zwar versicherte jener den europäischen Höfen, daß er auf alle kriegerischen Pläne verzichten und nur noch einen Kampf anerkenne, „den heiligen Kampf um das Glück der Völker.“ Doch niemand glaubte diesen heuchlerischen Worten. Die verbündeten Mächte erließen am 13. März die Erklärung, daß Napoleon sich selbst von aller bürgerlichen und gesellschaftlichen Ordnung losgesagt und als Feind und Störer der Ruhe der Welt der öffentlichen Strafe überliefert habe, dies war demnach eine förmliche Achtserklärung Europas gegen Napoleon.

Mit allen Kräften rüstete sich noch einmal das alte Europa zur Vernichtung des Usurpators. Vor der Hand stand an der französischen Grenze nur eine preußische Armee von 60000 Mann nebst 14000 Sachsen in Rheinpreußen, und ein englisch-hannöversches Korps von 25000 Mann in Belgien bereit. Napoleon hatte dagegen bei seiner Rückkehr von Elba 155000 Mann, ferner 40000 Ersatztruppen vorgefunden; er hätte somit einen entscheidenden Schlag thun können, welcher bei den Friedensverhandlungen in die Wagschale fallen mußte, doch nicht eher, als bis ihm kein andrer Ausweg mehr blieb, wollte er wiederum ganz Europa zum Kampfe herausfordern; denn noch rechnete er auf die alte Hydra der Zwietracht unter den Verbündeten. Diese gewannen Zeit, zwei Heere im Laufe des April und Mai in Belgien aufzustellen; auf dem rechten Flügel 94000 Mann mit 196 Geschützen unter Wellington (Engländer, Holländer, Belgier, Hannoveraner, die britisch-deutsche Legion, Nassauer

und Braunschweiger), auf dem linken Flügel 116 000 Preußen mit 312 Geschützen unter Blücher. Zwischen Lahn und Sieg bildete sich unter Kleist ein norddeutsches Bundeskorps von 25 000 Mann. Preußen stellte außerdem noch eine mächtige Reserve auf, so daß von seiner Bevölkerung $2^1/_2$ Prozent unter die Waffen gerufen wurden, nach zwei blutigen Feldzügen gewiß der beste Beweis für die Wehrkraft des Volkes. Man kann die Gesamtzahl, welche Norddeutschland 1815 ins Feld stellte, auf 300 000 Mann annehmen. Österreich und die süddeutschen Staaten brachten 254 000 Mann auf, die russische Armee zählte 167 000 Mann und in Sardinien sammelten sich 50 000 Österreicher und Sardinier. Doch wurde die Entscheidung des Krieges nur von den beiden erstgenannten Armeen in Belgien gewonnen.

Vorzeitig hatte König Murat, schon im April, losgeschlagen. Er war aber am 2. und 3. Mai bei Tolentino vollständig geschlagen worden und hatte am 20. Neapel in Verkleidung als Flüchtling verlassen müssen.

Napoleon machte unterdessen die größten Anstrengungen, seine Kriegsmacht zu verstärken: er hatte im Anfang des Juni eine Feldarmee von 234 000 Mann (wovon aber noch 36 000 Mann in der Formation begriffen) und eine andre für die Besatzung der Festungen von 210 000 Mann gebildet, doch war von letzterer die Hälfte ohne Ausrüstung, ein Drittel ohne Waffen. So konnte er zunächst nur 198 000 Mann verwenden, von denen die Hauptarmee, 128 000 Mann mit 344 Geschützen, gegen Belgien aufgestellt wurde. Napoleons Heer war das beste, das er je in das Feld geführt. Die aus der Kriegsgefangenschaft und den deutschen Festungen heimgekehrten Veteranen bildeten den Stamm seiner Regimenter. Mit abgöttischer Verehrung blickte der Soldat auf seinen „kleinen Korporal"; noch niemals war die Mannschaft seines Heeres so ganz erfüllt von Prätorianerstolz und leidenschaftlicher Kampflust.

Wie nun war die Stimmung im preußischen Heere? Als der König zu den Waffen rief, da fand er überall in dem treuen Volke williges Verständnis. Abermals wie vor zwei Jahren eilte die Jugend zu den Waffen, der Landsturm und die Detachements der freiwilligen Jäger wurden von neuem errichtet, abermals beseelte die Kämpfer der feste Entschluß, daß dieser heilige Krieg nicht anders enden dürfe, als mit einem ganzen und vollen Siege. Den Oberbefehl über die Feldarmee hatte der König wiederum seinem greisen Feldmarschall übertragen; auch Gneisenau übernahm wieder die schwere Vertrauensstellung an Blüchers Seite; an der Spitze der Armeekorps Zieten, Borstell, Thielmann und Bülow. — Napoleon hatte die Wahl, ob er im eignen Lande, gestützt auf sein Volk, den Angriff erwarten oder ihm zuvorkommen sollte; er wählte das letztere; erst wollte er Blücher vernichten, dann sich mit versammelter Kraft auf Wellington stürzen.

Hier ist es an der Zeit, über den Feldherrn des englischen Heeres, Wellington, den „eisernen Herzog", einige Worte zu sagen. Einer alten Adelsfamilie entstammend, hatte er mit 25 Jahren im Revolutionskriege schon ein Regiment befehligt. In Indien lernte er den Krieg in den Kämpfen gegen die Mahratten, nachher übernahm er den Oberbefehl in Portugal und Spanien, wo er während der sechs Jahre des Krieges dort seine Söldner (denn dies

waren seine Soldaten) zu hoher militärischer Vollendung heranbildete. Allen Neuerungen abhold, beharrte er bei der ehemaligen Kriegsweise, der Linear-taktik. Klaren Verstandes, kalt und streng, von unerschütterlicher Energie und Ruhe im Gefecht, gehorchten ihm seine Offiziere blindlings. Tief unter den hochadligen Offizieren stand die Masse der Mannschaft des Heeres; reicher Sold und gute Kost, nebst strenger Mannszucht fesselte diese Mietlinge an die Fahnen. Unwiderstehlich auch wirkte der mit altenglischer Tapferkeit ausgeführte Bajonett-angriff dieser Hünengestalten, unerschüttert standen sie beim Ansturm der fran-zösischen Bataillone, ihnen Salve auf Salve mit Ruhe entgegenschmetternd. Auf die Volksheere sah Wellington mit Verachtung herab; sie schienen ihm nichts besser als die spanischen Guerillas. Von den 94000 Mann seines Heeres waren aber nur ein Drittel Engländer, 32000, dazu 37000 Deutsche, 25000 Niederländer. Von den Deutschen waren nur die ruhmreichen Regimenter der deutsch-englischen Legion, 7000 Mann, ebenso kriegserfahren, wie die wohl-gedrillten englischen Veteranen, dagegen befand sich unter den Hannoveranern, Nassauern und Niederländern viel junge Mannschaft. — Dem Kaiser Napoleon war Wellington bis zum Tage von Waterloo niemals zuvor auf dem Schlacht-felde begegnet. — Kehren wir nun zu den Ereignissen zurück. Wellington hatte sein Hauptquartier in Brüssel, Blücher, 15 Stunden entfernt, in Namur auf-geschlagen. Die Feldherren hatten sich zwar über den Kriegsplan besprochen, doch keine rechte Verabredung getroffen, Napoleon vereint zu bekämpfen. Als die ersten Nachrichten von der Ansammlung größerer feindlicher Massen in der Gegend von Maubeuge kamen, zog Blücher seine Armee in der Stellung bei Sombreffe zusammen; nur das Bülowsche Korps, das zu entfernt gestanden, konnte nicht mehr herankommen.

Am 15. Juni griff Napoleon die preußische Avantgarde (Zieten) bei Charleroi an und zwang sie zum Rückzuge; bei Frasnes fand ein Gefecht gegen Teile der Wellingtonschen Armee statt. Auch Wellington suchte nun sein Heer zu vereinigen, was jedoch nicht sogleich gelang. Wellington hatte Blücher in einer persönlichen Zusammenkunft fest versprochen, am 16. um 4 Uhr mit seiner Armee zur Stelle zu sein. Im Vertrauen hierauf beschloß Blücher, die Schlacht allein anzunehmen. Aber der englische Feldherr konnte sein Wort nicht halten. Er sah sich selbst bei Quatrebras mit überlegener Macht angegriffen, während Napoleon mit der Hauptmasse seines Heeres sich gegen Blücher wendete.

**Ligny.** Die Schlacht bei Ligny begann um $3^1/_2$ Uhr nachmittags, der An-griff war um fünf Stunden verzögert worden: Napoleon zeigte zum erstenmal einen Mangel an Entschlossenheit. Es kam zu hartnäckigen Dorfgefechten um St. Amand und Ligny, in welche nach und nach fast alle Streitkräfte der Preußen verwickelt wurden. Besonders das vorteilhaft gebaute Ligny wurde von ihnen so tapfer verteidigt, daß Napoleon gegen 5 Uhr auch seine Garden in das Gefecht ziehen mußte. Blücher hatte zu dieser Zeit gerade seine Reserven zur Unterstützung gegen St. Amand gezogen, so ging denn Ligny verloren. Milhauds Küraſſiere mit reitender Artillerie gingen durch das eroberte Dorf vor, die Stellung der Preußen war in der Mitte durchbrochen. Blücher setzte sich selbst an die Spitze einiger Schwadronen: sein Pferd stürzt verwundet

nieder, der Feldmarschall blieb unter ihm liegen; sein Adjutant, Graf Nostiz, sprang ab, um ihm aufzuhelfen, als schon die französischen Kürassiere ganz nahe waren. Sie achteten aber nicht auf den Gefallenen, sondern sprengten vorüber — so wurde Blücher vor der Gefangenschaft gerettet. Beide Heere fochten mit verzweifelter Tapferkeit; der Haß vieler Jahre rang miteinander in furchtbarer Bitterkeit, kein Pardon hüben und drüben; ein französischer General drohte jeden zu erschießen, der einen gefangenen Preußen brächte. Im ganzen bewahrten die französischen Truppen mehr Ruhe und Sicherheit, während die preußischen Führer ihre Kräfte oft vorzeitig vergeudeten und am Punkte der Entscheidung schließlich ihnen eine frische, letzte Reserve fehlte. Die Schlacht war verloren; Gneisenau hatte schon während derselben den entscheidenden Beschluß gefaßt, nicht rheinwärts auf der natürlichen Rückzugslinie zurückzugehen, sondern, diese preisgebend, nach Wavre, zur Verbindung mit Wellington. Dieser Entschluß bewirkte am 18. den Sieg bei Waterloo.

Napoleon hatte sich durch seinen verspäteten Angriff der Zeit beraubt, das preußische Heer vollständig zu zertrümmern, er ließ es nach dem Siege nicht einmal energisch verfolgen. Glücklicher hatte das englische Heer den heißen Tag überstanden. Zwar im Anfang waren die Franzosen den 7000 Nassauern und Niederländern, welche Wellington hatte, um das Doppelte überlegen, aber gegen 4 Uhr erschienen die ersten Regimenter der Reserve, eine englische Division unter General Picton, dann Herzog Wilhelm mit seinen Braunschweigern. Den Sieg konnte Ney nicht erfechten, da ihm ein Korps genommen war und beim Feinde immer neue Verstärkungen eintrafen. Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig starb hier den Heldentod; während er bei seinem zurückgedrängten Leibbataillon die Ordnung wieder herstellen wollte, traf ihn die tödliche Kugel. Noch einmal, gegen Abend, lächelte Ney das Glück: Kellermanns Kürassiere machten einen erfolgreichen Angriff; mehrere Karrees wurden gesprengt, auch die Infanterie drang wieder vor. Doch empfingen 18 eben eingetroffene feindliche Geschütze die Kürassiere mit einem verheerenden Feuer, vor welchem sie auseinander stoben; Wellington ergriff die Offensive und Ney mußte den Rückzug anordnen. Dieser geschah, durch seine zahlreiche Kavallerie gedeckt, in großer Ordnung; die erschöpften Sieger konnten nur langsam folgen und das Treffen endigte bei einbrechender Dunkelheit ungefähr da, wo es begonnen hatte.

In Blüchers Armee war am 17., da sie nicht verfolgt wurde, die taktische Ordnung und Kampffähigkeit bald wieder hergestellt, sie setzte ihren Marsch auf den vom Regen erweichten Straßen fort; auch Bülows Korps war nun eingetroffen. Unverzüglich traf Blücher seine Vorbereitungen zur Vereinigung mit dem englischen Heere. Auf seine Anfrage bei Wellington erklärte dieser sich bereit, am 18. Juni an der Brüsseler Straße eine neue Schlacht anzunehmen, wenn er auf die Hilfe von 25000 Preußen rechnen könne. Blücher erwiderte, er werde kommen und hoffentlich mit seiner ganzen Armee. Ungebrochen war der Mut des Preußenheeres, denn der 16. Juni war zwar eine verlorene Schlacht, aber keine Niederlage gewesen!

Der Kaiser Napoleon hatte am 17., statt gegen Wellington aufzubrechen, seine Truppen auf dem eroberten Schlachtfelde besichtigt und Grouchy mit seinem

Korps erst um Mittag zur Verfolgung der Preußen abgeschickt. Den Wert der Zeit im Kriege wußte sonst kein Feldherr so zu würdigen als er! Doch war er nicht mehr der alte Napoleon, wie Vandamme offen zu seinen Offizieren sagte. Blücher glaubte er im vollen Rückzuge nach dem Rhein, darum kümmerte er sich auch gar nicht um Grouchy, der ihn verfolgen sollte. Bei Wavre traf dieser am 18. Juni auf das preußische Korps von Thielmann, das Blücher bei seinem Marsche zur Unterstützung hier zurückgelassen hatte, um jenen Ort bis zum Ausgange der Schlacht zu behaupten. Grouchy griff an und das Gefecht war im vollen Gange, als der Kanonendonner von Waterloo sich hören ließ.

Heldentod des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls in der Schlacht bei Quatrebras.

Seine Untergenerale beschworen ihn, den Kampf abzubrechen und dorthin zu marschieren; er glaubte sich aber an Napoleons ersten Befehl halten zu müssen, wäre auch jedenfalls zu spät auf das Schlachtfeld von Waterloo gekommen. Bei Wavre kämpfte er siegreich; Thielmann zog sich fechtend am 19. zurück, da seine Stellung unhaltbar geworden war und er den Sieg bei Waterloo erfahren hatte. Doch wollen wir den Ereignissen nicht vorgreifen.

**Die Schlacht bei La Belle-Alliance oder Waterloo.** Als Napoleon, der sich mit Ney vereinigt hatte, die Engländer, welche er auf dem Rückzuge nach Brüssel glaubte, in einer neuen Stellung vor sich fand, beschloß er die Schlacht. Während der Regennacht zum 18. Juni lagerten beide Armeen einander gegenüber, nur durch einen flachen Thalgrund getrennt. Wellingtons Hauptquartier war in Waterloo; seine versammelte Armee zählte 68000 Mann mit 150 Geschützen.

Napoleon hatte 72000 Mann; seine detachierten Korps (33000 Mann von Grouchy und 2500 Mann, die bei St. Amand zurückgelassen waren) konnten zur Schlacht nicht mehr herankommen, immerhin war er dem englischen Heere allein überlegen.

Der 18. Juni war ein Sonntag. Gegen 7 Uhr nahm Wellingtons Heer seine Stellungen in Schlachtordnung ein. Die Mitte unter dem Prinzen von Oranien, drei englische und zwei niederländische Divisionen, stand vor Mont St. Jean, das leichte Bataillon Baring der deutschen Legion in die in der Thalsenkung an der Straße nach Charleroi liegende Meierei La Haye Sainte vorgeschoben. Der rechte Flügel unter Lord Hill, zwei englische Divisionen und die Braunschweiger, lehnte sich an die Straße von Nivelles und hielt das auf einem steilen Hügel vorliegende Schloß Hougoumont nebst Gärten und Gehölzen mit vier Gardekompanien, 200 Hannoveranern und einem nassauischen Bataillon besetzt. Der linke Flügel unter Picton dehnte sich bis La Haye aus. Die Kavallerie stand im zweiten Treffen.

Erst um 9 Uhr ließ Napoleon seine Armee unter das Gewehr treten; es vergingen noch $2^1/_2$ Stunden, ehe er den Befehl zum Angriff gab! Seine Schlachtordnung war in drei Treffen: die Korps von Erlon und Reille, Reiterei auf den Flügeln, bildete das erste, das Lobausche Korps, links davon Kellermanns Kürassiere, rechts die leichte Kavallerie, noch weiter rechts Milhauds Kürassiere, das zweite, die Garden das dritte Treffen. Der Angriff sollte von Reille, um den Feind zu täuschen, auf das Schloß Hougoumont eröffnet werden, der Hauptangriff aber, wenn genugsam vorbereitet, sich gegen die Mitte und den linken Flügel des Feindes richten. Bald nach 11 Uhr fiel der erste Kanonenschuß. Napoleon rechnete mit Sicherheit auf einen raschen Sieg, da er die Preußen fern im Südosten bei Namur wähnte. Seine Armee war dem Heere Wellingtons namentlich durch ihre starke Kavallerie und die Überzahl der Geschütze — 240 gegen 150 — überlegen. Um den Gegner zu erschrecken und die Zuversicht des eignen Heeres zu steigern, veranstaltete der Imperator im Angesicht der Engländer eine große Heerschau. Und so standen sie denn zum letztenmal in Parade vor ihrem Kriegsherrn, die Veteranen von den Pyramiden, von Austerlitz und Borodino. Zehn Stunden noch, und dies herrliche Heer mit seinem Trotze, seinem Stolze, seiner Begeisterung für die prahlerische Glorie des Kaiserreichs war vernichtet bis auf die letzte Schwadron!

Die verbündeten Truppen hatten eben abgekocht und aßen, als vom jenseitigen Höhenrande vieltausendstimmiges Geschrei, begleitet von Trommelwirbel, Trompetengeschmetter und rauschender Feldmusik, erscholl. Rasch eilte die Infanterie an die Gewehre, die Kavallerie an die Pferde. Eine Division von Reille griff mit vorgeschickten Tirailleurschwärmen das Schloß von Hougoumont an, das tapfer verteidigt wurde. Der Kampf um dasselbe dauerte zu lange, um den Hauptangriff noch zu verzögern, welchen Ney führen sollte. Da bemerkte Napoleon mit dem Fernrohr eine Truppenabteilung in seiner rechten Flanke; er sandte eine Kavalleriepatrouille ab, diese meldete, es seien die Preußen. Bald nachher wurde ihm ein gefangener preußischer Husar vorgeführt, welcher aussagte, daß es die Spitze des Bülowschen Korps gewesen, die er gesehen habe,

und daß die ganze preußische Armee demselben folge. Noch immer nicht wollte der Kaiser an die furchtbare Gewißheit glauben. Nur leichte Kavallerie aus dem zweiten Treffen schickte er ab, um den neuen Feind zu beobachten, und ließ Lobaus Korps etwas weiter rechts schieben.

Um 1 Uhr mittags leiteten 78 Geschütze, beim Pachthof Belle-Alliance am Abhange aufgefahren, den Hauptangriff ein; die englische Artillerie, an Zahl geringer, hielt standhaft aus. Eine halbe Stunde später gab Napoleon der Infanterie Befehl zum Vorrücken. Es waren die vier Divisionen des Erlonschen Korps, jede in eine einzige große Masse formiert; acht Bataillone, in Linie aufgeschlossen, hintereinander.

Wellington in der Schlacht bei Waterloo.

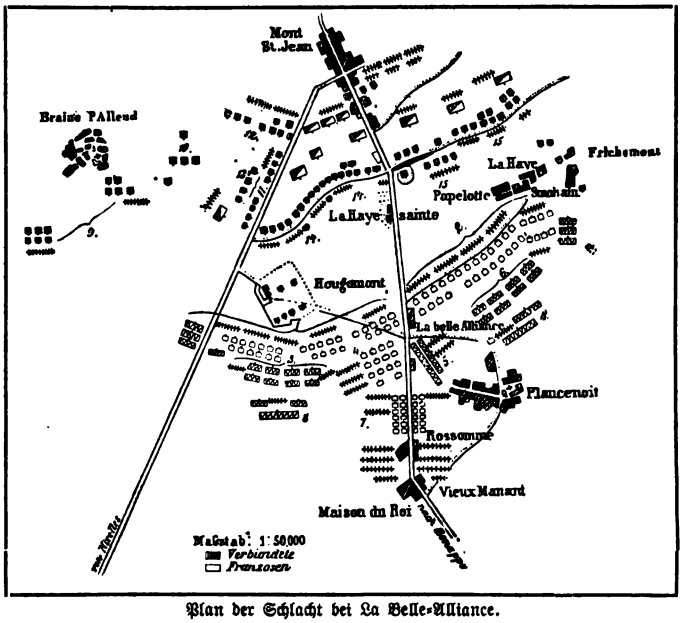
Mit einem donnernden „Vive l'Empereur!" als sie vom Thalrande den Feind auf den jenseitigen Höhen erblickten, stiegen die vier großen Massen, Tirailleurschwärme voran, in den Grund hinab. Eine derselben griff die Meierei La Haye Sainte an, die andern erstiegen mühsam im aufgeweichten Lehmboden den jenseitigen Thalrand. Sie wurden aber mit mörderischem Feuer empfangen und nach schwerem Verluste zurückgeworfen, ebenso die Kürassiere, welche zur Unterstützung gefolgt waren. 16 englische Eskadrons verfolgten sie siegestrunken über den Grund bis auf die Höhen, wurden aber hier von französischer Reiterei umfassend angegriffen und fast zur Hälfte vernichtet.

Der Kaiser sah die Engländer zum erstenmal in der Schlacht, an solchen zähen Widerstand hatte er nicht geglaubt. Seine Infanterie des ersten Treffens

war erschöpft, das Korps aus dem zweiten hatte er rechts gegen die Preußen abrücken lassen, es blieben ihm nur noch die 24 Bataillone der Garde, die er als Reserve zurückhalten wollte. Daher beschloß er einen Massenangriff der Kavallerie, welcher die feindliche Mitte durchbrechen sollte; die gesamte Reiterei erhielt Befehl, sich dazu vorzubereiten: es war 4 Uhr. Zum ersten Angriff bestimmte Ney die acht Kürassierregimenter Milhauds und die leichte Gardekavallerie (zwei Chasseur- und ein Lancierregiment) unter Lefevre, über 5000 Pferde. Ein furchtbares Geschützfeuer, das bis zum letzten Augenblicke unterhalten wurde, sollte ihnen den Weg bahnen. Sie gingen im Trabe über den Grund; die englischen Karrees, nur viergliederig, mit hohlem inneren Raume, ließen die Harnischreiter, ohne zu schießen, bis auf 60 Schritt herankommen und gaben ihnen dann erst die vollen Salven. Das Tagebuch eines englischen Offiziers sagt darüber: „Der Erfolg war wie ein Zauber. Durch den Pulverdampf sahen wir Helme fallen, Reiter im Sattel krampfhaft emporzucken, Pferze stürzen, bäumen, seitwärts springen, Leute zu Fuß zurückeilen, andre ihre Pferde zum Sprung auf unsre Bajonette spornen!" Umsonst! Von allen Vierecken abprallend, ohne ein einziges zu sprengen, drangen die Reiter durch alle Zwischenräume der beiden britischen vorderen Treffen bis in das dritte und erneuerten mit unvergleichlicher Tapferkeit immer wieder ihre Angriffe, bis die Erschöpfung der Pferde und ihre großen Verluste sie zwangen, davon abzustehen. Von der englischen Kavallerie hitzig verfolgt, gingen sie wieder zurück und wurden von der leichten Gardekavallerie, welche, den Erfolg abwartend, Halt gemacht hatte, aufgenommen. Die Infanterie kämpfte unterdessen um die vorliegenden festen Punkte, besonders Hougoumont und La Haye Sainte, ohne sie nehmen zu können. Jetzt trat eine kurze Pause ein. In der rechten Flanke Napoleons fielen schon die ersten Kanonenschüsse der Preußen: um halb 5 Uhr brach Bülow aus dem Walde von Soignes hervor. Der Kaiser hielt jedoch die Selbsttäuschung beharrlich fest, daß es nur ein detachiertes Korps sei, welches Lobau wohl aufhalten werde, und ließ um 5 Uhr einen zweiten großen Reiterangriff ausführen, zu welchem noch Kellermanns Kürassiere und die Gardedragoner vorgezogen wurden, im ganzen 8000 Pferde. Was noch von Infanterie gefechtsfähig war, mußte auf der ganzen Schlachtlinie sich anschließen und der Kampf aller drei Waffen in stets wiederholten Angriffen tobte über eine Stunde lang; Wellington hat die 10—12 Reiterangriffe der Franzosen das großartigste Schauspiel genannt, das er im Kriege je gesehen. Endlich mußten die erschöpften Schwadronen Napoleons den Kampf aufgeben, die Infanterie hatte sich weder auf der Höhe behaupten, noch Hougoumont nehmen können, nur La Haye Sainte war nach heldenmütigster Verteidigung durch Baring, weil seinen Jägern die Munition fehlte, in französische Hände gefallen. Vergebens bat Ney, nachdem die Kavallerieangriffe gescheitert waren, um Infanterie; der Kaiser hatte ihm keine mehr zu geben!

Als Bülow immer größere Fortschritte machte und die französische Rückzugslinie bedrohte, da schickte der Kaiser endlich die Junge Garde, acht Bataillone, unter Duhesme nach Planchenoit, um welches Dorf nun heftig gekämpft wurde. Noch wäre für Napoleon der Rückzug möglich gewesen; Blücher war noch nicht

herangekommen und Wellingtons Heer erschöpft; die Alte Garde, welche noch frisch war, konnte den Rückzug decken, morgen Grouchy wieder zum Heere stoßen. Aber Napoleon glaubte noch an den Sieg und führte gegen 7 Uhr mit Aufbietung aller seiner Kräfte einen letzten Hauptangriff aus. Als die Alte Garde, von Ney selbst geführt, an dem Kaiser vorüberzog, der auf seinem Schimmel bis an den Thalrand vorgeritten war, zeigte er stumm nach der feindlichen Aufstellung und hörte noch einmal, zum letztenmal, das „Vive l'Empereur!“ seiner treuesten Krieger. Nur das erste Grenadierregiment der Garde war auf der Höhe bei der Meierei La Belle-Alliance zurückgeblieben.




Plan der Schlacht bei La Belle-Alliance.

Der Angriff der Franzosen wurde mit dem höchsten Ungestüm ausgeführt; schon wichen die Truppen des Prinzen von Oranien; in der Mitte drangen die französischen Garden gegen die englischen, die sich, um zu ruhen, niedergelegt hatten. Da rief Wellington, der herbeigeeilt war: „Auf, Garden, und zielt gut!“ Vor den Sturmkolonnen erhob sich plötzlich die lange Linie der Scharlachröcke und empfing sie mit mörderischem Feuer; Ney stürzte mit dem Pferde, zwei andre Generale fielen; die Kolonnen wollten deployieren, um das Feuer zu erwidern, da wurden sie von beiden Seiten umfaßt und die Alte Garde wich, in Ordnung zwar, aber sie wich in den Grund zurück. Aber auch die englischen Reserven waren schon herangezogen bis auf den letzten Mann, La Haye, die beherrschende Stellung im Zentrum, blieb in den Händen der Franzosen; auch der englische linke Flügel begann zu weichen. Wellingtons Besorgnis stieg. Kalt und streng stand er unter seinen Offizieren und sagte, die Uhr in der Hand: „Blücher oder die

Nacht!“ Wenn jetzt Napoleon im stande war, seine Garde gegen den erschütterten linken Flügel der Engländer zu verwenden, so konnte ihm der Sieg nicht fehlen.

In diesem verhängnisvollen Zeitpunkte begann der Angriff der Preußen. Wie ein Lauffeuer ging durch Wellingtons Linien der belebende Ruf: „Der alte Blücher kommt!“ und der Herzog, diesen Impuls benutzend, gab seinem ganzen Heere, geschwächt, wie es war, bis auf die Hälfte geschmolzen, und noch kurz vorher am Rande einer Niederlage, den Befehl zum allgemeinen Vorrücken gegen die französischen Bataillone.

Blücher war am Morgen von Wavre aufgebrochen; wohlgemut ritt der alte Held, trotz der Schmerzen in den Gliedern von dem bösen Sturze mit dem Pferde am 16., inmitten der Regimenter, welche sich mit unsäglicher Mühe durch den Schlamm der gänzlich aufgeweichten Wege hindurch arbeiteten. Fast schienen sie der Anstrengung zu erliegen, aber das Wort des Feldherrn ermunterte sie: „Kinder, ich habe meinem Bruder Wellington versprochen zu kommen, ihr wollt mich doch nicht zu einem Hundsfott machen?“ Und fort ging es durch das Kotmeer.

Es war halb 5 Uhr nachmittags (fünf Stunden hatte die Armee Wellingtons den Kampf allein aushalten müssen). Wenige Momente später erstürmten Bülows Truppen das Dorf Planchenoit, halb schon im Rücken des Feindes; Batterien fuhren auf, denselben in der Flanke zu beschießen; die Kavallerie ging durch die Intervallen der Infanterie zur Verfolgung vor. Der rechte französische Flügel stürzte nun in wilder Flucht nach der Mitte auf Belle-Alliance zurück. Nur vier Gardebataillone standen noch fest; Napoleon war während dieser letzten Stunde nach La Haye geeilt, um die Division Oudinot noch einmal zum Angriff auf Mont St. Jean vorzutreiben. Sobald er jetzt zu seiner Linken die gleichzeitige Niederlage Neys und seines rechten Flügels bemerkte, sagte er, wie vernichtet: „es ist zu Ende, retten wir uns!“ Damit wandte er sein Pferd zur Flucht. Auch das letzte Karree der Alten Garde erlag. Eine Fabel aber ist das berühmte Wort: „Die Alte Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht!“ General Cambronne, dem es in den Mund gelegt, ergab sich dem hannöverschen General Halkett, der ihn an seinen Achselschnüren festhielt.

Wellington überließ, nachdem er den Schein des Sieges gerettet, die Verfolgung den Preußen. Die Geschlagenen ergriff ein wahnsinniger Schrecken, kein Befehl fand mehr Gehör, keine Abteilung blieb geschlossen; Infanterie, Kavallerie, Geschütz und Fuhrwerk aller Art mischten sich in wüsten Haufen. Gegen 9 Uhr trafen sich Blücher und Wellington auf der Höhe bei Belle-Alliance. Der britische Feldherr hat diesen Moment aber nur zu sehr vergessen, als er in seinem Nationalstolz später leugnete, daß er den Sieg von Waterloo vor allem nur Blücher zu verdanken habe. Der treffliche Gneisenau leitete die Verfolgung, welche, nach seinem Bericht, „mit dem letzten Hauche von Menschen und Pferden“ geführt, in der Kriegsgeschichte unerreicht dasteht. Diese rastlose Verfolgung hinderte Napoleon, wie er gehofft, zu Genappe die Flüchtigen wieder zu sammeln: sie vollendete sein Verderben, seine Armee war vernichtet. Die Franzosen verloren auf dem Schlachtfelde 24000 Tote und Verwundete, 7000

Gefangene auf der Flucht und alles Geschütz und Gepäck. Der Verlust der Engländer wird auf 15000, der Preußens auf 7000 Mann angegeben. Eine reiche Beute fiel den Verfolgern in die Hände, auch der Wagen Napoleons mit seinem Hut und Degen (das prächtige Silbergeschirr des Imperators behielten die Offiziere des preußischen 25. Regiments und schenkten es der Lieblingstochter ihres Königs als Tafelschmuck). — Rastlos ging die Verfolgung weiter.

Hurra, die Preußen kommen!

Mindestens siebenmal wurden die Franzosen durch die nachsetzenden Preußen von ihren Feuern aufgescheucht. Als die Infanterie nicht weiter konnte, ließ Gneisenau einen Tambour auf ein Pferd setzen, der schlagen mußte, was sein Kalbsfell halten wollte, und weiter ging die wilde Jagd. Die Zerrüttung des geschlagenen Heeres nahm derartige Ausdehnung an, daß nur 10000 Mann, ungeordnete Haufen, Paris erreichten. „Wir haben gezeigt, wie man siegt", sagte Gneisenau, „jetzt wollen wir zeigen, wie man verfolgt."

Napoleon war in seiner Hauptstadt angekommen, in der Hoffnung, noch einmal alle Kräfte des Landes zum äußersten Widerstande anspannen zu können,

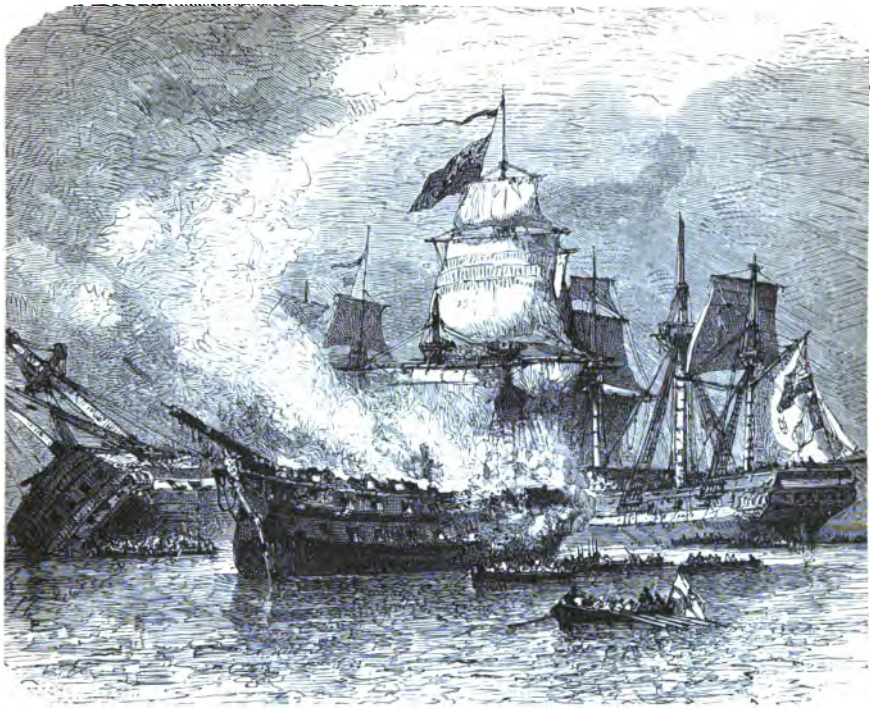
er fand aber den alten Gehorsam nicht mehr in den Kammern. Es wurde mit rauschendem Beifall Lafayettes Mahnung, sich um das Banner von 1789 zu scharen, und sein Antrag, daß die Kammer sich als permanent erkläre und alle Gewalt an sich nehme, angenommen, und Napoleon dankte am 22. Juni zum zweitenmal ab zu gunsten seines Sohnes. Am 25. verließ er Paris, um es nie wieder zu sehen; am 29. erschienen die Preußen vor den Barrieren, nachdem die Unterhandlungen der Deputationen, welche die neu eingesetzte Regierungskommission von fünf Mitgliedern an Blücher und Wellington geschickt, vergeblich gewesen waren. Davoust hatte, nachdem Grouchy wieder zu der gesammelten Armee gestoßen war, etwa 58000 Mann zusammen, doch konnte er nicht hoffen, Paris gegen die doppelte Überzahl zu halten. Er schloß daher eine Kapitulation ab, nach welcher das Heer über die Loire zurückging. Am 7. Juli rückten die Verbündeten in Paris ein, am 9. hielt Ludwig XVIII. zum zweitenmal seinen Einzug.

Das fernere Schicksal Napoleons ist bekannt; von den Engländern gefangen fortgeführt, als er sich eben nach Amerika einschiffen wollte, erhielt er die Schreckensnachricht, daß er sein Leben als Staatsgefangener auf St. Helena zu beschließen habe. Sein Schwager Murat, der vertriebene König von Neapel, wurde am 13. Oktober kriegsrechtlich erschossen, ebenso endete Ney, der Held von der Moskwa, weil er seinem neuen Herrn die Treue gebrochen hatte.

Die Geschichte des Krieges auf den Nebenschauplätzen, auch die Belagerung der zahlreichen Festungen müssen wir übergehen.

Die kurzen sechs Tage des belgischen Feldzugs sind deshalb so besonders lehrreich, abgesehen von dem dramatisch aufsteigenden Gange der Ereignisse, weil hier gewissermaßen drei Perioden der europäischen Kriegskunst gleichzeitig auf dem Kampfplatze erscheinen. Das 18. Jahrhundert, das Söldnerheer Englands, die Zeit der Revolution mit ihrem an die Prätorianer Roms erinnernden Berufssoldatentum, endlich die neueste Zeit, das preußische Volk in Waffen. Jede der drei Armeen entfaltet in ungeheurem Ringen ihre vollste Kraft, jede wird geführt von dem Feldherrn, der ihrem Charakter entspricht. Napoleon aber läßt uns nach dem Siege von Ligny den Meister der Kriegskunst nicht mehr wieder erkennen, wie selbst ein französischer Schriftsteller (Charras) scharf hervorgehoben hat.

Wir müssen uns nun noch einigen rückblickenden Betrachtungen über die abgelaufene Periode der „Welt in Waffen“ zuwenden.



## 6. Rückblick auf das napoleonische Zeitalter. — Festungskrieg. — Seekrieg.

Während im ersten Kapitel eine allgemeine Charakteristik der neuen Elemente im Kriegswesen gegeben wurde, sodann im Laufe der Darstellung deren Einfluß auf die Kriegführung sowie die wichtigsten Änderungen im Heerwesen der einzelnen Staaten und die kriegerischen Begebenheiten in Kürze Erwähnung fanden, so müssen wir nunmehr noch einiges nachholen, was nicht an geeigneter Stelle berücksichtigt werden konnte.

Überall, mit Ausnahme Englands, waren die Nationalheere an Stelle der geworbenen getreten; in Frankreich wurde die allgemeine Dienstpflicht, welche die levée en masse der Revolutionszeit zum Grundsatze machte, durch die Konskription ersetzt, verbunden mit dem unmoralischen Prinzip der nur den Wohlhabenden zu gute kommenden Stellvertretung. Die größeren Staaten folgten dem Beispiele Preußens bezüglich des Prinzips der allgemeinen Dienstpflicht, wie wir sehen werden, erst in neuester Zeit. Doch auch die Konskription, welche die ganze Volkskraft der Regierung zur Verfügung

stellt, lieferte im Vergleiche zu früherer Zeit sehr ansehnliche Heere. Das Anwachsen der Heeresmassen hatte zunächst ein andres Verpflegungssystem zur Folge, wie schon erwähnt wurde; es bedingte auch ausgedehntere Kriegstheater, daher wohlberechnete Operationspläne. Dies und die gesteigerte Beweglichkeit machten es aber dem Feldherrn noch weniger wie früher möglich, seine Thätigkeit ohne besonders geschulte Gehilfen auszuüben. Dies führte bei allen Armeen zur Umwandlung und Vergrößerung des Generalstabes, dessen Bestimmung es ist, die Ideen des kommandierenden Generals in Befehle zu umschaffen, alle für Unterkunft, Sicherheit, Märsche und Gefecht der Truppen nötigen Anordnungen zu treffen, Nachrichten über die feindliche Armee einzuziehen und zu würdigen, Gefechtsberichte anzufertigen, endlich besondere Aufträge, besonders Rekognoszierungen, auszuführen. Im Frieden ist der Generalstab, wenigstens zum größeren Teil (der sogenannte „Große Generalstab") mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, welche der Vorbereitung für den Krieg dienen. Die Bedeutung des Generalstabes ist in neuerer Zeit noch gestiegen; wir werden darauf zurückkommen.

Die Bewaffnung der Infanterie hat in dem ganzen abgelaufenen Zeitraum keine besonderen Fortschritte gemacht. Alle Armeen führten noch das alte Steinschloßgewehr, dessen Schußweite höchstens bis 500 Schritt reichte und einen sicheren gezielten Schuß nur auf ganz geringe Entfernung gestattete. Die Ausbildung der Infanterie im Schießen war demgemäß sehr dürftig; die Übungen beschränkten sich darauf, den Soldaten das Laden zu lehren und sie anzuweisen, das Gewehr in einer allgemeinen Richtung auf den Gegner abzudrücken. Die Treffsähigkeit des Gewehrs war so gering, daß man im Gefecht, so behauptete man, um einen Menschen außer Gefecht zu setzen, sein ganzes Gewicht in Blei verschießen müsse. (In der Schlacht bei Leipzig hat die französische Armee zwölf Millionen Infanteriepatronen verbraucht, durch welche etwa 30000 Mann außer Gefecht gesetzt wurden.) Gezogene Waffen hatten nur die Jägerabteilungen, da erstere noch sehr beschwerlich und langsam in der Ladeweise waren.

Über die Änderungen im Artilleriewesen haben wir im allgemeinen schon gesprochen, es wurde besonders durch die Franzosen gefördert; eine französische Fußbatterie zählte sechs Geschütze, nämlich zwei Zwölfpfünder, zwei Sechspfünder und zwei Haubitzen, eine preußische acht, sechs Kanonen und zwei Haubitzen. Die Tragweite überschritt nicht die Grenze von 2000—2500 Schritten. Von hohem Werte war noch immer der Kartätschschuß bis zu 800 Schritten Entfernungen, nicht minder der Rikoschettschuß, bei welchem die Kugeln in flachen Sprüngen gegen den Feind gingen.

In bezug auf die äußeren Erscheinungen der Truppen änderte sich sehr viel. Die der preußischen Truppen wurde einfacher, auch erhielten sie den bei der häufigen Anwendung der Biwaks ganz unentbehrlichen Mantel wieder. Der Tschako als Kopfbedeckung fand, nach dem Vorgange der Russen, in fast allen Armeen Eingang. Napoleon gab seinen Garden, wie wir wissen, Bärenmützen, und seiner Kavallerie gern einen reichen, öfters phantastischen Anzug; seine reitende Gardeartillerie hatte Husarenuniform.

Die neu gestifteten Orden, die Ehrenlegion und das Eiserne Kreuz, wurden schon erwähnt; in Preußen hatte jedoch zuvor schon Friedrich Wilhelm II. durch Stiftung von silbernen Tapferkeitsmedaillen (Militärehrenzeichen) daran gedacht, auch das Verdienst der unteren Klassen des Heeres zu belohnen.

Englische Fregatte aus dem Jahre 1813.

Im Jahre 1815 wurden zum erstenmal Denkmünzen aus erobertem Geschützmetall für die Teilnehmer an den Feldzügen verteilt; es ist dies seitdem stets geschehen und allgemeine Sitte geworden.

Der Festungskrieg, welcher im 18. Jahrhundert eine bedeutende Rolle spielte, tritt im napoleonischen Zeitalter in den Hintergrund. Als die Franzosen

auf ihren schnellen Eroberungszügen den Krieg in Feindes Land trugen, hielten sie sich mit der Belagerung von Festungen nicht gern auf. Die meisten alten Festungen waren zu klein und hatten nur Nutzen, um einzelne Flußübergänge oder Engpässe im Gebirge zu sperren. Große Festungen, wie Mantua 1796, behaupteten freilich ihren Einfluß. Der starke, dreifache Festungsgürtel an den alten französischen Grenzen, welchen Vauban geschaffen hatte, hielt die Verbündeten 1814 und 1815 nicht auf, wohl aber führte er durch die Besatzungen, welche er erforderte, zur Schwächung der Feldarmee Napoleons.

Im allgemeinen blieb im Festungskriege der Angriff der Verteidigung überlegen; daß Kolberg 1807 und einige spanische Plätze sich so lange hielten, lag mehr in der Energie der Verteidigung als deren Hilfsmitteln. Zwei neue Systeme der Befestigung waren vorgeschlagen worden, eins durch Bousmard, der die Bastione dadurch vor dem Rikoschettschuß sichern wollte, daß er sie in gekrümmten Linien führte, auch baute er bombensichere Wohnkasernen in den Kehlen seiner Bastione. Carnot, der schon öfter genannte französische Kriegsminister der Revolutionszeit, empfiehlt einen tenaillierten Grundriß und an Stelle des anliegenden Mauerwerks frei stehende Mauern mit Schießscharten, hinter welchen sich erst der Hauptwall von Erde erhebt. Aber diese Vorschläge konnten nicht das verbesserte Vaubansche System verdrängen. — Besondere Erwähnung verdient noch die Belagerungsmethode des Prinzen August von Preußen im Jahre 1815. Mit einer förmlichen Belagerung hielt er sich gar nicht auf. Er bezwang die Festungen an der französischen Ostgrenze durch Bombardement oder einen abgekürzten Angriff, bei welchem man sowohl die Thätigkeit und den Unternehmungsgeist bei seiner Führung, als auch die Schnelligkeit und Nähe der Angriffe bewundern muß.

Der Seekrieg, von dem nur mit wenigen Worten bisher die Rede war, hat nicht wenig dazu beigetragen, Napoleons Macht zu Falle zu bringen. Die Revolution hatte auf das Seewesen in Frankreich einen üblen Einfluß geübt. Die meisten Offiziere und Kadetten waren ausgewandert; die Disziplin, die nirgends notwendiger, aber auch schwerer zu erhalten ist als zur See, war ganz gelockert. So erlitt die französische Marine sehr bedeutende Verluste, nicht minder die mit ihr verbündete holländische und spanische. Der ersteren allein nahmen 1799 die Engländer 268 Schiffe ab. Ungeschicklichkeit im Manövrieren, Nichtbeachtung der Signale, oft auch Ungehorsam trugen bei den Franzosen die Schuld. Die Engländer waren überall zur See im Übergewicht, so bei Abukir 1798. Hier hatte sich der französische Admiral Brueys in einer Linie quer über die Reede gelegt, auf das seichte Fahrwasser und die Strandbatterien vertrauend. Aber Nelson, Englands größter Seeheld, ließ trotzdem sein erstes Treffen die feindliche Schlachtordnung umgehen, während das zweite sie in Front angriff. So zwischen zwei Feuer gebracht, mußte die französische Flotte bei aller Tapferkeit unterliegen. Seitdem Nelsons Genie an die Stelle der alten Befehlshaber trat, warf die englische Marine ihre Gegner so vollständig nieder, daß nach 1805 ihr überhaupt keine Gegner mehr erwuchsen. Die Schlacht von Trafalgar am 21. Oktober 1805 vernichtete die 33 Linienschiffe starke französisch-spanische Flotte, welche sich während der napoleonischen Zeit nicht mehr erholte.

Seeschlacht bei Trafalgar.

Auch hier wandte Nelson das Manöver des Durchbrechens an: sein Admiralschiff legte sich kaum 20 Schritt entfernt zwischen zwei feindliche Schiffe, wobei er seinen Tod durch eine Gewehrkugel fand. Die Schlacht wurde nur durch das Feuer entschieden; auch Scharfschützen in den Mastkörben wirkten mit.

Außer der englischen Seemacht, welche bei Ausbruch der Revolution 113 Linienschiffe und 107 Fregatten zählte, war nur noch die russische, welcher England zum Teil die Offiziere lieferte, von Bedeutung. — Die englische Flotte hat Napoleons kühnste und weitgreifendste Pläne zu nichte gemacht; sie zwang ihn, seine Pläne gegen Indien und seine im Jahre 1805 geplante Landung an der Küste von England aufzugeben. — Im Schiffbau dieser Periode hat sich im allgemeinen nichts geändert, nur muß bemerkt werden, daß die Tüchtigkeit der englischen Seeleute zu jener Zeit, als man nur mit Segeln manövrierte, sich sehr bemerkbar machte und darf hierin die Hauptursache der englischen Überlegenheit zur See erkannt werden.

Zum Schluß möchten wir noch einen naheliegenden Vergleich anstellen zwischen dem größten Feldherrn des vorigen Jahrhunderts, Friedrich, und dem größten dieses, Napoleon. Da fällt zunächst ins Auge das große Mißverhältnis der Streitkräfte und der geographischen Länderverhältnisse. Friedrich hatte einen Staat von kaum vier Millionen Einwohnern, dessen Grenzen nach allen Seiten offen waren und von vier Seiten, Österreichern, Russen, Schweden, Franzosen sowie den Fürsten des Deutschen Reiches, zugleich angegriffen wurden. Nach allen Seiten mußte er Front machen, auch seine glänzendsten Siege konnte er nicht allzuweit ausnutzen, weil ihm Gefahr drohte, daß sonst mittlerweile ein andrer Gegner bis in das Herz seines Landes vordringen könne. — Napoleon dagegen hatte ein abgerundetes, mit zahllosen Festungen umgürtetes, von 30 Millionen Menschen bewohntes Reich, welches überdies auf drei Seiten vom Meere oder hohen Gebirgen gedeckt war. Er hatte nie einen feindlichen Einfall im Rücken seiner Heere zu fürchten, wenn er seine Adler über die Alpen oder über den Rhein trug. Napoleon hat endlich fast keine seiner Schlachten ohne entschiedene Übermacht geschlagen; diese Übermacht gestattete ihm, seine Gegner mit ganzen Armeekorps zu umgehen, während er sie in der Front festhielt, oder sie am Ende eines mühevollen Schlachttags mit frischen Kräften zu durchbrechen. Dann setzten seine Heere mit wenig geschwächter Kraft die Verfolgung des Feindes fort. Als er schließlich im Jahre 1814 seine eignen Grenzen verteidigen muß, da ist in drei Monaten die Hauptstadt erobert und der Krieg beendigt.

Wer von den beiden der größere, Friedrich oder Napoleon, ist schwer zu entscheiden. Daß die von dem ersteren zu leistende Aufgabe eine ungleich schwierigere war, unterliegt jedoch wohl keinem Zweifel.

## III. Abteilung.

# Vom zweiten Pariser Frieden bis zur Wiedererrichtung des französischen Kaiserreichs.

In einem preußischen Kasernenhofe (1830). Zeichnung von A. Beck.

## 1. Neugestaltung des Heerwesens der europäischen Staaten.

Mit dem Sturze Napoleons schließt wieder eine Periode für die Geschichte der Kriegskunst. Nach den Erschütterungen jener gewaltigen Zeit, nach den Anstrengungen, welche Europa für den letzten Riesenkampf gemacht hatte, bedurften alle Staaten der Erholung, auch für ihre Wehrverfassung, die sich nun auf Grund der gewonnenen Erfahrungen befestigte und eigenartig weiter entwickelte, um, wie wir sehen werden, durch neue Kämpfe erprobt zu werden. — Preußen war derjenige Staat, welcher das meiste für die Befreiung Europas von der französischen Gewaltherrschaft gethan hatte; von den europäischen Großmächten die kleinste, was seine Größe und Bevölkerungsziffer anbetrifft.

vermochte Preußen nur durch ein starkes Heer und mustergültige Heereseinrichtungen seine schwer errungene Großmachtsstellung zu behaupten. Dies war in anbetracht seiner geringen Bevölkerung und knappen Geldmittel nur möglich durch Beibehaltung derjenigen Einrichtungen, welche in den Jahren der Fremdherrschaft und den darauf folgenden der Befreiung geschaffen worden waren; sie wurden die Grundlagen der neuen Wehrverfassung des Staates. — Schon nach dem ersten Pariser Frieden, am 3. September 1814, erschien ein „Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienste", dessen wesentliche Bestimmungen folgende sind: „Jeder Einzelne ist, vom 20. Lebensjahre an, zur Verteidigung des Vaterlandes verpflichtet. Die bewaffnete Macht besteht aus: dem stehenden Heere, der Landwehr ersten und zweiten Aufgebotes und dem Landsturm. Das stehende Heer besteht aus den auf Beförderung Dienenden, welche gewissen Prüfungen unterworfen sind, den Freiwilligen, die sich zum Kriegsdienste melden, und einem Teile der jungen Mannschaft, vom 20. bis zum 25. Jahre. Die Mannschaft des stehenden Heeres befindet sich drei Jahre bei den Fahnen, zwei in Reserve beurlaubt in ihrer Heimat. Junge Leute, die sich selbst kleiden und erhalten können, werden nach einjähriger Dienstzeit (Einjährig-Freiwillige) beurlaubt. Es bleibt jedem jungen Manne freigestellt, sich schon mit dem 17. Lebensjahre, falls er kräftig genug ist, zur Ableistung seiner Dienstpflicht zu melden. Die Einjährig-Freiwilligen sollen den ersten Anspruch auf die Offizierstellen in der Landwehr haben."

Die Landwehr ersten Aufgebots, im Kriege zur Unterstützung des stehenden Heeres bestimmt, kann zum Dienste im In- und Auslande herangezogen werden; sie besteht aus allen jungen Männern vom 20. bis 25. Jahre, die nicht in der stehenden Armee dienen, ferner den ausgedienten Mannschaften vom 25. bis 32. Jahre; im Frieden ist sie beurlaubt und tritt nur zu Übungen zusammen. Die Landwehr zweiten Aufgebots umfaßt alle Männer, welche aus der Landwehr ersten Aufgebots heraustreten, und alle sonstigen Waffenfähigen bis zum zurückgelegten 39. Jahre. Ihre Bestimmung ist, die Besatzungen und Garnisonen zu verstärken und im wesentlichen nur innerhalb der heimatlichen Grenzen verwendet zu werden. Der Landsturm endlich besteht aus allen Männern bis zum 50. Jahre, die nicht in das stehende Heer oder die Landwehr eingeteilt sind, und tritt nur bei feindlichem Überfalle der Provinzen zusammen. Eine besondere „Landwehrordnung" enthielt nähere Bestimmungen über die Einzelheiten dieses Gesetzes. In den fünf Jahren nach dem Frieden wurde das Heer, welches, wie wir wissen, bei Ausbruch des Krieges nur 42000 Mann zählte, entsprechend den bedeutenden Gebietserweiterungen vermehrt. Es zählte im Jahre 1820 an Infanterie 143 Bataillone der Garde, Gardelandwehr und Linie, 149 Eskadrons, 145 Kompanien Artillerie, 18 Kompanien Pioniere, 54 Kompanien Garnisontruppen, 19 Kompanien Invaliden und 104 Bataillone der Landwehr ersten Aufgebots. Die ganze Armee wurde in neun Armeekorps eingeteilt, davon ein Gardekorps; jedes zerfiel in zwei Divisionen; jede Division in zwei Infanteriebrigaden (eine der Linie, eine der Landwehr), ferner eine Kavalleriebrigade; zum Armeekorps gehörig sodann noch eine Artilleriebrigade (16 Kompanien) und eine Pionierabteilung.

Die preußische Armee im Jahre 1848. Zeichnung von A. Beck.

Husar. (Trompeter.) Armee-gendarm. Landwehrulane. Flügeladjutant. General. Garde-Landwehrmajor. Linieninfanterie. Kaiser Alexander-Gardegrenadiere.

Ein Infanterieregiment zählte drei Bataillone, von denen eins den Namen „Füsilierbataillon“ führte, die Kavallerieregimenter zählten je vier Eskadrons. Behufs Ergänzung der Armee wurde der ganze Staat in acht Ergänzungsbezirke geteilt, deren jeder den Ersatz für die zu einem Armeekorps gehörenden Truppenteile stellen sollte. Das Gardekorps erhielt seinen Ersatz aus allen Bezirken.

Das stehende Heer erhielt eine Stärke von 130000 Mann; es war um 124000 Mann schwächer als dasjenige von 1806, welches 254000 Mann zählte. Dagegen erreichte es die ansehnliche Kriegsstärke von 530000 Mann, von denen also nur der vierte Teil im Frieden im Dienste war. Das stehende Heer wurde die große Waffenschule der Nation, durch welche jeder durchgegangen sein mußte, ehe er sich bürgerlichem Berufe dauernd widmen konnte, es wurde eine Bildungsschule für den Geist der Ordnung und des Gehorsams. Die Landwehr, als ständiger Teil der Feldarmee, erhielt einen Rang in der Heeresverfassung, welchen sie unter der früher wohl üblichen Bezeichnung von Landmiliz in diesem Umfange, dieser Organisation und in dieser Beziehung zum stehenden Heere noch nie und nirgends gehabt hatte. Daß diese Einrichtung auch ihre schwer wiegenden Bedenken und Gebrechen habe, übersah man einerseits in Erinnerung an das, was die Landwehr in den Kriegsjahren geleistet hatte, anderseits gestattete die Finanzlage des Staates ein andres Wehrsystem nicht. Diese Einrichtungen erhielten sich im wesentlichen 45 Jahre, bis auf Grund von Erfahrungen in den Mobilmachungen der Jahre 1848, 1849, als der und 1859 endlich zeitgemäße Änderungen eintraten, von denen wir 1850 „Reorganisation der Armee vom Jahre 1860“, später zu berichten haben werden.

Von den übrigen europäischen Armeen folgte keine dem Vorgange Preußens, dessen Heer von nun ab das „Volk in Waffen“ darstellte. Die österreichische Armee wurde, obschon die Pflicht zum Eintritt in das Heer allgemein war, nach wie vor durch Aushebung (Konskription) ergänzt; allen Rekruten war jedoch die Stellvertretung in Friedenszeiten gegen Zahlung von 120 Gulden gestattet. Die moralischen Mängel dieses Systems liegen auf der Hand, und bedurfte es erst der unglücklichen Ereignisse des Jahres 1866, um die allgemeine persönliche Erfüllung der Wehrpflicht jedes einzelnen Staatsbürgers zur Grundlage der Heeresverfassung auch in Österreich zu machen. Eine Ausnahme von der Regel machte die sogenannte „Militärgrenze“; dies waren die dem türkischen Reiche im Südosten der Monarchie benachbarten Landstriche, deren Bewohner insgesamt, sofern sie waffenfähig, zum persönlichen Kriegsdienste verpflichtet waren, und zwar vom 18. bis zum 50. Lebensjahre. Der Militärgrenze entstammten die unter dem Namen Kroaten, Panduren oder auch einfach „Grenzer“ genannten Truppen, welche schon im Siebenjährigen Kriege, im sogenannten leichten Dienste, sich bekannt und berühmt gemacht hatten. Die Auflösung der „Militärgrenze“ erfolgte erst im Jahre 1868, weil den Verhältnissen, bei Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, nicht mehr entsprechend. Die schon im Jahre 1796 gestiftete Landwehr wurde 1852 wieder aufgehoben und statt ihrer aus den nach ihrer achtjährigen Dienstzeit entlassenen Mannschaften eine Reserve gebildet, welche noch zwei Jahre zum Dienste verpflichtet war. In

Tirol gab es außerdem von alters her noch eine „Landesverteidigung", welche die gesamte waffenfähige Bevölkerung für den Kriegsfall zum Dienste verpflichtete. Sie hat sich im ruhmreichen Jahre 1809 unter Hofers Führung bekanntlich einen glänzenden Namen gemacht. Die ganze Armee zerfiel in acht Infanterie- und ein Kavalleriekorps, jedes in Divisionen und Brigaden geteilt; die Infanterieregimenter hatten vier Bataillone, wovon eins zu Besatzungen verwendet wurde.

Österreichische Infanterie im Jahre 1852.
Musik. Linieninfanterie: Gemeiner. Tambour. Ungarische, Grenzinfanterie: Offizier. Gemeiner.

Bei der Kavallerie legten die Küraſſiere unter Beibehaltung ihres Namens den Küraß ab, im übrigen gab es Dragoner, Husaren und Ulanen. Die österreichische Kavallerie hat bis auf die neueste Zeit ihren alten Ruf der Tüchtigkeit bewährt. Garden und Eliten, wie in Preußen und Frankreich, gab es in Österreichs Heere nicht, wenn man nicht die durch besondere Schießfertigkeit sich auszeichnenden Jägerbataillone, besonders die in Tirol rekrutierenden „Kaiserjäger", dafür gelten lassen will. Äußerlich ist an der österreichischen Infanterie der historische weiße Rock, welcher erst nach 1866 abgeschafft wurde, bemerkenswert. — Im allgemeinen blieb die österreichische Armee den Einrichtungen vor 1815 getreu, obgleich die Mängel des schwerfälligen österreichischen Heerwesens während des Krieges grell genug hervorgetreten waren. Vortrefflich

war die Disziplin, die sich auch in dem Revolutionsjahre 1848 bewährte, die Tapferkeit der Truppen über alles Lob erhaben; doch fehlte es dem Heere an denjenigen gebildeten Elementen, welche demselben nur bei allgemeiner und persönlicher Wehrpflicht eigen zu sein pflegen. Der berüchtigte Hofkriegsrat wurde 1848 aufgehoben. Für genanntes Jahr wird die Kriegsstärke des österreichischen Heeres auf 490000 Mann, seine Friedensstärke auf 315000 Mann angegeben.

Der Deutsche Bund war bekanntlich das traurige politische Ergebnis des Wiener Kongresses. Kläglich, unbehilflich, kraft- und machtlos blieb auch bis zu seiner Auflösung die Kriegsverfassung desselben. Wir wissen, wie es in den vergangenen Jahrhunderten damit bestellt war; die Zustände besserten sich zwar, doch nur um ein Geringes, obwohl die größeren Kontingente des Bundesheeres an militärischer Tüchtigkeit zum Teil nichts zu wünschen ließen.

Die oberste Leitung der rein militärischen Angelegenheiten hatte eine sogenannte Militärkommission von sieben Offizieren unter der Leitung von Österreich. Das Heer sollte aus den Kontingenten aller Bundesstaaten zusammengesetzt, der Oberfeldherr nur im Kriege und für dessen Dauer gewählt werden; die Heeresstärke sollte ein Prozent der Bevölkerung, dazu ein halb Prozent als Ersatzkontingent betragen, die Kavallerie ein Siebentel des Ganzen; auf 1000 Mann wurden je zwei Geschütze gerechnet. Das Bundesheer bestand demgemäß aus sieben ungemischten und drei gemischten Armeekorps; von den ersteren formierten Österreich und Preußen je drei, Bayern eins; in den drei gemischten Korps standen die Kontingente aller übrigen kleineren Staaten nebeneinander; dazu noch eine Reservedivision aus den kleinsten, meist nur ein Bataillon starken Kontingenten, welche hauptsächlich zu den Besatzungen der Bundesfestungen Mainz, Luxemburg und Landau bestimmt waren, zu denen dann später noch Ulm und Rastadt kamen. Vielgestaltig, uneinig, ohnmächtig wie der Bund selbst war dieses Bundesheer, mußte es sein. Es gab weder eine Einheit im Oberbefehl, noch in der Bewaffnung, Ausrüstung, Ausbildung dieses Heeres, zu denen 35 souveräne Staaten beizutragen hatten. Die Kontingente Luxemburgs, Nassaus und der Hansestädte standen beispielsweise unter der Führung eines niederländischen Generals; waren doch auch die Könige von Holland und Dänemark in ihrer Eigenschaft als Souveräne von Luxemburg und Holstein Mitglieder des Deutschen Bundes. Unverhohlen stimmten alle Mittelstaaten darin überein, daß man allenfalls für Kriegszeiten eine mäßige Leistung versprechen, doch nimmer im Frieden eine Aufsicht von Bundes wegen ertragen werde. Die Landwehr, welche die meisten Kleinstaaten während des Krieges nach preußischem Muster gebildet hatten, hob man nach dem Frieden überall auf oder man ließ sie verfallen, so daß sie nur zuweilen, wie die bayrischen „Fronleichnamssoldaten", an Festtagen auf einige Stunden zum Vorschein kamen; bald war Preußen der einzige deutsche Staat, der noch eine kriegstüchtige Landwehr besaß! Man muß sich dieser Zustände erinnern, um den Segen der jetzigen Einrichtungen, unsres vortrefflichen „Reichskriegswesens", begreifen zu lernen. „Die gesamte Landmacht des Reiches bildet ein einheitliches Heer, welches in Krieg und Frieden unter dem Befehle des Kaisers steht."

Deutsche Bundestruppen zu Anfang der sechziger Jahre. Zeichnung von A. Beck.

Oldenburger Infanterie. Braunschweiger Husar (Musiker). Hanseatischer Reiter. Offizier und Mannschaft der Braunschweiger Infanterie (Leibregiment). Im Hintergrunde Nassauer Artillerie.

So lautet kurz und bündig Artikel 63 der Reichsverfassung. — Doch — wir wollen den Ereignissen nicht vorgreifen; später mehreres davon.

Die russische Armee erfuhr nach dem Kriege bedeutende Veränderungen. Zur Erhöhung der Wehrkraft wurden nach dem Vorbilde der österreichischen Militärgrenze auch in Rußland Militärkolonien angelegt, zu denen schon frühzeitig unter den Romanows Versuche gemacht worden waren. Sie sollten besonders der Beschaffung einer guten und zahlreichen Kavallerie dienen, die Grenzen schützen, der Beförderung des Ackerbaues dienen und zur Verminderung der Kosten für das stehende Heer beitragen. Der Soldat sollte durch Feldbau zu seinem Unterhalte beitragen, die männliche Bevölkerung aber als Reserve für das Heer genommen werden. Doch nur mit der Ansiedelung der Kosaken ist es geglückt, nicht nur die Grenzen zu schützen im fernen Osten des Reiches, sondern dieselben auch, die anwohnenden Völkerschaften allmählich russifizierend, stetig zu erweitern. Alle Militärkolonien mit Ausnahme dieser sind seit 1857 aufgehoben.

Allgemeine Dienstpflicht hatte die russische Armee so wenig als die österreichische. Die Aushebung, mit welcher Stellvertretung durch Loskauf (400 Rubel) verbunden war, geschah abwechselnd in der östlichen und westlichen Reichshälfte. Die Dienstzeit betrug 25 Jahre, wurde aber 1859 auf 15 herabgesetzt, auch konnte eine Beurlaubung auf längere Zeit stattfinden.

Die Infanterie zerfiel in Garde und Linie, die Kavallerie bestand außer den Gardekürassieren und der leichten Gardereiterei aus Kürassieren, Ulanen, Dragonern, Husaren und Kosaken; die Artillerie aus fahrender, reitender und Fußartillerie. Unteroffiziere, die zwölf Jahre straffrei dienten, wurden damals ohne Schwierigkeiten zum Offiziersexamen zugelassen, und das Unteroffizierkorps bildete sich durch geeignete Individuen, welche die Rekrutierung lieferte, durch Kantonisten (Soldatenkinder) und Freiwillige. Jeder in Rußland geborne Unteroffiziers- oder Soldatensohn ist durch seine Geburt zum Dienst im Heere verpflichtet. Der Staat erzieht auf seine Kosten diese Soldatenkinder. (Im Jahre 1842 gab es schon 36000 solcher Kantonisten, die in eignen Schulen zu ihrem Berufe ausgebildet wurden.) Die meisten derselben bleiben aber bei ihren Eltern; der Staat unterstützt nur ihre militärische Heranbildung. Mit dem 20. Jahre treten diese in die Armee als Gemeine ein. Die Gesamtzahl dieser zweiten Klasse der Kantonisten betrug 1842 die bedeutende Ziffer von 185000 Mann. Diese Kantonisten stehen dem übrigen Volke wie eine besondere Kriegerkaste gegenüber und tragen viel dazu bei, den militärischen Geist im Heere zu pflegen. — Die Großrussen sind gelehrig und haben auch sonsthin gute soldatische Eigenschaften, namentlich eine musterhafte Disziplin. Der großrussische Adel ist im Offizierkorps, in welchem auch zahlreiche Deutsche dienen, stark vertreten. Die Weißrussen sind schwächlicher, die Letten gelten für unzuverlässig. Die Polen sind geborne Reiter. Die Kleinrussen werden ebenfalls meist zur Kavallerie eingestellt; ebenso die Tataren. Der russische Adel, obschon vom Staats- und Armeedienst gesetzlich befreit, ist doch moralisch dazu gezwungen, weil jeder Adlige, der es im Zivildienste oder im Heere nicht bis zu einer gewissen Rangklasse bringt, nie volljährig erklärt wird. — Die

Kosaken, Finnländer, Kaukasier, alle nomadisierenden und sibirischen Nichtrussen, die krimschen Tataren sowie einige Ackerbaukolonien sind von der eigentlichen Rekrutierung frei, jedoch einer Art Milizsystem unterworfen. Ein großer Mißstand blieb es, daß die Einreihung in die Armee als Strafe ausgesprochen werden konnte.

Schweizer Truppen unter Karl X. im Jahre 1830. Zeichnung von A. Beck.
Linie. Garde. Centsuisses.

Was den Russen besonders zu einem tüchtigen Soldaten macht, ist die innige Ideenverbindung von Gott, Zar und dem Vaterland, welche ihm von Jugend auf beigebracht wird. Dadurch wird in ihm eine Leidenschaft erweckt, welche dem türkischen Fanatismus fast gleichkommt. Von Kindesbeinen an gewöhnt zu gehorchen, lernt der Russe sich bald der Disziplin fügen. Das Wort: „Es ist so befohlen!“ wirkt wie ein Zauberspruch, der jede Kritik verstummen macht. Der Gesundheitszustand und dessen Pflege ließen viel zu wünschen übrig.

Die aktive Armee wurde eingeteilt in das Garde- und Grenadierkorps, zwei Reserve-Kavalleriekorps, sechs Armeekorps der Linie, ferner die kaukasische

Armee, endlich die Truppen in Sibirien; dazu Reservetruppen (nur im Kriege gebildet), irreguläre Truppen (acht Kosakenheere, im Kriege mit unbegrenztem Aufgebot, da jeder Kosak zum Dienste verpflichtet ist). Zur Verstärkung der Kriegsmacht diente die Druschina oder Reichswehr. Jedes Korps bestand aus drei Infanterie- und einer Kavalleriedivision, erstere zu zwei Brigaden, deren jede aus zwei (vier Bataillone à 1000 Mann starken) Regimentern zusammengesetzt war. Die Kavalleriedivision zerfiel in zwei Brigaden zu zwei Regimentern zu acht Schwadronen. Außerdem gehörten zu jedem Infanteriekorps 14 Batterien, ein Scharfschützen- und ein Sappeurbataillon. Die Stärke eines russischen Armeekorps war somit 50 Bataillone, 32 Schwadronen, 112 Geschütze oder 60000 Mann. Dies ist, abgesehen von der Geschützzahl, etwa das Doppelte eines preußischen Armeekorps. — Von den Kavalleriekorps, welche übrigens durch Kaiser Nikolaus aufgehoben wurden, verdient besondere Beachtung das Dragonerkorps, welches bis in die fünfziger Jahre bestanden hat; seine Bestimmung war, vermittelst abgesessener Mannschaften auch als Infanterie verwendet zu werden, also Doppelkämpfer, nach Bedarf zu Fuß oder zu Pferde, gleich den Dragonern Ludwigs XIV. Von besonderen Leistungen dieses Korps hat man jedoch niemals etwas gehört. Eine besondere Eigentümlichkeit der russischen Armee ist, daß die Bewaffnung mit Lanzen nicht auf die Kosaken und Ulanen beschränkt war, vielmehr hatte das erste Glied bei den Kürassieren und Dragonern auch solche.

Vortrefflich bespannt und bedient war und ist noch die Artillerie, deren Batterien teils 12, teils 8 Geschütze zählten. Alle Teile mitgerechnet, war die Stärke der regulären aktiven Armee bei Ausbruch des Orientkrieges 564 Bataillone, 490 Schwadronen und 177 Batterien, rund 678000 Mann. Eine gewaltige Macht, fürwahr, und dennoch, wie wir sehen werden, nicht genügend, um die weitläufigen Grenzen des Reiches in anbetracht des Mangels an guten Verbindungswegen und Eisenbahnen in dem großen europäischen Kriege, in welchen Rußland in den fünfziger Jahren verwickelt wurde, mit Erfolg zu verteidigen.

Die französische Armee erhielt 1816 nach der Rückkehr der Bourbonen eine neue Organisation, auch eine königliche Garde wurde wieder errichtet und 1824 die Dienstzeit auf sieben Jahre festgestellt. Louis Philipp, der „Bürgerkönig", hob die Garde 1830 nach der Revolution, welche ihn auf den Thron erhob, auf, dagegen entstanden die besonderen afrikanischen Truppen, welche eine bedeutende Vermehrung erfuhren, als die leichten Regimenter der Linie ihnen einverleibt wurden. Diese afrikanischen Truppen sind entweder Eingeborne der Provinz Algier, Franzosen, oder aber Leute aus aller Herren Länder, welche sich anwerben lassen und in der sogenannten Fremdenlegion dienen. Die Eingebornen dienen entweder in den Regimentern, welche man „Tirailleurs indigènes" (eingeborne Schützen), auch schlechtweg Turkos nennt, oder in den leichten Reiterregimentern, welche Spahis genannt werden. Die Zuavenregimenter, ehemals auch Araber, sind jetzt nur aus Franzosen formiert, welche sich als Freiwillige melden, die zum größeren Teile dem Proletariate der größeren Städte entstammen, oder verwegene kriegslustige Gesellen, welche die

Lust am Abenteuer und die phantastische Uniform reizt; die chasseurs d'Afrique sind eine leichte Kavallerie, Franzosen auf Berberpferden beritten gemacht. Die „Fremdenlegion" endlich macht ein besonderes Regiment aus und steht unter Kommando französischer Offiziere. Außerdem gibt es mehrere Bataillone leichter afrikanischer Infanterie, Zephyrs genannt, welche nur aus mehrfach bestraften und unverbesserlichen Soldaten der ganzen Armee bestehen, also eine „Strafabteilung" darstellen und vorzugsweise zu militärischen Arbeiten, Straßenbauten u. s. w. verwendet werden.

Britisches Militär 1880.

Zuaven und Turkos! Wer kennt sie nicht, diese abenteuerlichen, phantastisch aufgeputzten Gestalten? vor dem Kriege des Jahres 1870 das Schreckgespenst des ruhigen Bürgers, wenn er an die Möglichkeit eines Krieges mit unsern unruhigen westlichen Nachbarn dachte. Seitdem wir sie im erwähnten Jahre massenhaft in unsern deutschen Städten und Festungen gesehen haben, freilich ohne Waffen, wissen wir, daß sie sich von ihren Kameraden der Linie nur durch eins unterschieden haben, ihren auffälligen Mangel an Disziplin. Eine noch so bunte, fremdartige Uniform, dazu ein kahl geschorener Kopf, mögen zwar originell erscheinen, verleihen aber durchaus keinen höheren kriegerischen Wert und vermögen doch nur dem Neuling zu imponieren. Zu den militärischen Neuformationen Ludwig Philipps rechnen noch die chasseurs à pied (Jäger zu Fuß), eine tüchtige Truppe, welche sich, ähnlich unsern Jägerbataillonen,

durch besondere Schießfertigkeit auszeichnete und vorzugsweise in den Gebirgsgegenden rekrutiert wurde.

Die französische Armee unter der Regierung Ludwig Philipps nach 1840 zählte 100 Infanterieregimenter, von denen 25 (leichte) Regimenter drei, die übrigen vier Bataillone zählten; drei Bataillone Zuaven, drei Turko-, zwei Zephyr-, 10 Jägerbataillone, die drei Bataillone starke Fremdenlegion; 60 Kavallerieregimenter, Küraſſiere, Karabiniers, Dragoner, Lanziers, Chaſſeurs zu Pferde, Huſaren und Spahis; 11 Artillerieregimenter mit 189 Batterien und Kompanien, außerdem drei Regimenter Genietruppen und ein Bataillon Pontonniere. In Summa etwa 200000 Mann. — Die Dienſtzeit wurde auf ſieben Jahre feſtgeſetzt, die Stellvertretung blieb in Kraft. Vorübergehend wurde 1848 in Paris eine Mobilgarde von 24 Bataillonen errichtet; doch hat erſt Napoleon III. ſie zu einer dauernden Einrichtung gemacht. Auf dem Papier gab es dann noch eine $1^1/_2$ Millionen Köpfe zählende Nationalgarde, welche beſonders von Ludwig Philipp hoch geſchätzt wurde. Da ihr jede Ausbildung fehlte und ſie nur bei feſtlichen Gelegenheiten ab und zu paradierte, ſo war ſie von ſehr geringer militäriſcher Bedeutung; erſt in neuerer Zeit hat ſie eine ſolche bekommen,

Von den Veränderungen im franzöſiſchen Heerweſen unter Napoleon III. werden wir an geeigneter Stelle noch einiges berichten.

Die engliſche Armee, von den Armeen der Großmächte die kleinſte, iſt von den Neuerungen und Fortſchritten im Heerweſen und der Kriegskunſt verhältnismäßig am wenigſten berührt worden. Englands immer noch mächtige Herrſchaft zur See, von welcher der Beſitz ſeiner zahlreichen Kolonien abhängt, bringt es mit ſich, daß der Kriegsmarine dort von jeher ein größeres Intereſſe gewidmet worden iſt als der Landarmee. Das Parlament überwachte überdies von jeher mit Eiferſucht das ſtehende Heer, ſtets ſelbſtſüchtige Zwecke der Krone fürchtend. Ein jährlich zu erneuernder Parlamentsbeſchluß genehmigt immer aufs neue die Exiſtenz der Armee; falls die Armee nicht bewilligt würde, würde die Armee jeder Verpflichtung enthoben ſein. Welch ein Fundament für die beſtehende Armee einer Großmacht! Dennoch gibt es keine Armee, welche eine wechſelvollere Laufbahn zurückgelegt, wenige, die glänzendere Thaten vollbracht haben als die engliſche, ſeit den Zeiten Cromwells, Marlboroughs, Wellingtons bis auf unſre Tage. Man muß ferner berückſichtigen, daß derſelben die ſchwierige Aufgabe obliegt, die Bevölkerung weitgedehnter Gebiete in den Kolonien Aſiens, Afrikas und Amerikas unter Botmäßigkeit zu halten mit einer Truppenzahl, welche verſchwindend klein erſcheint, wenn man bedenkt, daß die Bevölkerungsziffer der Kolonien die des Mutterlandes um etwa das Zehnfache übertrifft. — Es wurde ſchon erwähnt, daß England auch nach dem Jahre 1815 an ſeinem Werbeſyſtem feſthielt und jetzt noch allein ſteht mit Holland in ſeinem Widerſtande gegen die allgemeine Wehrpflicht. Das Werbeſyſtem bringt es mit ſich, daß nicht die beſten Elemente des Volkes, vielmehr zum Teil deſſen Abſchaum ſich in Reih' und Glied befinden; immer ſchwieriger von Jahr zu Jahr wird die Rekrutierung, dies allein macht ſchon eine Vergrößerung des ſtehenden Heeres zur Unmöglichkeit; ſo fehlt es denn nicht an lauten Stimmen, welche

die allgemeine Wehrpflicht oder wenigstens die Konskription fordern, bisher jedoch vergeblich. Die Nation verschafft sich ihre Soldaten genau in der Weise, wie sich ein Besitzer seine Diener mietet; wie solche werden sie auch entsprechend hoch bezahlt; die geworbenen Leute verpflichten sich zu einer bestimmten Reihe von Dienstjahren, jetzt 12, werden jedoch neuerdings schon nach 6 Jahren zur Reserve entlassen; die Rekruten dürfen nicht unter 18 und nicht über 25 Jahre alt sein.

Die Infanterie der regulären Armee zählt acht Garde- und 140 Linienbataillone. Die Regimenter sind zum Teil nur ein Bataillon stark; die Uniformierung zeigt den scharlachroten Rock, blaue Hosen und leichten Helm, letzterer im heißen Klima aus Kork gefertigt. Die Kaltblütigkeit, die Zähigkeit und Ausdauer der englischen Infanterie ist bekannt; mehr aber als bei einer andern Armee bedarf sie reichlicher und guter Nahrung, an welche sie in den Garnisonen gewöhnt ist. Die Kavallerie, 31 Regimenter, jedes zu vier Eskadrons, ist vortrefflich beritten und gilt für sehr tüchtig. Die Artillerie wird in England als der Stolz des Heeres betrachtet, nicht allein wegen der Vorzüglichkeit ihrer Ausrüstung, sondern auch wegen ihres wissenschaftlichen Geistes. Sie zählte 1878 etwa 200 Batterien mit 1200 Geschützen. Die Gesamtstärke des englischen Heeres zählte zur selben Zeit 136 000 Mann, welche teils in Großbritannien, teils in den europäischen Nebenländern und Kolonien in Garnison stehen und dieselben alljährlich wechseln. Hierzu treten dann noch Kolonialtruppen, gebildet aus Eingebornen, deren Zahl in Indien 140 000 Mann erreicht. Zur Landesverteidigung besteht außerdem noch die Milizreserve; seit 1860 haben sich zahlreiche

Schottische Hochländer.
Infanterist. Pybrock.

Freiwilligenkorps (Volunteers) gebildet, welche jedoch militärisch sehr mangelhaft ausgebildet und für einen Krieg außer Landes ohne alle Bedeutung sind.

Für einen auswärtigen Krieg sind verfügbar etwa 60000 Mann, eine Zahl, welche, im Vergleich zu den gewaltigen Heeresmassen der übrigen Großmächte, sehr bescheiden erscheint. Für die Landesverteidigung sollen 400000 bis 500000 Mann, inkl. Volunteers, aufgebracht werden können.

Vorstehende flüchtige Rundschau über das Heerwesen der Großmächte möge einstweilen genügen; wir haben, gleichwie über das der kleineren Staaten, bei passender Gelegenheit auf das weitere einzugehen. — Es erübrigt noch, über die Offizierkorps, welche wir doch als Geist und Seele des Heereskörpers betrachten müssen, einige Worte zu sagen. Hier stoßen wir, wenn die verschiedenen Armeen an unserm geistigen Auge vorüberziehen, auf die größten Verschiedenheiten. Während des Übergangs zu den modernen Heereseinrichtungen, namentlich im Dreißigjährigen Kriege, unterschieden sich die Führer der geworbenen und nur zeitweis vorhandenen Truppen nur sehr wenig vom gemeinen Manne, der ein bezahlter Mietling war wie sie selbst. Mit der Bildung stehender Heere erkannte man aber sehr bald, in Brandenburg vor allen der „Große Kurfürst", daß von der Leitung der Truppen ihr Geist, ihre Manneszucht, ihre Stärke, schließlich Sieg und Niederlage abhängen. Ehre und Pflichtgefühl, Begeisterung für seinen Stand, Treue, Tapferkeit und Gehorsam sind die Eigenschaften eines tüchtigen Soldaten, vor allem aber die des Offiziers. Sie glaubte man in den Erben des Rittertums vergangener Zeiten, in dem zahlreichen Adel zu finden, welcher sich bald um die Führerstellen im Heere bewarb. So hieß es noch lange in den Landsknechtordnungen: „und solle an diesen vorwichtigen Platz ein adliger junger Herr oder sonst alte, versuchte und erfahrene Kriegsleute gestellt werden." Dieser Grundsatz mochte seine Berechtigung haben, solange eben die Heere durch die Werbung sich ergänzten, welche neben manchem tüchtigen, raufluftigen Gesellen doch auch viel vaterlandsloses Gesindel den Fahnen zuführte. Seitdem aber die Heere die Waffenschule der ganzen Nation geworden, seitdem hoch und niedrig, arm und reich, Bürger, Bauer und Edelmann Schulter an Schulter in Reih' und Glied stehen, mußte man an die Führer des „Volkes in Waffen" weitergehende Anforderungen stellen, durfte sie nicht mehr ausschließlich einem privilegierten Stande entnehmen. Mit einem Worte: das Adelsprädikat an sich durfte nicht mehr ein Anrecht verleihen auf Bewerbung um die Offizierstellen im Heere. Preußen erkannte dies zuerst, als die furchtbare Niederlage von Jena Staat und Heer vernichtet hatte. Wir erwähnten es schon früher, daß fortan vom Offizier, nach den von Scharnhorst aufgestellten Grundsätzen, außer jenen eben genannten soldatischen Eigenschaften, auch ein gewisses Maß allgemeiner und kriegswissenschaftlicher Bildung verlangt wurde, daß das preußische Offizierkorps seit der Reorganisation des Heeres nach dem Tilsiter Frieden sich aus den Gebildeten aller Stände ergänzte. Wir sagen aus den Gebildeten, dies ist wichtig, insofern der Offizierstand die Bestimmung hat, den militärpflichtigen Teil der Bevölkerung kriegerisch auszubilden, sich selbst aber diejenigen Kenntnisse und Fähigkeiten zu erwerben, welche zur Ausführung der vielseitigen

Thätigkeit im Kriege erforderlich sind. Die Offiziere sind jetzt weit wichtigere Hebel der in Bewegung zu setzenden Kräfte geworden, ihr persönliches Beispiel wirkt vielleicht stärker als jemals auf ihre Untergebenen, welche infolge des verbesserten Volksunterrichts auch bessere Beurteiler ihrer Vorgesetzten geworden sind; sie sind vorzugsweise berufen, den militärischen Geist und die Standesehre zu bewahren und zu pflegen. Dies ist nur möglich, wenn die Offizierkorps durchweg aus gleichartig gebildeten, charaktervollen, von den Grundsätzen der Ehre und Pflichterfüllung durchdrungenen Elementen bestehen. Als ein solches Offizierkorps darf man das preußische und nunmehr das ganze deutsche Offizierkorps, dem die Erziehung der gesamten wehrhaften Jugend anvertraut ist, bezeichnen.

Offiziere begrüßen den inspizierenden General.

Nicht übersehen darf man die streng monarchische Gesinnung unsres Offizierkorps, welches allen Parteibestrebungen und der aktiven Teilnahme an den politischen Tagesströmungen völlig fern steht. Wohin das Gegenteil führen muß, lehrt die Geschichte, vor allem die unsrer westlichen Nachbarn und Spaniens; wir werden darauf zurückkommen. — Kein Unwürdiger, an dessen Vorleben ein Makel haftet, wird in die Reihen des deutschen Offizierkorps aufgenommen; davor schützt die von den zukünftigen Standesgenossen des Regiments, bei welchem sich der Aspirant befindet, vollzogene Offizierwahl. Den Segen dieser Einrichtungen haben wir auf den Schlachtfeldern der Neuzeit geerntet. — Wenn

wir nun zwar im Frieden an dem Grundsatze festhalten, daß wissenschaftliche Bildung der Stempel ist, der den Soldaten zum höheren Krieger adelt, vorausgesetzt, daß das geistig Erworbene zu seinem wirklichen Eigentum geworden, so kann doch aber auch der ungelehrte Soldat einen solchen Wert haben, daß der gelehrteste vor ihm den Hut abnehmen muß; denn oft reicht wenig Wissen, doch ein braves Herz und vollkommene Kenntnis des Dienstes hin, um ein brauchbarer Offizier zu sein und seine Untergebenen zum Siege zu führen. Das aber kann sich allein im Kriege erweisen und sagen darum unsre Bestimmungen, daß, wer sich vor dem Feinde auszeichnet, gegeigneten Falls zum Offizier vorgeschlagen werden kann, ohne Rücksicht darauf, ob er die sonst verlangte wissenschaftliche Bildung besitzt oder seiner Anciennetät nach zur Beförderung an der Reihe ist, denn — Kriegergeist ist die erste Eigenschaft des Soldaten, Charakterstärke und Männlichkeit sein höchster Wert, dann erst mag die Schulweisheit an die Reihe kommen.

Bei der hohen Bedeutung eines Offizierkorps mit denjenigen Eigenschaften, welche wir eben in kurzen Worten darzulegen versuchten, hat das Militärbildungswesen, welches man in den meisten Armeen des vorigen Jahrhunderts kaum dem Wesen und Namen nach kannte, einen besonderen Aufschwung genommen. Kadettenkorps, Kriegsschulen, Kriegsakademien, Artillerie- und Ingenieurschulen sorgen für die Heranbildung und Fortbildung unsres Offizierkorps; der Generalstab, als vorzugsweiser Träger der militärischen Intelligenz, hat eine wesentliche Vermehrung und Förderung erfahren; seine Aufgabe ist es, den Krieg zum Hauptgegenstande des Studiums zu machen, denn eine Bildung für den Krieg muß vernünftigerweise den Krieg selbst ins Auge fassen. Den Krieg mit allen in ihm wirkenden Kräften zu studieren, ist aber Sache jedes Offiziers, weil niemand wissen kann, wann der Tag kommt, an dem er das ganze Rüstzeug seines Wissens dem Vaterlande und sich selbst zum Nutzen wird gebrauchen können.

Wie Preußen der einzige Staat war, welcher sich für die allgemeine Wehrpflicht entschied, so blieb er auch lange Zeit der einzige, welcher sich ein Offizierkorps bildete, das in allen seinen Teilen auf der Höhe aller militärischen und auch gesellschaftlichen Anforderungen stand.

Das Offizierkorps der österreichischen Armee bestand lange Zeit, bis zu dem unglücklichen Kriege von 1866, aus zwei verschiedenen Elementen, solchen, welche aus dem Unteroffizierstande hervorgingen, und solchen, welche, den besten Familien angehörend, als „Kadetten" eintraten, und als solche aus den Kadettenkorps der Armee überwiesen wurden. Trotz der Verschiedenheit der Bildung und gesellschaftlichen Stellung herrschte doch ein kameradschaftlicher Geist in dem österreichischen Offizierkorps, welcher in dem traulichen brüderlichen „Du" aller Offiziere gleichen Ranges seinen Ausdruck fand. Auf die klar liegenden Mängel der Ungleichartigkeit des Offizierkorps wollen wir nicht weiter eingehen, sondern nur erwähnen, daß die jetzige Ergänzungsweise der des deutschen Offizierkorps nahezu gleich ist. — Das russische Offizierkorps zerfiel bis zum orientalischen Kriege in drei wesentlich verschiedene Kategorien, in die Armeeoffiziere, dem niederen Adel und den Beamtenklassen entstammend; die Gardeoffiziere, welche dem hohen Adel angehörten und einen um mehrere

Grade höheren Rang bekleideten als ihre Kameraden von der Linie; endlich die Ausländer. Letztere, hauptsächlich Deutsche, waren die Blüte des Offizierkorps, aber bei den Russen meist sehr verhaßt. In neuerer Zeit, seit der im Jahre 1874 erfolgten Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, hat sich hierin vieles geändert und gebessert; von der Beförderung der Unteroffiziere zu Offizieren war schon zuvor die Rede. — Das französische Offizierkorps ergänzte sich, wie noch heute, teils aus den Militärschulen, teils aus den Unteroffizieren.

Französischer Marschall und Artillerie aus dem Jahre 1845.

Man hielt an dem Ausspruche Napoleons I. fest, „daß jeder Soldat den Marschallstab in der Patrontasche trage", daß also auch jeder berechtigt sei, die erstrebten Offiziersepauletten zu erwerben. Die Militärschulen lieferten höchstens ein Drittel des erforderlichen Offiziersatzes; sie vorzugsweise avancierten, da sie eine gute militärische Bildung mitbrachten, zu den höheren Führerstellen im Heere. Der Beispiele, daß Soldaten „von der Pike auf" sich bis zu den höchsten Stellen emporgeschwungen hätten, sind sehr wenige. Die sogenannten „troupiers" kamen meist nicht über die Hauptmannscharge hinaus.

So gab es und gibt es noch zwei Klassen von Offizieren, welche nicht immer in bestem Einvernehmen leben. Bei der sozialen Gleichstellung vieler Offiziere mit ihren Untergebenen leidet auch naturgemäß das Gefühl der Unterordnung, die Disziplin. Sie versagte ganz den Dienst, wie Augenzeugen wissen, als im letzten Kriege durch die Kapitulationen die letzten Bande des Gehorsams zerrissen wurden. Französische Offiziere in der Gefangenschaft mußten nicht selten den Schutz deutscher Soldaten gegen die eignen Untergebenen in Anspruch nehmen. — Von der geachteten gesellschaftlichen Stellung, welche der deutsche Offizier von jeher eingenommen hat, kann in Frankreich, trotzdem sich auch dort neuerdings manches geändert hat, keine Rede sein.

Das englische Offizierkorps ist ein durchaus eigenartiges. Während der englische Soldat, wie schon erwähnt wurde, den niedersten Schichten der Bevölkerung entsprossen ist, gehört das Offizierkorps ebenso ausschließlich den besten Familien an, gleichzeitig auch den materiell gut situierten; letzteres ist eine Notwendigkeit, da der englische Offizier gewöhnt ist, nicht nur ein vornehmes, sondern zum Teil sogar luxuriöses Leben zu führen. Bis zum Jahre 1871 waren die Offizierstellen im Heere käuflich, ebenfalls konnte eine Beförderung nur gegen Bezahlung einer bestimmten Summe Geldes, unter Beobachtung feststehender Regeln, erlangt werden. Über den Oberstleutnantsgrad hinaus erfolgte sie jedoch nach dem Dienstalter. Der englische Offizier ist das, was man dort einen „gentleman“ nennt; als solcher lebt er, die Details des Dienstes überläßt er gern den sogenannten „Drillsergeanten“; außer Dienst wird er niemals Uniform tragen, da ist er eben nur der „gentleman“. Ritterlich ist der Ton im englischen Offizierkorps, sein Verhalten vor dem Feinde ein musterhaftes stets gewesen; hier ist der englische Offizier in wahrem Sinne des Worts ein leuchtendes Beispiel seiner Untergebenen, von denen ihn gleichwohl eine tiefe gesellschaftliche Kluft trennt. Aber lange Zeit war vor allem die wissenschaftliche Erziehung und Bildung des englischen Offiziers sehr vernachlässigt; erst in neuerer Zeit ist hierin eine Besserung eingetreten. Der Stellenkauf ist abgeschafft, strenge Prüfungen bilden die Bedingung zur Beförderung. Das Beispiel des preußischen Heeres hat auch hier gewirkt. — Die Offiziere eines Regiments leben wie in einer Familie; alle Unverheirateten wohnen in den Kasernen, essen gemeinschaftlich; dienstliche Unterordnung wird hier der geselligen Ungebundenheit geopfert; unbegrenzte Gastfreiheit herrscht. Jeder Offizier hat einiges Vermögen; das Gehalt ist hoch, doch deckt es nur einen Teil der unvermeidlichen Ausgaben. — In neuerer Zeit, infolge der vielen Feldzüge und der durch sie verursachten Verluste, sind übrigens auch Beförderungen von Unteroffizieren zu Offizieren nicht selten vorgekommen.

Wir haben verhältnismäßig lange bei der Charakteristik des Offizierkorps verweilt; allein bei der Wichtigkeit desselben für den Kriegerstand darf dies nicht befremden. Am Offizier ist es, alle Eigenschaften desselben festzuhalten, namentlich in den bequemen Gewohnheiten des Friedens, sie auf seine Untergebenen zu verpflanzen nach allen Kräften, damit der echte Kriegergeist nicht aussterbe in unserm Heere, und auch der jüngste Musketier wisse, wie ihm das Herz schlagen soll, wenn die Trommeln einst wiederum zum Ernste schlagen werden!

Erstes Auftreten der neu organisierten großherrlichen Artillerie.

## 2. Kriegerische Verwickelungen in der Türkei. — Der griechische Befreiungskrieg.

Während die Kriege der napoleonischen Zeit alle europäischen Mächte mehr oder weniger in Mitleidenschaft zogen und die Geschicke des Weltteils schließlich in gewaltigen Schlachten, an denen Hunderttausende von Kriegern aller Nationalitäten beteiligt waren, entschieden wurden, sind die Kriege des Zeitalters vom Sturze Napoleons bis zur Wiedererrichtung des französischen Kaiserreichs wesentlich lokaler Natur; es sind einerseits Kämpfe unterdrückter Nationalitäten um ihre Unabhängigkeit, anderseits Kämpfe revolutionären Ursprungs, endlich Eroberungs- und Kolonialkriege der Russen, Franzosen und Engländer in außereuropäischen Ländern. Kriege der Großmächte untereinander haben wir in dem genannten Zeitraum nicht zu verzeichnen.

Das im Jahre 1815 erloschene Kriegsfeuer loderte, kaum fünf Jahre nach dem zweiten Pariser Frieden, von neuem auf und zwar auf der in der vergangenen Periode sehr wenig von den kriegerischen Ereignissen betroffenen Balkanhalbinsel. Seit Eroberung von Konstantinopel im Jahre 1453 schmachtete das ehemals so hoch stehende, ja zeitweis die Welt beherrschende Volk der Griechen in völliger drückender Unterwürfigkeit unter der Herrschaft der Türken.

Freilich waren es die alten Griechen nicht mehr, sondern nur entartete, stark mit slawischen Elementen vermischte Nachkommen der Hellenen. Intelligenz, Unternehmungsgeist und vor allem eine Vaterlandsliebe und ein Opfermut, wie sie nur wenigen Völkern zu eigen, zeichnen aber das Griechenvolk unsres Jahrhunderts, trotz mancher andrer Charakterfehler, noch immer aus. Diese Eigenschaften haben nach langen erbitterten Kämpfen, welche wir wenigstens in allgemeinen Umrissen zu schildern haben, zur Befreiung Griechenlands vom türkischen Joche geführt, ein Nachspiel der großartigen Befreiungskriege Europas vom nicht minder drückenden Joche der französischen Gewaltherrschaft. — Das Griechenvolk unter Herrschaft des Halbmondes vereinigte in sich die größten Gegensätze. In dem gebirgigen, schwer zugänglichen Teile des Landes wohnten die sogenannten Klephthen, christliche Krieger, welche trotz der Türkenherrschaft ihre Unabhängigkeit mit den Waffen in der Hand zu bewahren gewußt hatten; ihre Kämpfe bestanden hauptsächlich in Raubzügen; alles, was dem Feinde Abbruch an Gut und Leben that, wurde von der Volkssitte gut geheißen, es galt für gerechte Verteidigung des Glaubens und Vaterlandes. In den Ebenen des Landes lebten geduldige, von den Paschas ausgesaugte Bauern, auf den Inseln und an den Küsten kühne Seeleute, in den Städten schlaue, reich gewordene Kaufleute; sie alle einte die ihnen gemeinsame griechisch-katholische Religion, deren Priester sich allezeit als eifrige Glaubenskämpfer erwiesen haben und den Gedanken wach erhielten, daß der Halbmond über kurz oder lang wiederum dem Kreuze weichen müsse. Nicht wenig trugen hierzu die innigen Beziehungen zu dem glaubensverwandten Rußland bei; schon Katharina II. hatte einen Aufstand der Griechen im Jahre 1770 mit russischen Truppen unterstützt.

Die Ereignisse der französischen Revolution gaben den Befreiungsideen neue Nahrung; ein politischer Geheimbund, genannt die Hetärie, hatte sich schon im Jahre 1814 gebildet; an seine Spitze trat 1820 auf Zureden des russischen Ministers Kapodistrias der Fürst Alexander Ypsilanti, ein in russischen Kriegsdiensten stehender moldauischer Edelmann, Sohn des im Jahre 1805 von den Türken hingerichteten Hospodars der Moldau. Den Anstoß zur Erhebung gab das kriegerische Zerwürfnis der Pforte mit Ali Pascha von Janina, welcher gleich Mehemed Ali von Ägypten sich vom Sultan losreißen wollte. Ypsilanti überschritt, obwohl von umsichtigen Freunden gewarnt, am 6. März 1821 den Pruth und rief von Jassy aus die Griechen zum Freiheitskampfe auf. Rasch bildete er sich ein kleines Heer, dessen Kerntruppe sich die heilige Schar nannte. Aber die ungeübten Truppen wurden von weit überlegener türkischer Heeresmacht bei Dragaschan am 19. Juni nach heldenhafter Verteidigung vernichtet oder gänzlich zersprengt. Auf der Halbinsel Morea war gleichzeitig der Aufstand ausgebrochen; hier wurden die schwachen türkischen Garnisonen in die Festungen zurückgeworfen, welche, obwohl es den Griechen an dem notwendigsten Belagerungsmaterial, nämlich der Artillerie, fehlte, dennoch belagert wurden. Tripolitza wurde von einem 10000 Mann starken griechischen Heere am 5. Oktober 1821 erstürmt und in einen Schutthaufen verwandelt. Mit welcher grauenerregenden Erbitterung hier gekämpft wurde, beweist die Thatsache, daß die gesamte türkische Besatzung, samt Frauen und Kindern, von den Siegern

niedergemacht wurden. Volks- und Glaubenskriege pflegen von Unmenschlichkeiten dieser Art, dies lehrt die Geschichte, stets begleitet zu werden.

Szene aus dem griechischen Freiheitskriege.

Die bald darauf zusammentretende Nationalversammlung der Griechen setzte eine Verfassung fest und bestimmte das blauweiße Banner zum Nationalbanner. Furchtbar war die Rache, welche die Türken allerorten an den Griechen im weiten Gebiete des Reiches nahmen. Der Patriarch von Konstantinopel,

das Oberhaupt der griechischen Kirche, ward nebst sechs andern Geistlichen nach der Ostermesse am Thore der Patriarchenkirche aufgehängt; Ähnliches geschah an andern Orten. Massenhaft mußten die griechischen Familien, wenn sie nicht eines gewaltsamen Todes sterben wollten, in die Verbannung wandern. Schauderhaft besonders waren die auf der blühenden Insel Chios verübten Greuel; Kapudan Pascha verwandelte sie in eine Wüste; 23000 Christen wurden ermordet, 47000 als Sklaven verkauft, nur 5000 entkamen. Die Rache ließ nicht lange auf sich warten. Die Griechen hatten zwar keine Flotte, aber um so kühnere Seeleute; mit ihren kleinen, ungenügend bewaffneten Handelsschiffen, welche besonders den Inseln Hydra, Spezzia und Ipsara entstammten, griffen sie die 22 große Kriegsschiffe zählende Flotte des Kapudan Pascha mutvoll an. Ihr Führer Kanaris, einer der gefeiertsten Seehelden des griechischen Befreiungskampfes, bediente sich einer besonders gefährlichen Waffe, der Branderschiffe. Mit einem solchen gelang es ihm, in der Nacht vom 18. zum 19. Juni mitten in der türkischen Flotte bei Chios das Admiralschiff der Türken in die Luft zu sprengen und sodann die ganze Flotte zu zerstreuen. Am 10. November zerstörte er das Vizeadmiralschiff der bei Tenedos ankernden Flotte Mehmed Paschas. Aufs äußerste gereizt, zerstörten die Türken Psara, Kanaris Heimat. Seine Antwort darauf erteilte er, indem er bei Samos drei große türkische Schiffe vernichtete, wobei 2000 Türken zu Grunde gingen. — Die Tapferkeit, mit welcher die Griechen bisher gefochten hatten, erregte die Sympathie ganz Europas; überall bildeten sich „Vereine der Philhellenen", um Geldmittel und Truppen zu sammeln für den Kampf der Kultur und des Christentums gegen türkische Barbarei. Auch der aus den deutschen Befreiungskriegen bekannte württembergische General Normann führte eine Schar Philhellenen heran; Lord Byron, der geniale englische Dichter, widmete seine Thatkraft und sein Vermögen ebenfalls der griechischen Sache, aber Klima und Anstrengung gaben ihm bald den Tod.

Grauenvoll waren die auf beiden Seiten verübten Greuelthaten in diesem neun Jahre währenden Kriege. Gefangene griechische Priester wurden gefoltert, indem man ihnen glühende Ladestöcke in den Leib stieß; dagegen rösteten die Griechen die Türken lebendig; nicht ein Krieg war es mehr, nein, ein erbarmungsloses Würgen, bei dem weder Alter noch Geschlecht geschont wurde. Aber mit ungeschwächtem Mute fochten die Griechen weiter, nicht minder erbittert die Türken, denn der Sultan hatte die Religion des Propheten für bedroht erklärt, also den Glaubenskrieg gepredigt.

Im zweiten Kriegsjahre errangen die Türken durch Verrat in der Schlacht bei Peta einen glänzenden Sieg, bei welcher Gelegenheit die „Philhellenen" meist vernichtet wurden; glücklicher fochten die griechischen Waffen in Ost-Hellas; das dort eingerückte 30000 Mann starke Türkenheer wurde durch Demetrius Ypsilanti, den Bruder Alexander Ypsilantis, in den Engpässen der Derberen vernichtet, Nauplia den Türken entrissen.

Das Jahr 1823 ist ein beklagenswertes im Kampfe der Griechen um ihre Freiheit; Parteiwesen und Sorglosigkeit, die Nationalfehler der Griechen, traten in den Vordergrund; die inneren Zwistigkeiten führten sogar zum Bürgerkriege, während der Kampf gegen die Türken seinen Fortgang nahm.

Der Fall von Missolunghi. Zeichnung von L. Burger.

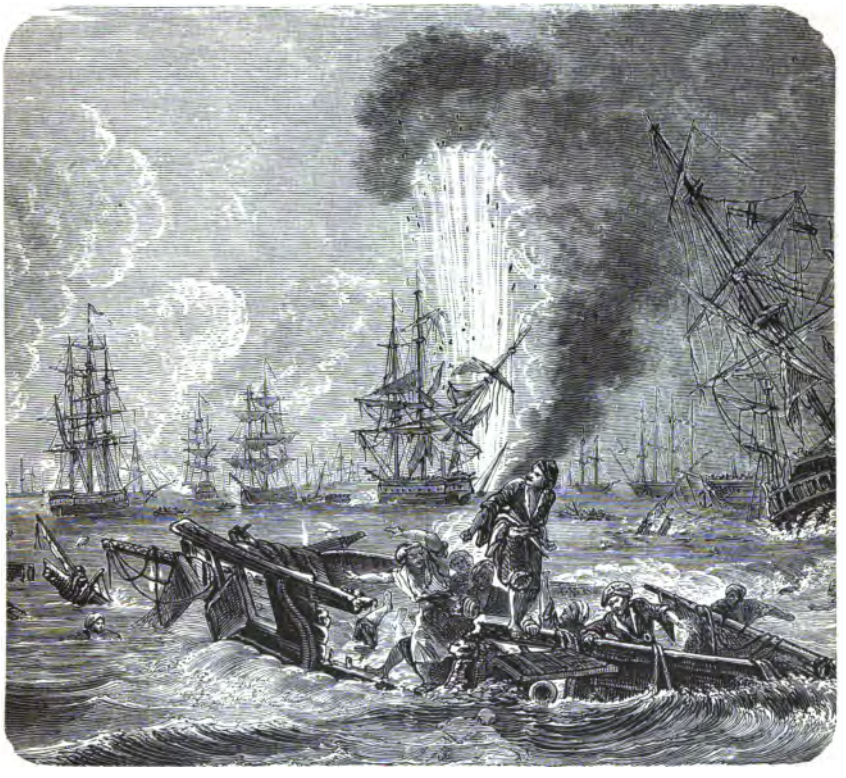
An Zügen heldenhafter Aufopferung fehlte es nicht; ein solches Beispiel gab Markos Bozzaris, einer der hervorragendsten Führer im griechischen Befreiungskampfe. Mit 350 Sulioten überfiel er 4000 Türken, welche im Anmarsch gegen die Festung Missolunghi waren, in der Nacht zum 20. August 1823 und brachte denselben eine furchtbare Niederlage bei; an der Spitze seiner Sulioten fiel er. Aus dem folgenden Kriegsjahre heben wir nur die verzweifelte Verteidigung von Psara hervor. 600 Makedonier hatten sich bei dieser Gelegenheit mit Weib und Kindern in ein festes Kloster gerettet. Zwei Drittel der Besatzung waren schon bei den wiederholten Stürmen der Türken geblieben; als der letzte Sturm erfolgte, da sprengten die Überlebenden sich und die Feinde in die Luft.

Im Jahre 1824 gelang es aber der Pforte, einen mächtigen Bundesgenossen zu gewinnen in der Person Mehemed Alis, des Vizekönigs von Ägypten, welcher auf den Trümmern der Mameluckenherrschaft daselbst einen Staat und eine Kriegsmacht nach europäischem Muster gebildet hatte. Der Sultan gewann ihn durch das Versprechen, ihm Kreta und Morea abtreten zu wollen. Die Unterwerfung Kretas gelang. Aber die 54 Kriegsschiffe und 400 Transportschiffe zählende Flotte, welche Alexandria im Juli 1824 verließ, wurde wiederholt von den griechischen Admiralen mit höchster Kühnheit überfallen. Im Februar 1825 landete bei Koron Ibrahim Pascha dennoch mit 12000 Mann vorzüglich geschulter Truppen, den türkischen weit überlegen, aber auch an Grausamkeit. In schnellem Siegeszuge eroberte und verwüstete er Morea und schritt sodann zur Belagerung von Missolunghi, welches bislang Reschid Pascha von der Land- und Seeseite vergeblich belagert hatte. Erst im April 1826 fiel die Festung, nicht durch das Schwert, sondern durch den Hunger, einen weit schlimmeren Feind, bezwungen. Gegen 5000 Griechen kamen dabei um, 3000 Frauen und Kinder wurden in die Gefangenschaft geschleppt.

In diese Zeit fällt ein Ereignis, welches in der Heeresgeschichte aller Zeiten geradezu beispiellos ist, nämlich die Vernichtung der Kerntruppen des Sultans, der berühmten Janitscharen. Sultan Mahmud hatte, durch die Erfolge, welche Mehemed Alis Armee in Griechenland errang, erkannt, daß die unruhigen, anspruchsvollen Janitscharen keine zeitgemäße Truppe mehr genannt werden durften, und daß überhaupt das gesamte osmanische Heer dringend einer Umwandlung nach europäischer Art bedürfe. Er befahl, daß die Kinder der Janitscharen von nun an in europäischer Taktik unterrichtet werden sollten. Diese Maßregel brachte die Janitscharen in die größte Aufregung. Sie versammelten sich, an 30000 Mann, und verweigerten den Gehorsam. Der Sultan ließ sie durch 50000 Seesoldaten und Freiwillige angreifen und sprach ihre Vernichtung aus. Kartätschenfeuer sprengte sie auseinander; der Teil, welcher in die Kasernen flüchtete, ging in den Flammen zu Grunde. Es folgte nun ein erbarmungsloses Hinwürgen; 20000 Janitscharen sollen hingerichtet und auf andre gewaltsame Weise ums Leben gekommen sein. So endeten die ehemals so gefürchteten Janitscharen!

Die griechische Sache schien nach den Siegen Ibrahim Paschas verloren; in dieser Not nahmen England, Frankreich und Rußland sich derselben an, endlich!

Englische Offiziere übernahmen nach dem Falle von Missolunghi den Oberbefehl über das Landheer. Eine verbündete englisch-russisch-französische Flotte erschien in den griechischen Gewässern; der englische Admiral Codrington, ein hervorragend tüchtiger Seemann, übernahm den Oberbefehl über dieselbe, zusammen 26 Schiffe mit 1270 Geschützen. Die türkisch-ägyptische Flotte unter dem Kapudan Bei, 82 Schiffe mit 2000 Geschützen, lag im Hafen von Navarin.



Vernichtung der türkischen Flotte bei Navarin.

Trotz der Mahnungen der Admirale hatte Ibrahim den Verwüstungskrieg in Morea fortgesetzt; nun beschlossen erstere, das Auslaufen der türkischen Flotte mit Gewalt zu hindern. Der türkische Admiral protestierte, Codrington wies ihn kurz ab. Bei der großen Überlegenheit der Verbündeten an schweren Kalibern konnte der Ausgang eines ganz vor Anker geführten Kampfes nicht zweifelhaft sein. Es begann einer der furchtbarsten Vernichtungskämpfe, welche die Kriegsgeschichte kennt. In Zeit von $2^1/_2$ Stunden wurden 55 Schiffe der türkisch-ägyptischen Flotte in die Luft gesprengt, 6000 Mann kamen dabei um: so geschehen am 13. Oktober 1827.

Bald sollten die Griechen die Folgen dieses bedeutenden Ereignisses inne werden. Rußland erklärte nun in aller Form den Krieg, 14000 Franzosen landeten im August 1828 in Morea, auch die griechischen Waffen waren in Rumelien siegreich.

Im Frieden von Adrianopel am 14. September 1829 wurde die Unabhängigkeit Griechenlands festgestellt, zwei Jahre später die Krone dem Prinzen Otto von Bayern angeboten.

Über den russisch-türkischen Krieg der Jahre 1828 und 1829 werden wir im nächsten Kapitel zu berichten haben.

**Krieg der Türkei gegen Ägypten.** Der neunjährige Krieg der Griechen gegen die Türken hatte in den folgenden Jahren aber noch ein für die letzteren und ihre Bundesgenossen, die Ägypter, verhängnisvolles, blutiges Nachspiel, dessen wir hier in Kürze gedenken müssen. Als nach dem Frieden zu Adrianopel Mehemed Ali Syrien zur Vormauer des neuen ägyptischen Reiches machen wollte, erhielt Ibrahim Pascha den Auftrag, diese Aufgabe mit dem Schwerte zu lösen. Mit dem von ihm nach französischem Muster gebildeten Heere eroberte er Palästina, nahm am 27. Mai 1832 St. Jean d'Acre, welches 1799 Napoleon vergeblich belagert hatte, mit Sturm, nachdem er zuvor eine türkische Ersatzarmee geschlagen hatte. Nun bemächtigte er sich mit reißender Schnelligkeit Syriens. Das Eingreifen der Russen, nunmehr die Alliierten der Türken, bereitete seinem Siegeslaufe im Jahre 1833 freilich ein Ende, aber im Jahre 1839 entbrannte ein neuer Krieg, in welchem die Türken in der Schlacht bei Nisib, den 24. Juni, bis zur Vernichtung geschlagen wurden. Wiederum lag Ibrahim der Weg nach Konstantinopel offen, allein die Einmischung der Großmächte und die Wegnahme aller syrischen Küstenstädte durch eine englisch-österreichische Flotte im Sommer 1840 sowie der Aufstand der Gebirgsvölker zwangen ihn zum Rückzuge. Dieser Rückzug, seine größte militärische That, begann im Dezember 1840 in Damaskus und führte ihn, in fünf Kolonnen, mitten durch die Wüste, in Zeit von vier Wochen bis nach Gaza, wo er nach unsäglichen Mühen und Verlusten, aber noch immer schlagfertig, einzog.

Für uns hat dieser Feldzug in Kleinasien einen ganz besonderen Wert, weil sich in demselben unser greiser Marschall Moltke seine Sporen erwarb. Schon im Jahre 1836 nach der Türkei geschickt, zur Instruktion und Organisation der dortigen Truppen, wohnte er, damals noch Hauptmann im Generalstabe, den Gefechten gegen die Kurden bei, sodann der Schlacht bei Nisib. Hätte man seine Ratschläge befolgt, so wäre die Schlacht nicht verloren worden. Sein Verhalten in derselben trug ihm von seiten seines Königs die schönste militärische Auszeichnung, den Orden pour le mérite, ein, von seiten des Sultans den Nischan-Ifteschar-Orden mit Brillanten, später dann noch einen türkischen Ehrensäbel. In seinen „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei" gibt der sieggekrönte Feldherr eine sehr fesselnde Schilderung seines Aufenthalts in der Türkei und dieses Krieges.

Russische Infanterie im Kampfe mit polnischen Sensenmännern.

## 3. Kriege Rußlands
### bis zum Beginn des orientalischen Krieges.

Wir haben im vorigen Kapitel das seltsamerweise ohne Kriegserklärung erfolgte Eingreifen der Großmächte, unter andern Rußlands, in den griechischen Befreiungskampf kurz erwähnt. Das um seinen Handel besorgte England nahm jedoch von weiteren Feindseligkeiten Abstand; hierdurch ermutigt, weigerte sich die Türkei, Griechenland freizugeben; die Antwort hierauf war Rußlands Kriegserklärung am 28. April 1828.

Es möge uns verstattet sein, einige Worte über das türkische Heerwesen, von dem im ersten Teile dieses Werkes öfter die Rede war, hier einzuflechten. Der türkische Soldat, besonders die Infanterie, eignet sich vortrefflich für den Kampf in zerstreuter Ordnung, im durchschnittenen Terrain, vor allem aber in verschanzten Stellungen, weniger, im Gegensatze zur russischen Infanterie, für das Gefecht in geschlossener Ordnung und auf freiem Felde.

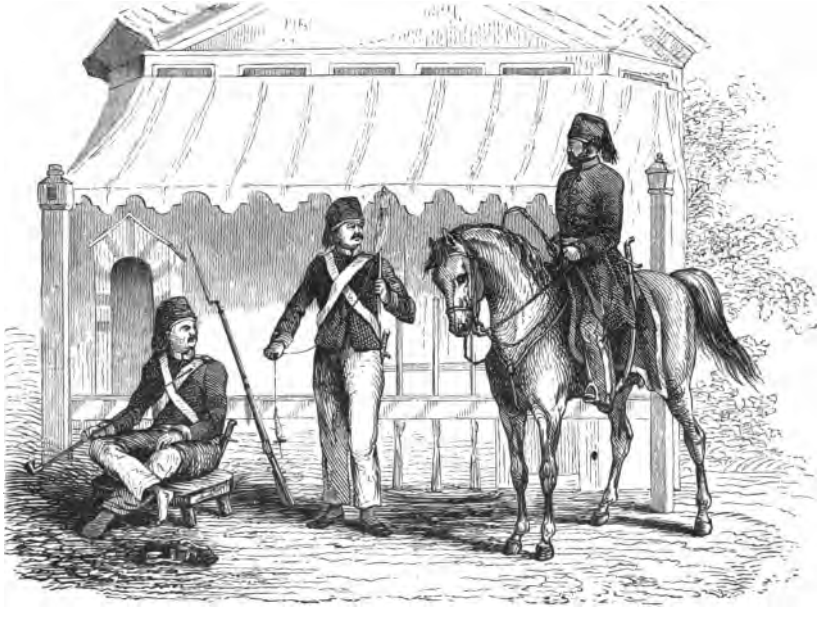
Die Elite der türkischen Infanterie waren und sind noch die Albanesen, auch Arnauten genannt; diese abgehärteten Bergvölker, Stammesgenossen der gefürchteten Montenegriner, besitzen eine große Fertigkeit im Schießen und in der Benutzung des Terrains, unwiderstehlich ist ihr stürmischer, mit gellendem „Allah"-Geschrei ausgeführter Anlauf mit dem breiten, haarscharf geschliffenen Handschar in der nervigen Faust. — Die türkische Kavallerie besaß den Ruf, tüchtig zu Pferde zu sein, namentlich im schwierigen Terrain und bei Überraschungen sich zu bewähren, hier den Kosaken sogar überlegen, und geschickt zu sein im Kampfe zu Fuße; es fehlte ihr jedoch an Disziplin und Ordnung. Die Artillerie war in bezug auf Schießfertigkeit und Beweglichkeit der russischen entschieden nachstehend. Der Krieg gegen Rußland traf die Türkei, nach Niedermetzelung der Janitscharen, in einer gänzlichen Umbildung des Heerwesens, die sich als sehr nachteilig erwies. Die Hauptverteidigungslinie der Türkei gegen Rußland war die Donau, mit ihren zahlreichen, freilich meist arg verfallenen Festungen, deren bedeutendste Silistria. Eine zweite Verteidigungslinie bildet der Balkan, mit den zum Schutze desselben gebauten Festungen Schumla und Varna, letztere am Schwarzen Meere. Um die Bewältigung dieser Linien mit ihren Festungen handelte es sich denn auch in diesem Kriege, während gleichzeitig in Kleinasien gekämpft wurde. Wir müssen die sich dort vollziehenden Ereignisse unbeachtet lassen und geben nur in großen Umrissen jene auf dem europäischen Kriegsschauplatze.

Die russische Armee, unter Befehl des Feldmarschalls Grafen Wittgenstein, zählte etwa 100000 Mann, die türkische mag im ganzen 180000 betragen haben, von denen, nach Abzug der Truppen in Asien und der in Thessalien gegen die Griechen kämpfenden Heeresteile, an der Donau nur etwa 80000 Mann verfügbar waren, hiervon steckten 30000 als Besatzung in den Festungen.

Das erste Unternehmen der Russen nach Überschreitung des Grenzflusses, des Pruth, war die Belagerung des gut verteidigten Braila, welches sich zwei Monate hielt. Mit äußerster Hartnäckigkeit wurde das wichtige Silistria verteidigt, welches sich vier Monate, bis zum Schlusse des Feldzugs 1828, hielt. Die Russen vermochten, obgleich sie über 100 Geschütze teils in den Batterien, teils auf der Donauflottille verwendeten, die nur 7000 Mann starke Besatzung unter Achmed Pascha nicht zu überwältigen. Hierzu kam, daß die russischen Truppen durch Mangel und Krankheiten arg geschwächt wurden. Glücklicher waren die Russen bei der Belagerung von Varna, welches, nachdem mehrere Stürme gescheitert waren, am 10. Oktober kapitulierte. Bei den Angriffsarbeiten kam es zu einer ausgedehnten Anwendung von Minen, durch welche in der That mehrere gangbare Breschen in den Umfassungsmauern der Bastione hergestellt wurden. — Schlechtes Wetter setzte schon im Oktober den Operationen in diesem Feldzuge ein Ende; mit unzureichenden Mitteln unternommen und überdies zu spät im Jahre begonnen, konnte er nur ein geringes Resultat liefern. Die Verluste an Mannschaft und Material waren für die Russen größer als für die Türken.

Während der Winterpause wurden die beiderseitigen Armeen wieder ergänzt und in schlagfertigen Zustand gesetzt. Das russische Oberkommando übernahm

Feldmarschall Diebitsch (beiläufig deutscher Abkunft und im preußischen Kadettenkorps erzogen); die Leitung des türkischen Heeres übernahm der Großwesir Reschid Mehmet Pascha. Der Feldzug 1829 begann mit der Überschreitung der Donau und Wiederaufnahme der Belagerung von Silistria. Die Türken hatten 13000 Mann als Besatzung in demselben, denen noch 8000 bewaffnete Bürger zur Seite standen. Auch hier spielte der Minenkrieg eine große Rolle, doch wagten die Russen, da das Belagerungskorps zu schwach war, nicht den Sturm der gangbaren Bresche. Eine türkische Entsatzarmee von 40000 Mann wurde aber von Diebitsch mit etwa 28000 Mann am 11. Juni bei Kulewatscha entscheidend geschlagen; drei Wochen später mußte sich infolgedessen auch die hartnäckig verteidigte Festung Silistria ergeben.



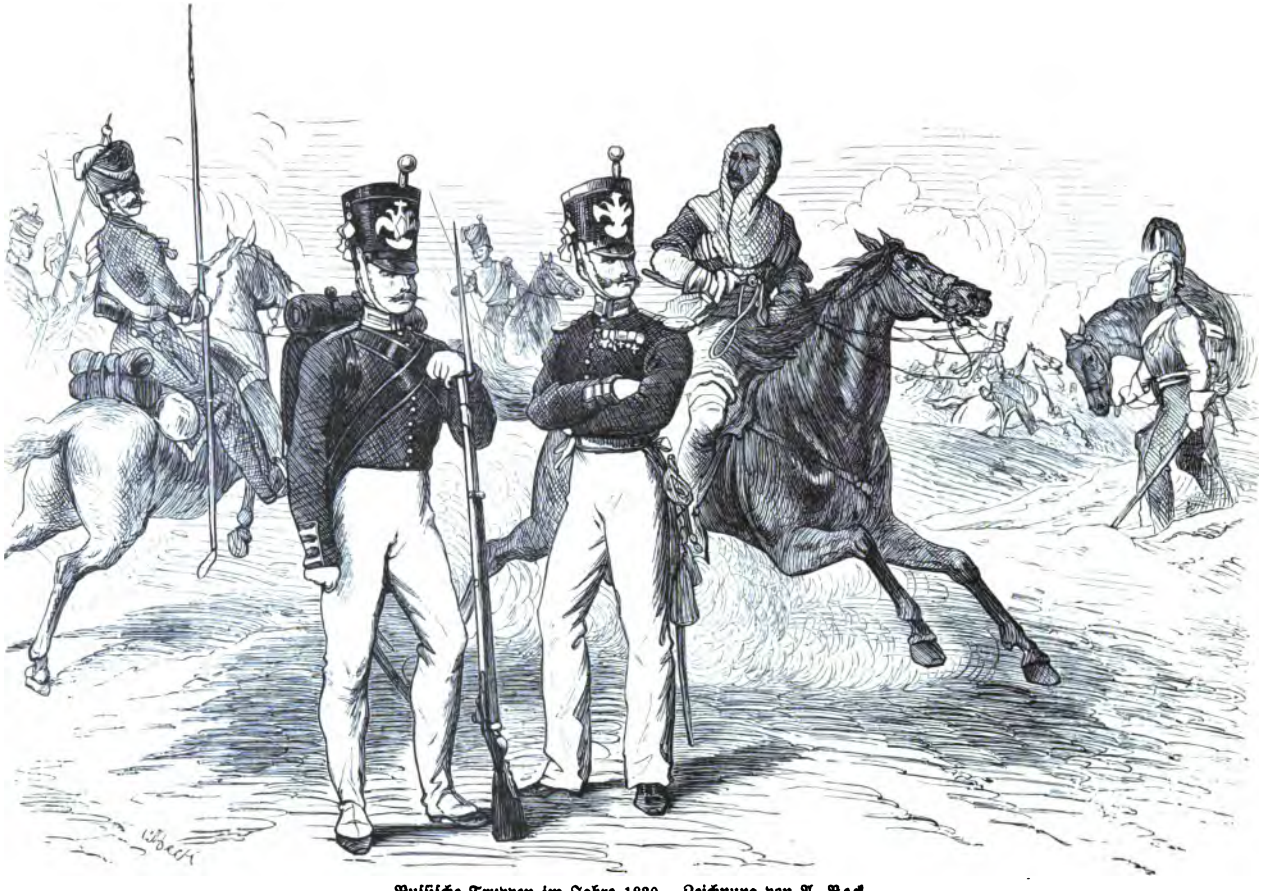
Vor einer großherrlichen Wache.

Nunmehr setzten sich die Russen unter hartnäckigen Gefechten in den Besitz der auch im letzten russisch-türkischen Kriege (1877—78) viel umstrittenen Balkanübergänge und drangen, das Gebirge überschreitend, auf Adrianopel, welches ohne Gefecht, vier Wochen nach Überschreitung des Balkans, eingenommen wurde. Nur noch 20000 Mann zählte Diebitschs Heer; Hunger und Krankheit hatten seine Reihen gelichtet; seine Lage war mitten im feindlichen Gebiete sehr gefährdet; ein kräftiger Entschluß der türkischen Heeresleitung, die ihre Kräfte auf dem ganzen Kriegsschauplatze verzettelt hatte, wäre den Russen verhängnisvoll geworden. Allein Diebitsch wußte durch sein kühnes Auftreten die Schwäche und die bedenkliche Lage seines Heeres sehr geschickt

zu verbergen, und die Türken, über dieselbe getäuscht, ließen sich zu Unterhandlungen bestimmen, welche am 14. September zum Frieden von Adrianopel führten. Dem russischen Oberfeldherrn Diebitsch trug dieser glückliche Feldzug, speziell sein Zug über den Balkan, von seiten seines dankbaren Kaisers den ehrenden Beinamen Sabalkanski, d. h. der Balkanüberschreiter, ein. Die Verluste der Russen, welche an 40000 Mann betrugen, fallen besonders den rasch zunehmenden Krankheiten im Heere zur Last; eine alte Erfahrung lehrt es ja, daß sie mehr Opfer im Kriege fordern als Schwert oder Kugel. — Den Leser wird es schließlich vielleicht interessieren, zu erfahren, daß Feldmarschall Moltke die Ereignisse dieses Feldzugs in einem geistvollen Werke geschildert hat.

Transport türkischer Gebirgskanonen.

**Der Krieg Rußlands gegen Polen 1831.** Dieser Krieg hat einen eigentümlichen Charakter dadurch, daß er nicht zwischen zwei selbständigen Staaten, die einander ebenbürtig gegenüberstehen, sondern zwischen einem mächtigen Staate und einem Teile desselben, welcher der polnischen Nation angehörte, geführt wird. Der glückliche Ausgang der belgischen und französischen Revolution hatte die Polen zum Aufstande ermuntert; das Andenken an die Kriegsthaten unter Napoleons Adlern war in der Nation ebensowenig erloschen als die Erinnerung an die frühere Größe der Republik. Dazu kam, daß seit dem Jahre 1815 eine polnische Nationalarmee wiederum bestand, deren Stärke sich auf 38000 Mann belief, nur aus Polen gebildet und von polnischen Offizieren kommandiert.



Russische Truppen im Jahre 1830. Zeichnung von A. Beck.

Linienkosaken. Gardeinfanterie (Soldat und Offizier). Tscherkesse. Husaren (im Hintergrunde). Kürassier.

Sie bildete naturgemäß den festen Kern der Insurrektionsarmee. Mancherlei Eingriffe in die verbrieften Rechte der Nation hatten schon unter der Regierung des Kaisers Alexander, dann aber besonders unter dem eisernen Regiment des Großfürsten Konstantin, des Militärgouverneurs von Warschau, dann Vizekönigs von Polen, stattgefunden. Die Nachricht, daß in Petersburg der Befehl erteilt worden sei, eine Anzahl polnischer Studenten und junger Militärs, die als Mitglieder geheimer Verbindungen bezeichnet worden, zu verhaften, beschleunigte den Ausbruch der Revolution. In Warschau griff das Volk, welches sich des Arsenals bemächtigt hatte, zu den Waffen, einige Generale fielen als Opfer der Nationalrache, nur mit Mühe entging Konstantin gleichem Schicksale, dem er sich durch schleunigen Abzug aus dem Lande entzog.

An die Spitze des Heerwesens der Polen, mit dem Titel eines „Diktators", trat der alte General Chlopicki, der schon die Feldzüge unter Kosciuszko mitgemacht und im französischen Heere mit Auszeichnung gedient hatte. Doch Spaltung und Mißtrauen hemmten von Haus aus seine Thätigkeit; anstatt den Worten Thaten folgen zu lassen, vertraute man auf die Einsprache der Großmächte, besonders auf Frankreich; man vergaß eben die alte Lehre, daß, wer das Schwert zum Aufruhr erhebt, die Scheide wegwerfen muß. Indes traf Kaiser Nikolaus Anstalten, ein Heer unter dem berühmten Feldmarschall Diebitsch in Polen einrücken zu lassen; auch die russischen Garden, eine Elitetruppe in jeder Beziehung, stießen zu diesem Heere. Der Diktator Chlopicki, überzeugt, daß er mit den vorhandenen Streitkräften nichts gegen die Russen werde ausrichten können, riet zur Fortsetzung der Unterhandlungen und legte dann den Oberbefehl nieder, welchen der des Krieges völlig unkundige Fürst Radziwill übernahm; ihm zur Seite als militärischer Berater blieb jedoch Chlopicki. Gleich zu Anfang hatte man ein Aufgebot von 100000 Mann im Lande ausgeschrieben; für je 50 Feuerstellen wurde ein Reiter aufgeboten, die ehemaligen Offiziere und Soldaten der Linie wurden zu ihren Regimentern eingezogen, die Errichtung von 100 Landwehrbataillonen und ebensoviel Eskadrons befohlen. Außerdem bildeten sich zahlreiche Freikorps, zu Fuß und zu Pferde, unter selbst gewählten Führern und Namen, die „Krakusen", die „Warschauer Kinder", „Höllenjäger", Legion „Weißer Adler" u. s. w., ähnlich, wie man dies von seiten der Franktireurs im letzten deutsch-französischen Kriege erlebt hat. — Alle diese Truppen waren bei Ausbruch des Krieges noch in der Formation begriffen und zum Teil sehr mangelhaft, ohne Gewehr, mit gestreckten Sensen bewaffnet. Fertige Truppen gab es im ganzen etwa 80000 Mann mit 142 Geschützen, während das russische, auf 120000 Mann zu veranschlagende Heer 348 Geschütze zählte.

Die Feindseligkeiten begannen Anfang Februar, während bei 20 Grad Kälte noch Eis und Schnee den Boden deckte. Nach mehreren Gefechten, in denen sich die alte polnische Tapferkeit glänzend bewährte, rückte die russische Armee, für welche Warschau als Herd der Revolution das wichtigste Operationsziel bildete, 60000 Mann stark in der Richtung auf die Hauptstadt in mehreren Kolonnen vor. Die polnische Armee, welche zur Deckung Warschaus bestimmt war, 44000 Mann, sammelte sich eine halbe Meile östlich Pragas, der Vorstadt von Warschau, bei Grochow, wo es am 25. Februar zu einer äußerst blutigen Schlacht kam.

General Skrzynecki von polnischen Truppen begrüßt. Zeichnung von L. Burger.

Die Polen leisteten mit Hilfe des für sie sehr vorteilhaften Terrains, namentlich eines Erlenwäldchens, um dessen Besitz stundenlang gekämpft wurde, hartnäckigen Widerstand. Geschick und Tapferkeit waren auf beiden Seiten gleich; bei dem Hauptangriffe stellte sich der General Chlopicki selbst an die Spitze eines Regiments, welches mit dem Gesange „Polen ist noch nicht verloren" unaufhaltsam vordringt; auch General Diebitsch reitet in das Getümmel, seine Truppen zum neuen Vorgehen begeisternd. Nach fünfmaligem Angriff verbleibt das Wäldchen endlich den Russen, 33 russische Bataillone hatten mit 25 polnischen um dasselbe gekämpft. Mit der Wegnahme desselben und der schweren Verwundung Chlopickis war der Sieg entschieden. Bei der Verfolgung durchjagte ein russisches Kürassierregiment sämtliche polnische Linien, drang sogar bis nach Praga hinein vor, bahnte sich dann wiederum mitten durch die Polen den Rückweg; doch wurde dieser kühne Ritt nicht unterstützt und blieb ohne Resultat; das brave Regiment aber wurde großenteils vernichtet. Die Polen zogen sich über die Weichselbrücke nach Warschau zurück, nach einem Verluste von 12000 Mann; 10000 hatten die Russen verloren.

Nach der Schlacht von Grochow trat eine fünfwöchentliche Pause ein. Skrzynecki trat an die Spitze des polnischen Heeres; er schadete der polnischen Sache durch Unschlüssigkeit und Unterhandlungen. Endlich im Mai ermannte er sich zu neuer Thätigkeit. Die Russen waren namentlich durch mangelhafte Verpflegungseinrichtungen, welche im Kriege eine so bedeutende Rolle spielen, in der Fortsetzung der Operationen gehemmt worden; auch traten Cholera und Nervenfieber in der Armee auf, und überdies befand sich nunmehr das ganze Land im Rücken der russischen Armee in vollem Aufstande.

Einmal noch schien den Polen das Waffenglück zu lächeln. Beim Narewübergang am 21. Mai gelang es, die russischen Garden zwar zurückzudrängen, aber nicht, ihnen eine Niederlage beizubringen. Die Garden hatten sich als Eliten gezeigt. Mit diesem Erfolge hatte das Waffenglück der Polen seinen Gipfelpunkt erreicht, in raschen Sprüngen ging es abwärts. Diebitsch führte am 25. Mai einen in der Kriegsgeschichte berühmten Eilmarsch (fast sieben deutsche Meilen, also mehr als das Doppelte eines Tagemarsches) mit der Hauptarmee aus und bot dem polnischen Feldherrn am folgenden Tage bei Ostrolenka die Schlacht, die blutigste im ganzen Kriege. Der Hauptanteil am Siege der Russen gebührt der sehr starken und gut bedienten russischen Artillerie; es kam auch mehrfach zu erbittertem Handgemenge, die polnischen Generale führten persönlich die Bataillone mit größter Bravour vor; doch alle polnischen Angriffe scheiterten. Am Abend trat auch Munitionsmangel bei den Polen ein, die Bataillone waren total erschöpft, in unordentliche Haufen zerrissen, die Artillerie demontiert, die Kavallerie unfähig zum weiteren Kampfe. Die Schlacht war verloren. Von den am Kampfe beteiligten Russen und Polen wurde fast ein Drittel getötet oder verwundet, ein in den Annalen der Kriegsgeschichte unerhörtes Verhältnis. Dies war der Wendepunkt der polnischen Erhebung. Zwietracht und Verrat führten ein schnelles Ende derselben herbei. Diebitsch starb an der Cholera; Paskiewitsch, sein Nachfolger, unterdrückte zunächst den Aufstand im Rücken der russischen Armee, da durch denselben die

Einfuhr von Lebensmitteln und Munition für die Armee erheblich gehemmt worden war. Die Verfolgung der getrennten polnischen Heerhaufen machte mehrfach ganz außerordentliche Marschanstrengungen nötig, die zu den schnellsten und kühnsten Märschen aller Zeiten zählen. Bei Verfolgung Dembinskis auf seinem Zuge nach Litauen legte russische Infanterie in Zeit von 36 Stunden $11\frac{1}{2}$ Meilen auf zum Teil grundlosen Wegen zurück. In gewisser Beziehung ist es wahr, was Napoleon sagt, „daß der Sieg in den Beinen der Soldaten liege." — Der letzte große Schlag des Krieges ist die Erstürmung von Praga, jener Vorstadt Warschaus auf dem rechten Weichselufer.

Am 6. September begann Paskiewitsch den Sturm auf die von der polnischen, 36000 Mann starken Armee besetzte, sorgfältig verschanzte Stellung. Die Russen zählten 71000 Mann. Der Hauptangriff begann mit einer von Fürst Gortschakow geleiteten sehr heftigen Kanonade (an beiden Tagen des Sturmes wurden 29000 Schuß abgegeben, in jeder Minute 28!). Jede Schanze, deren an 60 vorhanden waren, mußte einzeln nach heißem Kampfe genommen werden, auch zu erbittertem Häuserkampfe in dem Dorfe Wola kam es, dessen letzte Verteidiger am Altar der zum Reduit eingerichteten Kirche niedergestreckt wurden. Am 8. September hielten die siegreichen Russen ihren Einzug in Warschau. Unter sich entzweit und von den Russen bedroht, blieb dem geschlagenen polnischen Heere, noch 24000 Mann stark, nichts übrig, als auf preußisches Gebiet zu flüchten und dort die Waffen niederzulegen.

Unter den Kriegen nach der Zeit Napoleons fesselt der polnische in dieser Periode am meisten das Interesse. Noch kämpfte man auf beiden Seiten mit der alten Bewaffnung, glatte Gewehre und Geschütze; gleichzeitig verdienen die höchste Beachtung die gewaltigen Schläge, mit denen der Krieg russischerseits geführt wird, nicht minder aber die Widerstandskraft eines insurgierten Landes, wenn es sich an eine tüchtige, stehende Armee anlehnen kann.

Wir eilen nun wieder zu andern Kämpfen der Russen, nämlich im fernen Osten des unermeßlichen Reiches, im Kaukasus.

**Die Kämpfe im Kaukasus.** Schon im 18. Jahrhundert hatte die Ausbreitung der russischen Herrschaft in Kleinasien begonnen, aber Transkaukasien, jene Landschaft südlich des großen, an der Grenze Europas und Kleinasiens gelegenen Gebirgsstockes, war durch diesen von den nördlich gelegenen Gebieten, Ciskaukasien, getrennt; drei große Militärstraßen, am Schwarzen Meer, Kaspischen Meer und quer über das Gebirge, durch den Paß von Wladikaukas, sollten die notwendige Verbindung offen halten. Man war ihrer Sicherheit wegen genötigt, diese Militärstraßen durch eine Reihe an ihnen liegender Forts zu befestigen, wodurch die Feindseligkeit der freien Gebirgsbewohner gesteigert wurde. Die Völkerschaften des Kaukasus, welche Rußland während fast 60 Jahren zu bekämpfen hatte, sind im Westen die Tscherkessen, Abchasen und Ubychen, in der Mitte des Gebirges die Tschetschenzen und Osseten, im Osten die Lesghier. Im ganzen kann man den Kaukasus als eine riesige, 450000 qkm bedeckende Bergfestung ansehen, deren Angriff nur auf sehr wenigen Wegen möglich war, dagegen die Verteidigung, namentlich durch Ausfälle und Hinterhalte sehr begünstigt, zu deren Ausführung die kühnen, kriegsgeübten Bewohner

dieses Hochgebirges vermöge der ihnen eignen Fechtweise und unter kluger Benutzung des Terrains ganz besonders befähigt waren. Die Krieger dieser Stämme bildeten eine Kaste; ihre Waffen, türkischer Art, bestanden in Säbeln, Dolchen, Pistolen und langen Flinten. Mehrere Stämme, insbesondere die Tscherkessen, stellten auch zahlreiche Reiterscharen ins Feld, die sich durch große Gewandtheit in der Handhabung des Pferdes sowie der Waffen, auch der Schießwaffen zu Pferde, besonders auszeichneten.

Die bedeutendsten ihrer bewohnten Orte, Auls genannt, waren meist befestigt und vermöge ihrer sehr günstigen Lage eines äußerst hartnäckigen Widerstandes fähig, wie wir im Laufe unsrer Schilderung sehen werden. Die Gesamtstärke der Krieger, welche die Kaukasier in den verschiedenen Perioden des Krieges ins Feld stellten, läßt sich schwer bestimmen, doch glaubt man, daß die ganze waffenfähige Mannschaft etwa 350000 Mann betragen habe, wovon aber selten mehr als 5—6000 Mann an einem Punkte vereinigt waren. — Blutige Zusammenstöße der Russen und Kaukasier waren in der Zeit vor 1828 verhältnismäßig selten. Gelegenheit hierzu gaben außer der notwendigen Sicherung der drei Militärstraßen die steten Räubereien der Bergvölker und deren Neigung für den Sklavenhandel. Jeder russische Deserteur fand bei ihnen Aufnahme; die zur Unterwerfung geneigten Stämme wurden oft genug gezwungen, ihre Wohnsitze zu wechseln. Auch ein Feldzug gegen die Türken im Jahre 1807 war lediglich dadurch verursacht worden, daß Rußland die von der Türkei besetzten Häfen des Schwarzen Meeres, von welchen aus den Tscherkessen Waffen zugeführt wurden und die als Sklavenmärkte dienten, in seine Hand zu bekommen wünschte.

Der planmäßige Angriff des Kaukasus begann erst im Jahre 1816; meist im Winter wurden die Expeditionen ausgeführt, weil der Feind dann in den entlaubten Wäldern keinen Schutz mehr fand und der Kälte wegen gezwungen war, mit den Herden vom Gebirge in die Ebenen hinabzusteigen; außerdem machten im Sommer häufige Anschwellungen der Gebirgswässer die Operationen unmöglich. Nach Beendigung des oben geschilderten russisch-türkischen, dann des polnischen Krieges wurden die Maßregeln zur Unterwerfung der Kaukasier von den Russen mit mehr Nachdruck betrieben, da sich im östlichen Kaukasus seit dem Jahre 1824 eine Erscheinung zeigte, durch welche die Kämpfe der Kaukasier zu einem gefährlichen Glaubenskriege gemacht wurden, es ist der sogenannte Muridismus. Derselbe verpflichtete, als eine Art von Geheimbund der Anhänger eines gewissen Mulla Muhamed, die Lehren des Islam, namentlich die Bekämpfung der Christen, bis aufs äußerste zu verfechten. Im Jahre 1826 zerstörte der russische General Jermolow den Wohnsitz des „Lügenpropheten", doch hinderte dies nicht, daß der Muridismus sich mehr und mehr ausbreitete und eine Einigung der untereinander verfeindeten Stämme herbeiführte; es bildete sich nach und nach eine Art von Regierung, welche Bewaffnung, Befestigung, Verproviantierung der verschiedenen Stämme leitete. Im Jahre 1831 erlitt der russische General Pullah im Teufelspasse eine furchtbare Niederlage; dagegen im folgenden Jahre wurde der Prophet Kasi Mullah bei Ghimri entscheidend geschlagen; er selbst fand auf den Verschanzungen seinen Tod. Der Muridismus lebte dessenungeachtet im Gebirge,

besonders bei den Lesghiern, weiter und war im Jahre 1835 überall heimisch, so daß ein begabter Führer, welcher bald alle seine Vorgänger an Energie und Geschicklichkeit übertraf, nämlich Schamyl, den Kampf aufs neue aufnehmen konnte. Er baute in Dagheſtan, dem östlichen Teile des Kaukasus, auf einem Felsen eine Feste, Achulgho, dies sollte der Stützpunkt für seine Operationen werden. In drei Kolonnen, mit 28 Bataillonen, drangen die Russen im Jahre 1837 in Dagheſtan ein. Schamyl sammelte etwa 5000 Streiter und beantwortete die Aufforderung der Russen, die Feindseligkeiten einzustellen, mit Hohn.

Tscherkessische Waffenspiele. Zeichnung von A. Beck.

Sein Plan war, daß die Russen sich an seinen für uneinnehmbar geltenden Bergfestungen den Kopf einstoßen sollten. Eine andre, von 16000 Lesghiern besetzte Bergfeste, Arghuan, wurde von den Russen am 12. Juni angegriffen. Der nicht zu umgehende, amphitheatralisch auf Felsen erbaute Ort, in dem jedes Haus eine Festung mit Plattform und Schießscharten bildete, wurde am 13. unter verzweifelter Gegenwehr erstürmt. Hiermit war der Weg auf Achulgho, wo sich nunmehr Schamyl mit seinen Anhängern einschloß, geöffnet. Am 24. begann die Blockade Achulghos, dessen $2^1/_2$ Monate währende Verteidigung und Belagerung der beiderseitigen Hartnäckigkeit wegen in der Kriegsgeschichte fast einzig dasteht. Die einzige zugängliche Seite zur Festung bildete ein schmaler Felsrücken, welcher von den Muriden barrikadiert war. Es fehlte den Russen an Belagerungsmaterial, Schanzzeug u. s. w., zudem mußte

der Proviant denselben durch das aufständische Gebiet unter steten Kämpfen zugeführt werden. In der Festung befanden sich nur 1000 waffenfähige Männer, von denen 100 einen die ganze Gegend überragenden Turm besetzt hielten. Ein Bombardement blieb ohne Eindruck; so schritten die Russen denn zu regulären Belagerungsarbeiten, welche jedoch sowohl durch zahlreiche Ausfälle Schamyls als auch durch Entsatzversuche der Aufständischen sehr verzögert wurden, nicht minder durch die Arbeit auf dem sehr zerklüfteten und felsigen Boden. Beim Sturm auf erwähnten Turm bediente sich die Sturmkolonne eines an antike Muster erinnernden Schutzmittels, nämlich tragbarer Schirme, zum Schutze gegen die herabgeworfenen Steine und Balken. Erst nachdem die tapfere Besatzung des Turmes bis auf einige wenige dem Artilleriefeuer erlegen war, konnten sich die Russen desselben bemächtigen und rückten der Hauptfestung näher. Der erste Sturm auf dieselbe scheiterte mit einem Verluste von 1000 Mann. Mit Verzweiflung kämpften die Bergbewohner, selbst Frauen in Männertracht beteiligten sich am Kampfe. Erst als es gelungen war, der Festung jeden Zuzug von außen und selbst das Trinkwasser abzuschneiden, entschloß sich Schamyl, durch die Belagerungsarbeiten, Hunger und Krankheit aufs äußerste gebracht, zu Friedensanerbietungen. Da er die Auslieferung seines Sohnes als Geisel verweigerte, unternahmen die ebenfalls bis auf die Hälfte zusammengeschmolzenen Russen einen zweiten Sturm, der nach Eroberung der Außenwerke Schamyl zum Aufstecken der weißen Fahne veranlaßte; er gab zwar seinen Sohn heraus, wollte sich aber zu weiter nichts verstehen, so daß am 14. September der Sturm, welcher durch Minen vorbereitet wurde, erneuert werden mußte. In der Nacht verließ Schamyl die Feste und verbarg sich in den Klüften der Nachbarschaft, gab aber seinen Getreuen Befehl, die Verteidigung fortzusetzen. Sieben volle Tage vergingen noch bis zur Eroberung des letzten Zufluchtsorts der tapferen Besatzung, nachdem jedes Haus und jede Höhle einzeln erobert und fast sämtliche Bewohner beiderlei Geschlechts getötet worden waren. Schamyl selbst war entkommen. Schon nach einigen Monaten loderte der Aufstand, von ihm angefeuert, von neuem empor. — Während einiger Jahre wurden nun unaufhörlich Expeditionen der bereits geschilderten Art unternommen, um die Gebirgsvölker zu unterwerfen; für die Russen eine vortreffliche Schule des kleinen Krieges, welche ihnen freilich eine Anzahl von Soldaten, den Bergvölkern sehr wenig kostete. Wenn die Russen ihr Gebiet überfielen, so überfielen sie das russische. Ein eigentümliches Mittel wendeten die Russen seit 1845 an, nämlich das Aushauen und Niederbrennen der Waldungen, um dem Feinde in seine Schlupfwinkel folgen zu können; es verschaffte in der That einigen Vorteil. Dennoch mußten die Russen ständig eine Armee von fast 100000 Mann im Kaukasus auf den Beinen erhalten, um ihren erworbenen Besitzstand nur einigermaßen gegen den unermüdlichen Schamyl zu sichern. Man begnügte sich, die Bergvölker gewissermaßen mit einer Mauer von Truppen zu umgeben, um dem Umsichgreifen des Muridismus ein Ziel zu setzen.

Als der Krimkrieg, von dem später die Rede sein wird, im Jahre 1853 ausbrach, steigerten sich die Schwierigkeiten durch das Auftreten der Türken auf dem Kampfplatze, die das Land unter dem Namen Tscherkessien wieder in Besitz nahmen.

Kaukasische Krieger.

Die Unfähigkeit des mit Subsidien in das Land geschickten türkischen Paschas ließ es jedoch zu keinen sonderlichen Erfolgen kommen. Eine entscheidende Wendung nahm die Sachlage erst, als nach dem Frieden der Fürst Bariatinsky den Oberbefehl über die kaukasische Armee übernahm; der spätere russische Kriegsminister Miljutin war der Chef seines Generalstabes. Systematisch von drei Seiten drangen die Russen in das Gebirge ein, Straßen bahnend, Wälder lichtend, jeden Fußbreit des eroberten Bodens sofort mit befestigten Posten sichernd. Im August des Jahres 1858 zog sich Schamyl, nachdem eine Bergfeste nach der andern den Russen in die Hände gefallen war, mit nur wenigen Anhängern auf den fast unzugänglichen Berg Ghunib zurück. Derselbe hatte, 60 km im Umfange, alle Mittel zum Unterhalte einer starken Besatzung auf Jahre hinaus. Schamyl aber, nunmehr des Kampfes müde und am schließlichen Erfolge verzweifelnd, kämpfte, für seine mit ihm auf dem Reduit des höchsten Felsgipfels eingeschlossene Familie besorgt, nur noch, um den Schein zu retten. Er verfügte nur noch über 400 Mann. Am 6. September überlieferte sich derselbe ohne Kampf dem Sieger. Der Krieg dauerte nur noch im westlichen Kaukasus fort; immer schwächer wurde der Widerstand, bis im Jahre 1865 völlige Waffenruhe eintrat. Viele Tscherkessen wanderten nach der Türkei aus, wo wir ihnen zum Teil in den Reihen des türkischen Heeres während der Jahre 1877 und 1878 wiederum begegnen werden. Schamyl, der müde Freiheitskämpfer, erhielt von dem edelmütigen Kaiser Alexander II. die Erlaubnis, in Kaluga in Frieden zu leben. Im Jahre 1871 starb er an einer allen Muselmanen heiligen Stätte, in Medina.

Schamyl.

Von der Ausdehnung dieser langjährigen Kämpfe kann man sich einen ungefähren Begriff machen, wenn man erwägt, daß sie den Russen etwa eine halbe Million Soldaten gekostet haben sollen. Sie zeigen, welcher Widerstandskraft ein für seine Unabhängigkeit fechtendes Volk von natürlicher kriegerischer Begabung unter der Leitung tüchtiger Führer und unterstützt durch die günstigen Terrainverhältnisse im Hochgebirge fähig ist.

Tscherkessen auf der Flucht.

Die Russen, für welche der Kaukasus eine ausgezeichnete Schule des Krieges wurde, waren zu diesen Kämpfen gezwungen, wenn sie eine feste Position für ihr Vordringen im mittleren Asien gewinnen und die weiten Gebiete desselben, welche nur von ungeordneten und halbwilden Staatswesen gefüllt sind, in den Bereich der europäischen Zivilisation hineinziehen wollten. Der Menschenfreund mag den Untergang dieser tapferen, um ihre Freiheit ringenden Bergvölker beklagen; es hindert nicht, daß wir sie als eine gebieterische geschichtliche Notwendigkeit anerkennen müssen.

Es erübrigt nun noch, der Kriege Rußlands gegen Persien und Chiwa, 1826—28 und 1839—40, in Kürze zu gedenken. Die ersten kriegerischen Verwickelungen zwischen Rußland und Persien datieren aus der Zeit Peters des Großen; um den Besitz des Kaspischen Meeres und Georgiens wurde damals schon wie in den zahlreichen Feldzügen bis zum Jahre 1813 mit wechselndem Erfolge gekämpft. Im Jahre 1826 glaubte der damalige Schah von Persien einen Versuch zur Wiedereroberung seiner kaukasischen Besitzungen machen zu sollen. Aber das persische Heer, ein Mittelding zwischen europäischen Truppen und dem regellosen Aufgebot nomadisierender Stämme, erwies sich dem russischen in keiner Weise gewachsen. Die Scharen des persischen Kronprinzen, Abbas Mirza, zwar zahlreich, aber schlecht organisiert und bewaffnet, meist Reiter, den das Reich bewohnenden Nomadenstämmen entnommen, konnten gegen die Russen unter Jermolow, dann Paskiewitsch nichts ausrichten. Ganz Armenien wurde im Jahre 1826 und 1827 unterworfen und am 13. Oktober 1827 der Hauptstützpunkt der Perser, die Festung Eriwan, erstürmt. Im Frieden von Turkmantschai trat Persien zwei Provinzen ab, verzichtete auf das Recht, Kriegsschiffe auf dem Kaspischen Meere zu halten und begab sich seitdem völlig unter den russischen Einfluß. — Dem Sieger von Eriwan, Paskiewitsch, verlieh der Kaiser Nikolaus den ehrenvollen Beinamen Eriwanski.

Das persische Heer, ehemals arg vernachlässigt, ist neuerdings, ausgebildet von europäischen Offizieren, in einer vollständigen Reorganisation begriffen, die sich sogar auf Feldmanöver mit gemischten Waffen erstreckt. Die auf dem Wege der Aushebung rekrutierte Infanterie ist den Satzungen des Koran gemäß verpflichtet zu dienen und soll 70 Bataillone zählen. Die Artillerie besteht neben einer im Steppenkriege sehr brauchbaren Kamelartillerie aus 30 bespannten Geschützen. Die Kavallerie soll nach dem Muster der Kosaken umgebildet werden. Im Vergleich zum türkischen Soldaten gilt der Perser für gewandter und findiger, aber nicht so standhaft. Auch fehlt ihm die wilde Tapferkeit seiner asiatischen Nachbarn, der Afghanen und Turkmenen.

Das Jahr 1839 brachte der russischen Armee noch einen kurzen unblutigen Feldzug im fernsten Osten, nämlich gegen Chiwa, an den Ufern des Aralsees. Anlaß zu demselben gaben wiederholte Überfälle russischer Karawanen, die auf dem Wege nach Buchara beraubt wurden. Mit einer kleinen Truppenmacht von 4500 Mann und 22 Geschützen trat der General Perowski im Jahre 1839 seinen Marsch nach Chiwa an; ein ungeheurer, allein 10000 Kamele zählender Troß begleitete ihn auf dem Marsche. Allein diese Expedition ging, ohne mit dem Feinde in Berührung gekommen zu sein, an Frost, Hunger und Krankheit

in der Steppe zu Grunde. Eine zweite Expedition kam nicht zustande, da sich England ins Mittel legte. Doch ging Rußland nun planmäßig mit der Errichtung von Forts in der Kirgisensteppe vor und erreichte im Jahre 1847 schon die Ufer des Aralsees. Dadurch wurde die Eifersucht des Chans von Chokand angeregt, welcher sich durch das Erscheinen der Russen ebenfalls bedroht sah. Im Jahre 1850 kam es zum Zusammenstoße, bei welchem die Chokandzen den kürzeren zogen. Die Einfälle derselben hörten jedoch nicht auf, so daß die Russen nun in den folgenden Jahren zur schrittweisen Eroberung des Chanats von Chokand schritten.

Rückkehr von Tscherkessen vom Beutezug. Zeichnung von A. Beck.

An das Verfahren der Römer gegenüber den Germanen und Galliern erinnernd ist das der Russen in Zentralasien. Wie im Kaukasus, sichern sie ihren Besitz durch eine Reihe fester Punkte, zunächst nur Militärkolonien und Kosakenposten, aus denen dann im Laufe der Jahre größere Ansiedelungen und Handelsplätze werden. Der Widerstand, welchen die Russen in diesen fernen Landen zu überwinden hatten, war nicht allzugroß; kam es doch vor, daß die überlegenen feindlichen Reiterscharen von der russischen Infanterie mit dem Bajonett vertrieben wurden. Die zentralasiatischen Festungen, welche erobert wurden, bestanden meist aus einer einfachen Lehmmauer, die durch

Türme flankiert wird, mit hölzernem Thor und davor liegendem Graben; dazu kam, daß die Artillerie der Asiaten in völlig unbrauchbarer Verfassung war und noch ist; die Infanterie führte Gewehre der verschiedensten Zeitalter, daneben Bogen und Pfeile, Streitäxte, Morgensterne u. s. w. Den Hauptbestandteil der Heere machen die Reiter aus, welche den Nomadenvölkern angehören und als Bundesgenossen der Chane nur so lange an dem Glaubenskriege teilnahmen, als sie auf Beute und andre Vorteile rechnen konnten. Ihr Ungestüm brach stets an der Haltung und dem kaltblütig abgegebenen Feuer der russischen Karrees und Marschkolonnen. Als Maßstab für diese Kämpfe mag gelten, daß bei einem im Jahre 1860 stattgefundenen Kampfe mit Chokandzen 22000 derselben von nur drei schwachen russischen Kompanien, vier Sotnien Kosaken mit sechs Geschützen und zwei Raketengestellen in die wildeste Flucht geschlagen wurden. — Wir können auf die Einzelheiten dieser Kämpfe, welche in einem späteren Zeitraume mit der völligen Unterwerfung aller Chanate im Gebiete des Aralsees bis zur Grenze von Afghanistan endeten, nicht näher eingehen. Nach europäischem Maßstabe dürfen sie nicht beurteilt werden, doch muß man der Ausdauer des russischen Heeres, namentlich bei den Märschen durch die wasserlosen Steppen und bei der Schwierigkeit der Verpflegung, welche es nötig macht, ungeheure Proviantzüge mit sich zu führen, alle Anerkennung zollen.

Wir wenden uns einem noch ferner gelegenen Schauplatze kriegerischer Begebenheiten zu, dem östlichen und südlichen Asien.

Kosaken. 1. Linienkosak. 2. 3. Kosaken vom Don.

Versammlung afghanischer Bergbewohner.

# 4. Kriege der Engländer in Asien.

Von der im vorigen Jahrhundert vollzogenen Begründung und Befestigung der englischen Herrschaft sowie von den durch dieselbe veranlaßten größeren Kriegen ist schon im letzten Kapitel des ersten Teiles dieses Werkes die Rede gewesen. Nach Unterwerfung der Marathenfürsten erstreckte sich die englische Herrschaft in Ostindien vom Himalaya bis nach Ceylon, ein Gebiet von 7 875 000 qkm mit mehr als 170 Millionen Einwohnern, mehr als das Sechsfache der Bewohner Großbritanniens. Die Truppen, mit welchen die Engländer ihre Kriege in Ostindien führten, bestanden von der Mitte des 18. Jahrhunderts an teils aus Europäern, teils aus Eingebornen. Die eingebornen Truppen, die sogenannten Sipoys, welche den verschiedensten Stämmen, Rassen, Religionen angehörten, nahmen der Zahl nach immer mehr überhand, weil dieselben leichter zu beschaffen und wegen ihrer Gewöhnung an das Klima auch in gewisser Beziehung brauchbarer waren als die europäischen Truppen. Aus

den Sipoys wurden nur Infanterie- und Kavallerieregimenter gebildet, bei der Artillerie hingegen nur Europäer verwendet. Die Offizierstellen der Sipoyregimenter sind nur teilweise und in den unteren Graden mit Eingebornen besetzt; die Stabsoffiziere sind dagegen ausschließlich Europäer. In den ersten Kriegen betrug die ostindische Armee kaum 20000 Mann; allmählich wurde sie, dem Bedürfnis entsprechend, immer mehr vergrößert und war bis zum Beginn des großen indischen Aufstandes im Jahre 1856 angewachsen bis auf 232000 Eingeborne und 45000 Europäer, welche Zahlen nach demselben im Jahre 1860 auf 130000 Eingeborne und 60000 Europäer abgeändert wurden.

**Krieg mit Birma.** Nach Unterwerfung der Marathen kamen die Engländer zunächst mit ihren neuen östlichen Nachbarn, den Birmanen, welche den Staat Birma im Flußgebiete des Irawadi bewohnen, in kriegerischen Konflikt. Die Birmanen, ein Mittelding zwischen Hindus und Chinesen, gelten für begabt, kriegerisch, aber roh; jeder Birmane ist Soldat und wurde das Heer auf 60—100000 Mann veranschlagt, war auch durch europäische Lehrmeister ausgebildet worden. Zur Zeit, von welcher wir hier zu sprechen haben, im Jahre 1824, besaßen die Birmanen einen so hohen Glauben an ihre Unbesiegbarkeit, daß sie glaubten, die Engländer ungestraft durch Grenzverletzungen und Drohungen reizen zu können. Ungesäumt schritt England, um andern seinem Zepter unterworfenen Stämmen ein warnendes Beispiel zu geben, zum Kriege. Derselbe begann mit der Eroberung des Seeplatzes Rangun, bei welcher von der englischen Flotte zum erstenmal Kriegsdampfer in Anwendung gebracht wurden. Aber die Bewohner von Rangun waren entflohen, die Männer zum birmanischen Heere gestoßen. Der Kriegsplan der Birmanen ging dahin, durch Verwüstung der Umgegend des Landes in der Nähe von Rangun und den dadurch entstehenden Mangel die Engländer zum Verlassen der Küste zu nötigen, und beschränkte sich ihre zahlreiche Armee darauf, den Feind durch einen Gürtel von Verhauen und verpalissadierten Verschanzungen einzuschließen und ihm durch kleine Neckereien Abbruch zu thun. Bei den Gefechten, welche stattfanden, um diesen Gürtel zu durchbrechen, wurden die tapfer kämpfenden, aber schlecht bewaffneten Birmanen jedesmal geschlagen, doch brachte dies die Engländer um nicht viel weiter in diesen ausgedehnten Gebieten; der zähe Widerstand der Birmanen ließ nicht nach, trotzdem des Königs von Birma Leibgarde, die Unverwundbaren genannt, ebenfalls dem britischen Schwerte erlagen. 5—6000 Mann nur waren es, die der englische General Campbell dem bis zu 60000 Mann, mit vielen Kanonen und Elefanten, starken Heere der Birmanen entgegenstellte; gegen Ende des Jahres befand sich das kleine Häuflein Engländer wiederum in Rangun von allen Seiten von feindlichen Verschanzungen eingeschlossen, so daß ihm nur im Rücken die durch Kriegsschiffe verteidigte Passage auf dem Rangunflusse frei blieb. In siebentägigen Kämpfen, bei welchen eine große Pagode den Hauptstützpunkt der Engländer abgab, mußten die Birmanen im Dezember 1824 schließlich der europäischen Kriegskunst weichen; auch der von den Birmanen gemachte Versuch, die Stadt in Brand zu stecken, mißlang.

Das Kriegsjahr 1826 brachte den Engländern endlich die gewünschte Entscheidung dieses mit großer Erbitterung von seiten der Birmanen geführten Krieges.

General Campbell nahm sich mit seinem 5000 Mann zählenden kleinen Heere die noch 600 km entfernte feindliche Hauptstadt Awa zum Ziele. Nachdem 20000 Birmanen am 8. Februar 1825 von nur 2000 Engländern bei dem nur drei Tagemärsche von Awa entfernten Pagan geschlagen worden waren, kam es zum Frieden, zu dem sich der König von Birma nur durch die Furcht vor „Entweihung" seiner Hauptstadt durch die „rebellischen" Fremden bewegen ließ.

Siebenundzwanzig Jahre hielten die Birmanen den Frieden, bis im Jahre 1852 der Übermut eines neuen Herrschers eine zweite Expedition nötig machte.

Birmanisches Militär.

Diesmal gelang es innerhalb vier Monaten, dank den früher gemachten Erfahrungen und mit Hilfe der von englischen Offizieren befehligten siamesischen Armee, sich des ganzen Reiches, einschließlich der Hauptstadt, zu bemächtigen. In dem darauf folgenden Frieden wurden die Birmanen gänzlich vom Meere abgeschlossen, ohne freilich dadurch in ihrem Selbstbewußtsein wesentlich geschädigt zu werden.

**Afghanenkrieg 1838—42.** Ernster als diese Kämpfe waren die mit dem tapferen und streitbaren Bergvolke der Afghanen, welche durch russischen Einfluß zum Aufstande und Kriege gegen die Engländer gereizt worden waren. Der Krieg mit den Afghanen wird, fast gleichzeitig mit dem unglücklichen Kriege der Russen gegen Chiwa, damit begonnen, daß im Herbst 1838 zwei englische Heere, 50—60000 Mann stark mit dem zahlreichen Troß, welchen die

Kriegführung in diesen schlecht bevölkerten, unwirtlichen Gegenden erfordert, den Indus überschritten. Afghanistan ist ein Teil des Hochlandes von Iran und durch das mauerartig bis zu 4000 m aufsteigende Solimangebirge von der Indusebene getrennt; die Afghanen sind ein kräftiger, abgehärteter und energischer Menschenschlag, tapfer, aber dabei hinterlistig, treulos, raub- und rachsüchtig. Nur vier Pässe, der Khayber-, der Gomal-, der Bolan- und der Bahmianpaß, führen von Westen her nach Indien hinein. Sie spielten in diesen Kämpfen eine bedeutende Rolle. Der erste Feldzug wurde, nachdem die Engländer die Pässe fast unbehelligt überschritten hatten, durch die Eroberung der Festungen Kandahar, Ghasna und Kabul zu gunsten der Engländer entschieden. Letztere, durch ihre leichten Erfolge sicher gemacht, schickten, mit Hinterlassung schwacher Besatzungen, ihr Heer nach Indien zurück; in seltsamer Verblendung erklärte man es sogar für überflüssig, die Besatzung von Kabul mit Munition, Proviant und andern Wintervorräten zu versehen. Schon im Herbst 1841 zeigten sich Anfänge einer das ganze Volk umfassenden Verschwörung gegen den von den Engländern eingesetzten Schah Sudsha. Die englischen Truppen in Kabul, ohne Munition und ohne umsichtige Führung, mußten sich nach großen Verlusten am Weihnachtstage auf Gnade oder Ungnade ergeben. Denselben verhieß man, im ganzen etwa 5500 Mann mit 12000 Troßleuten sowie vielen Frauen und Kindern, freien Abzug, aber nur, um sie desto sicherer zu verderben. Nachdem am 6. Januar 1842 der Abzug aus dem Lager angetreten worden war, wurde die ganze Streitmacht der Engländer innerhalb vier Tagen von den raub- und mordlustigen Afghanen niedergemetzelt. Zwei andre britische Garnisonen, je 1000 Mann stark, hatten ein ähnliches Schicksal; nur ein der Schlächterei entflohener verwundeter Arzt brachte Kunde von diesen fürchterlichen Niederlagen. Die englische Nationalehre forderte Rache. In drei Kolonnen drangen die Engländer mit einem starken Heere durch die Pässe im Sommer 1842 wiederum in Afghanistan ein und eroberten am 16. September 1842 die Hauptstadt Kabul. Dieser Krieg, welcher vier Jahre lang gedauert, und England ungeheure Opfer an Geld und Menschen gekostet hat, endete resultatlos, denn die Engländer räumten, nach Einsetzung eines andern Herrschers, Afghanistan wiederum. In neuerer Zeit fand eine neue Schilderhebung der Afghanen statt; es wird von ihr später wohl noch die Rede sein. Mittlerweile ist den Afghanen in den ihnen nun benachbarten Russen ein gefährlicherer Feind erwachsen, der sie zur Bundesgenossenschaft mit England zwingt. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden zwei der mächtigsten Nationen der Erde in nicht zu ferner Zeit im Norden Afghanistans ihre Kräfte aneinander messen.

**Der Krieg mit China 1840—42.** Dieser Krieg wurde verursacht durch den von England nach China betriebenen Handel mit Opium, welchem die chinesische Regierung Widerstand entgegensetzte, weil der Gebrauch des Opiums die Nation entnervte und viel Geld aus dem Lande zog. Man hat diesen Krieg auch kurzweg den „Opiumkrieg" genannt. China verbot 1839 die Opiumeinfuhr. Die zufällige Tötung eines Chinesen durch Engländer in Hongkong führte zum Bruch; alle in dieser Stadt wohnenden Engländer wurden für vogelfrei erklärt und flüchteten sich auf die daselbst vor Anker liegenden englischen Schiffe.

Um das Heerwesen der Chinesen, welches einem so selbstbewußten Auftreten Nachdruck geben sollte, war es freilich sehr übel bestellt. Seit Ende des 17. Jahrhunderts, als das Land von den Mandschus erobert wurde, bestand das eigentliche kaiserliche Heer aus acht Bannern mit einer Stärke von 270000 Mann, teils Chinesen, teils Mandschuren.

Chinesische Soldateska.

Letztere, etwas kriegerischer als die Chinesen, hatten noch fast ganz ihre tatarischen Gebräuche beibehalten, auch in der Bewaffnung. Die Mongolen stellten ferner eine Miliz zu Pferde, fast die einzige Kavallerie, mit Bogen und Pfeilen, Lanzen und allenfalls alten Lunten- und Steinschloßgewehren bewaffnet, also von sehr geringer kriegerischer Bedeutung. Die Hauptwehrkraft des Reichs sollte jedoch

in der aus chinesischen Söldnern gebildeten „Armee des grünen Banners“ bestehen, angeblich 700 000 Mann, doch ebenfalls schlecht bewaffnet, ohne jeden Begriff von europäischer Kriegskunst und Taktik; ihre Hauptthätigkeit bestand mehr in theatralischen Aufzügen bei feierlichen Gelegenheiten als in ernsten Waffenübungen. Von Befestigung wichtiger Plätze nach europäischem Muster war natürlich keine Rede; doch müssen wir bei dieser Gelegenheit eines höchst merkwürdigen Bauwerkes gedenken, welches den berühmten Trajanswall in Bulgarien, den berühmten Römerwall in Süddeutschland, welcher von Köln bis Regensburg sich ausdehnte, und andre ähnliche Bauwerke, wie die Danewerke in Schleswig u. s. w., an Großartigkeit bei weitem übertrifft, es ist die berühmte „Chinesische Mauer“ Wan-li-Tschang, d. h. Vieltausend-Meilen-Mauer. Sie sollte die Nordgrenzen des Reiches gegen die Einfälle der Mongolen schützen und bereits vor Christi Geburt erbaut worden sein. Sie beginnt am Meerbusen von Petschili und erstreckt sich auf eine Länge, bezüglich deren die Angaben zwischen 3000—5500 km, d. h. 400—750 deutschen Meilen, schwanken, nach Westen in das Innere des Reichs, über Berge und Thäler, Schluchten und Ströme. Flankierende Türme vermehren die Stärke der Mauer, der Verkehr ist durch Thore vermittelt, an manchen Stellen liegen zwei, ja drei Mauern hintereinander, deren Höhe durchschnittlich 12, die Breite 4 m beträgt.

Ihren eigentlichen Zweck hat die Mauer nie erfüllt, denn die stärkste Festung hat doch nur dann Wert und Sinn, wenn tapfere Krieger bereit stehen, sie mit ihrem Leben zu verteidigen. Auch im Innern des Reichs haben einzelne Fürsten ihr Gebiet durch dergleichen Anlagen abgegrenzt. Mit der Artillerie war es, obwohl ja die Chinesen schon seit undenklichen Zeiten den Gebrauch des Schießpulvers kennen, nicht besser bestellt; sie taugte nichts, ebensowenig die aus schwachen, schlecht gebauten, noch schlechter armierten Schiffen, sogenannten Dschonken, bestehende chinesische Flotte. Ihr galt auch der erste Schlag, welchen die Engländer führten. 29 Kriegsdschonken wurden am 3. November 1839 auf dem Kantonflusse von einem kleinen englischen Geschwader vernichtet. Bald folgten größere Flottenoperationen, nachdem die von Admiral Elliot befehligte, 19 Kriegs- und 30 Transportschiffe zählende, mit 4000 Mann Landtruppen besetzte englische Flotte eingetroffen war. Die Insel Tschusan, unweit des wichtigen Hafenplatzes Schanghai, hatte sich der englische Admiral zum Stützpunkte seiner ferneren Unternehmungen gewählt. Die Stadt gleiches Namens und damit die Insel fiel nach nur neun Minuten lang dauerndem Bombardement auf Stadt und Flotte den Engländern in die Hände. Gewiß ein leichter Sieg. Das Geschwader segelte dann, eine kleine Besatzung auf Tschusan zurücklassend, längs der Küste nach der Mündung des Peiho, an dem die Hauptstadt Peking liegt. Elliot, durch Verhandlungen der Chinesen getäuscht, ließ sich jedoch bewegen, nach Kanton zurückzukehren. Die Chinesen hatten bei ihrem Widerstande auf die Unpassierbarkeit der Flußmündungen gerechnet und zwar wegen des Tiefgangs der englischen Schiffe. Aber einige flachgehende eiserne Dampfer passierten dennoch die Barre des Kantonflusses und landeten Truppen, welche sich nach leichtem Kampfe der Sperrforts am Kantonflusse bemächtigten. Gleichzeitig wurde die chinesische Flotte am

7. Januar 1841 in der Ansonbucht mit Hilfe congrevischer Raketen vernichtet. Weit entfernt davon, die Chinesen zu entmutigen, nahmen dieselben aus dieser Niederlage Anlaß, die mittlerweile aus den entfernten Provinzen des unermeßlichen Reichs nach Kanton beorderten Truppen anzuweisen, den von den Söhnen des „himmlischen Reichs der Mitte" verachteten „rothaarigen Barbaren" (so nannte man verächtlich die Engländer) den Rest zu geben. Kanton fiel nach einem abermaligen Seetreffen, in dem eine zweite chinesische Flotte vernichtet wurde, den Engländern in die Hände. Wiederum begannen die klugen Chinesen zum Schein Verhandlungen und schläferten die Engländer mit Friedensversicherungen ein. Elliot verließ in unbegreiflicher Vertrauensseligkeit Kanton, um es, als die Verhandlungen sich wiederum zerschlugen, zum zweitenmal erobern zu müssen, bei welcher Gelegenheit, am 20. Mai, die den Engländern entgegengeschickten Brander gegen die Chinesen selbst dirigiert wurden, so daß deren ganze Bootflottille den Flammen zur Beute fiel. Wiederum wurde den Chinesen ein Waffenstillstand bewilligt und die Engländer kehrten mit ihrer ganzen Streitmacht nach Hongkong zurück. Das Verhalten des altersschwachen Elliot wurde in England jedoch gemißbilligt und Admiral Parker, ein sehr energischer Seemann, nach China entsendet. Zum zweitenmal mußte Tschusan, mit nur 2000 Mann, erobert werden. Die Chinesen rüsteten währenddessen mit Macht und hatten auf den 9. März 1842 einen allgemeinen Angriff festgesetzt. Aber das 7000 Mann starke, todverachtende Mandschuheer wurde, da es ihm gänzlich an Artillerie fehlte, am 15. März total geschlagen. Nach Eintreffen von bedeutenden Verstärkungen aus Indien entschlossen sich die Engländer endlich, eine große Unternehmung gegen den Kaiserkanal, eine Hauptverkehrsader des Landes, und Nanking zu wagen. Die Stadt wurde gleichzeitig von der Land- und Wasserseite angegriffen; nur 4500 Mann Landungstruppen waren zur Stelle. Jetzt endlich machten die Chinesen, als die eine halbe Million hungernde Menschen zählende Bevölkerung mit Meuterei drohte, Ernst mit den Friedensverhandlungen, welche mit dem Frieden von Nanking den Krieg endeten. In diesem hatten die Chinesen wenn auch nicht Tapferkeit, so doch Mut im Dulden und Ertragen, Anhänglichkeit an Vaterland und Nationalität, nicht minder Treue gegen Kaiser und Reich bewiesen.

Der ganze Krieg hätte weit schneller beendet werden können, wenn die englischen Admirale sich nicht von den chinesischen Diplomaten wiederholt hätten täuschen lassen und bessere Kenntnis von der Beschaffenheit der angeblich zahllosen Streitmacht der Chinesen gehabt hätten. Der nächste Feldzug, von dem später die Rede, zeigt die Chinesen schon besser vorbereitet, nicht zu gedenken der neuesten Ereignisse in Tongking, in deren Verlaufe ein nach europäischer Art gebildetes und bewaffnetes chinesisches Heer den Franzosen sogar eine sehr ernste Niederlage beigebracht hat.

Wir wenden nun unsre Blicke nach Ostindien, dem Zentrum der englischen Welt- und Handelsherrschaft, mit dessen Besitz die Bedeutung Englands als Großmacht auf das innigste verbunden ist.

**Kriege mit den Sikhs.** Schon einmal sind wir diesem, das westliche Indien bewohnenden Volke begegnet; lange Jahre hatten sie sich ruhig verhalten, bis

ihnen der Krieg mit den Afghanen Gelegenheit gab, mit neuen Feindseligkeiten hervorzutreten. Wir wollen dem wechselvollen Verlaufe dieser beiden Kriege von 1845—46 und 1847—49 nicht im einzelnen folgen; Sieg und Niederlage lösten einander ab, denn die Sikhs sind der kernigste Teil der Bevölkerung Indiens, ein kräftiger, tapferer Menschenschlag, welche mehr noch als die weichlichen Hindus die englische Herrschaft nur mit Widerstreben dulden. Im ersten Jahre des Kriegs erkämpfte das 16000 Mann starke englische Heer unter Gough einen Sieg über die 50000 Mann zählende Armee der Sikhs, auf welchen 1846 am 10. Februar eine Entscheidungsschlacht an den Ufern des Indus folgte, bei welcher Gelegenheit 20000 Sikhs in den Fluß gedrängt wurden und ertranken. — Eine Militärrevolte eingeborner Truppen leitete den zweiten Krieg im Jahre 1847 ein. Hier erlitten die Engländer durch das 30000 Mann zählende Heer der Sikhs eine Niederlage, welche ihnen 2300 Tote und Verwundete, drei Fahnen, vier Geschütze kostete; die englische Kavallerie wurde in einer bisher unerhörten Weise geworfen. Durch Zuzug aus Afghanistan vermehrte sich das feindliche Heer bis auf 50000 Mann, denen Gough nur 20000 entgegen stellen konnte. Zum erstenmal entschloß sich der englische Feldherr, als am 27. Februar die Schlacht entbrannte, seinen Angriff durch Artillerie, ganz nach den Grundsätzen der neuesten Taktik, vorbereiten zu lassen. Die englische Armee rückte, nachdem 80 Geschütze die feindliche Artillerie zum Schweigen gebracht hatten, wie auf dem Paradefelde gerichtet zum Sturm auf die Verschanzungen vor, nahm sie und brachte dem Feinde eine schwere Niederlage bei. In der Nähe eines großen Buddhatempels bei Marikhalah legten die Sikhs am 12. März 1849 unter Ausbrüchen der Verzweiflung die Waffen nieder.

**Krieg mit den aufständischen Sipoys und Vasallenfürsten 1857—60.** Gefährlicher als die sämtlichen geschilderten kriegerischen Verwickelungen mit Birma, China, Afghanistan und den Sikhs war für die englische Macht in Asien der im Jahre 1857, nach Beendigung des orientalischen Krieges, ausbrechende große Aufstand. Die fortdauernden Bedrückungen und Absetzungen einheimischer Fürsten, Ungerechtigkeiten und mangelhafte Ausführung geschlossener Verträge von seiten englischer Beamten und Militärpersonen, dazu Religionshaß, gaben den Zündstoff ab, an dem sich die Flammen des Aufruhrs beinahe im ganzen Lande, mit Ausnahme der südlichen Teile der vorderindischen Halbinsel, entfachten. Die Gärung im Volke zeigte sich zunächst bei den eingebornen Soldaten, welche der Zahl nach, wie schon erwähnt, den englischen Soldaten um das Sechsfache überlegen waren und vielfach die ausschließliche Garnison der festen Plätze bildeten. Die meisten befanden sich bei der Armee von Bengalen; der geringe Sold und die Mißachtung, welche die englischen Offiziere für die nur in den subalternen Chargen dienenden Sipoyoffiziere an den Tag legten, erzeugte Groll und Neid. Eine Fabel dagegen ist es, wenn erzählt wird, die Einführung der neuen Enfieldbüchse mit ihren gefetteten Patronen sei die Ursache des Aufstandes geworden.

Die englischen Truppen zerfielen in drei größere Massen, die Armee von Bombay, 59000 Mann, die von Bengalen, 174000 Mann, die von Madras, 51000 Mann, welche in 185 Stationen und Garnisonen verteilt waren. — Vorweg sei erwähnt, daß sich die Zivilbevölkerung fast gar nicht am Aufstande

beteiligte und die einheimischen Fürsten zum Teil sogar ihren Unterdrückern Beistand leisteten. Wenn es im Verlaufe dieser Kämpfe zu den empörendsten Grausamkeiten von seiten der Sipoys gekommen ist, wenn man schaudernd vernimmt, daß auch hilflose Greise, Weiber und Kinder unter den entsetzlichsten Martern getötet und lebendig verbrannt wurden, so darf man nicht übersehen, daß auch die Engländer bei Aufstandsversuchen in früheren Jahren rücksichtslos genug verfahren, die Schuldigen zu Hunderten vor den Mündungen der Kanonen niederkartätscht hatten.

Im Lager der Sikhs. Britische Hilfstruppen.

Sehr zu statten kam es den Engländern, daß die kriegerischen Sikhs nicht sich dem Aufstande, sondern aus religiösen Ursachen den Engländern anschlossen. Die englische Herrschaft, welche sich nur auf die wenigen Tausend Engländer mit Sicherheit verlassen konnte (doch nur eine Handvoll Menschen gegenüber den unzähligen Millionen, welche dieses weite Gebiet bevölkern), wurde nur durch die dem britischen Nationalcharakter eigne Entschlossenheit und Todesverachtung vor der schlimmsten Katastrophe bewahrt. Hierbei kam

den Engländern die außerordentliche Tüchtigkeit der Generale, wie Campbell, Havelock, Parker, Outram, Rose und andrer zu gute, während die Aufständischen, trotz der von den hervorragendsten Führern, wie Nena Sahib, Tantia Topi, Schaher Singh, entfalteten wilden Energie, ohne einheitlichen Plan handelten, nicht gleichzeitig losschlugen, und so der Anwendung des Prinzips divide et impera von seiten der Engländer erliegen mußten. Auf drei Jahre verteilen sich die Kämpfe dieses Krieges. Am 10. Mai 1857 brach der erste Massenaufstand zu Mirut in Bengalen bei einem dort in Garnison liegenden Kavallerieregimente aus, dem sich zwei Infanterieregimenter anschlossen. Der „Großmogul" von Dehli, Suradscha Schah, schloß sich dem Aufstande an und gab ihm dadurch einen nationalen Charakter. Bedenklicher war, daß die Magazine in Dehli, die größten der Nordprovinzen, den Meuterern in die Hände fielen. Von Dehli griff die Empörung weiter im Stromlande des Ganges, dem eigentlichen Hindostan. Nena Sahib, ein von den Engländern nicht anerkannter marathischer Thronprätendent, ließ, von unauslöschlichem Haß gegen die Engländer getrieben, in Kanhpur die dortige schwache Besatzung, trotz Versprechens freien Abzugs, bis auf den letzten Mann niedermetzeln. Die von den Engländern formierten fliegenden Kolonnen zählten immer nur wenige tausend Mann, denen eine überwältigende Zahl beim Feinde gegenüberstand. Die kleine Festung Lakhnau wurde von 200000 Rebellen eingeschlossen, so daß der zum Entsatz herbeieilende General Havelock selbst unter ihren Mauern Schutz suchen mußte. Dehli wurde nach dreimonatlicher Belagerung und sechstägigem erbitterten Kampfe am 21. September erstürmt. Das Belagerungsheer, welches überdies noch von der Cholera arg heimgesucht wurde, leistete bei dieser Belagerung in der glühendsten Sommerhitze Übermenschliches an Ausdauer und Hingebung. Wenn die Sieger alle Rebellen über die Klinge springen ließen, so war dies eine Vergeltung für Kanhpur. Grausamkeiten des einen Teiles finden naturgemäß bei dem andern ihren Widerhall. Campbells Versuch, Lakhnau und den daselbst eingeschlossenen Havelock zu entsetzen, gelang, doch zog sich nun das ganze kleine englische Heer vor der ungeheuren Übermacht der Rebellen nach Allahabad am mittleren Ganges zurück. Zwar wurde Tantia Topi am 6. Dezember entscheidend von Campbell geschlagen, ihm auch sein ganzes Geschütz bei der Verfolgung abgenommen, doch gelang es nicht, aus Mangel an Truppen, des Aufstandes Herr zu werden, so daß die Lage der Engländer Ende 1857 eine recht bedrängte blieb. Mittlerweile langten zahlreiche Nachschübe an Truppen aus dem englischen Mutterlande an, so daß 1858 mit verstärkten Mitteln gegen den Aufstand eingeschritten werden konnte. Am wichtigsten waren die Siege des Generals Rose, welcher Tantia Topi am 22. Mai bei Kalpi schlug.

Der weitere Erfolg der mit geordneten Feldschlachten und Belagerungen verbundenen Operationen im Jahre 1858 war so günstig, daß der eigentliche Aufstand zu Anfang 1859 überall niedergeworfen war und für dieses Jahr nur ein kleiner Krieg zu führen übrig blieb, in welchem die einzelnen gegen Norden, namentlich gegen Nepal entkommenen Rebellenscharen verfolgt und teils aufgerieben, teils zerstreut wurden.

Henry Havelock bei Lakhnau.

Tantia Topi wurde im April 1859 durch Verrat gefangen und dann hingerichtet; der tapfere Brahmane mußte den schmählichen Tod des Hängens erleiden anstatt des ehrlichen Soldatentodes durch Pulver und Blei. Nena Sahib entkam nach Nepal und ist dort verschollen. Zu Anfang 1860 wurde die gänzliche Unterdrückung des Aufstandes verkündigt, welche zur Befestigung der englischen Macht in Indien sehr wesentlich beitrug. Die wichtigen Folgen dieses Krieges waren vor allem der Übergang der Souveränität über das anglo-indische Reich auf die englische Krone und Vermehrung der europäischen Elemente in der Armee gegenüber den eingebornen.

In der eingebornen Armee herrschen viele Verschiedenheiten im Vergleich zu den englischen Regimentern. Der Waffenrock ist rot, blau, grün oder grau, weiße, nach unten sich verengende Beinkleider, Schuhe ungeschwärzt, als Kopfbedeckung wollene Mütze oder Turban, während die Truppen der englischen Regimenter den Korkhelm mit einem auf den Nacken und die Schultern herabfallenden weißen Leinentuch, zum Schutze gegen die Sonne, tragen. Exerzierreglement und Kommandosprache der eingebornen Regimenter ist englisch, die Hälfte der Offiziere sind Eingeborne, ebenso sämtliche Unteroffiziere. Der Ersatz erfolgt durch Werbung. Eine Eigentümlichkeit der indischen Armee im Kriege sind die Lastelefanten, deren viele Hundert nötig sind; Kamele wurden im Sudanfeldzuge zum Transport des zahlreichen Gepäcks zu Tausenden benutzt; auch besteht ein mit Kamelen berittenes Ordonnanzkorps.

Die soeben in Kürze geschilderten Kriege der Engländer in Ostindien stellen der Tapferkeit und heldenmütigen Haltung des englischen Heeres ein glänzendes Zeugnis aus, namentlich in anbetracht der ungeheuren Schwierigkeiten, welche sich der Kriegführung in den riesenhaften Ausdehnungen der Kriegsschauplätze, der Unzuverlässigkeit der eingebornen Truppen, in dem fremdartigen Klima und Terrain entgegenstellten; sie alle hat die eiserne Energie des britischen Nationalcharakters und die mit großem Geschick durchgeführte Leitung der englischen Politik in Asien zu überwinden gewußt.

Für die englische Armee sind diese Kriege eine vortreffliche Schule geworden, aus der kriegsgewöhnte Truppen und bewährte Führer in großer Zahl hervorgegangen sind. In Ostindien herrscht seit Unterdrückung des Aufstandes Ruhe; von neuen zahlreichen Kolonialkriegen gegen China, Afghanistan, dann in Afrika wird später die Rede sein. Wir wenden uns nunmehr wieder europäischen Verhältnissen zu.

Neues Soldatenbuch II.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

## Französische Armee.

Jäger zu Pferde. Turko. Infanterie-Offizier Spahis-Offizier. Lancier. Dragoner. Infanterist.

Der 29. Juli 1830. Straßenkampf in Paris.

## 5. Kriegerische Verwickelungen der Franzosen und Spanier. — Kämpfe der Franzosen in Algier. — Karlistenkrieg in Spanien.

Durch den zweiten Pariser Frieden war in dem tiefbewegten Frankreich eine Zeit der Ruhe eingetreten, welche im Jahre 1823 durch einen kurzen und mühelosen Feldzug gegen Spanien auf nur kurze Zeit unterbrochen wurde. Es handelte sich darum, in diesem Nachbarlande das unbeschränkte Königtum wieder herzustellen. Zu diesem Zwecke rückte, vom Könige Ferdinand herbeigerufen, ein französisches Heer über die Pyrenäen und zog nach wenigen Wochen bereits siegreich in Madrid ein. Militärisch ist dieser Feldzug, welcher nur wenige unbedeutende Gefechte gegen bewaffnete Banden aufweist, von sehr geringem Interesse. Ein größeres, gänzlich andrer Art, bietet die französische Julirevolution des Jahres 1830 mit ihrem dreitägigen Straßenkampfe, in

welchem das Volk, in dessen Reihen Arbeiter und Studenten neben Veteranen des Kaiserreichs kämpften, die Herrschaft der verhaßten Bourbonen abschüttelte. In großartigem Maßstabe spielten hierbei die Barrikaden, jene aus Steinen, Wagen, Möbeln, Kisten, Eisenbahnschienen und andern Dingen hergestellten Sperrungen, eine große Rolle. Die Barrikaden machten mit den revolutionären Ideen, durch welche sie hervorgerufen wurden, ihre Runde durch ganz Europa, so daß wir in der Folgezeit, namentlich in den Jahren 1848 und 1849, Barrikadenkämpfen in Wien und Berlin, Brüssel und Mailand, Prag und Krakau, Neapel und Dresden und zahlreichen andern Orten begegnen. Die hauptsächlichsten aus der Betrachtung dieser Kämpfe sich ergebenden Lehren sind: entschiedenes Einschreiten hindert in der Regel den Bau überhaupt, ist er erfolgt, muß mit voller Energie gegen denselben vorgegangen werden; Artillerie, welche der Feind, doch meist regellos kämpfende Banden, selten besitzt, muß die Barrikaden zusammenschießen. Gelingt dies nicht, vielleicht weil es in engen und gekrümmten Straßen nicht möglich ist, sie auffahren zu lassen, so bleibt nur übrig, den Kampf mit Infanterie führend, bis zu den Barrikaden vorzudringen, entweder innerhalb der Häuser mittels Durchschlagens der Wände oder, wenn der Widerstand nur schwach ist, längs den Häusern auf der Straße. Barrikadenkämpfe zählen zu den hartnäckigsten und verlustreichsten für den Angreifer, auch haben sie das Eigentümliche, daß man es mit einem Gegner zu thun hat, dessen Stärke man nicht kennt, denn er kämpft nur hinter Deckungen und Mauern und in bürgerlicher Kleidung, auch kann er sich durch Wegwerfen der Waffen in jedem Augenblick unkenntlich machen. Die schneidendste Energie vermag allein in solchen Kämpfen zu triumphieren, Rücksichten auf Zerstörung von Häusern und Eigentum müssen schwinden; manches Haus wird in Trümmer geschossen werden. Es mögen dies die Urheber des Aufstandes verantworten. „Städte sind leichter aufzubauen als Staaten", antwortete treffend Fürst Windischgrätz einer Deputation Prager Bürger im Jahre 1849. Der gewaltigste Straßenkampf neuerer Zeit ist derjenige der Pariser Kommune im Jahre 1871; von demselben später.

Eine kurze kriegerische Episode des französischen Bürgerkönigtums unter Ludwig Philipp wollen wir in Kürze erwähnen, die Belagerung von Antwerpen im Jahre 1832. Im Verlaufe der belgischen Revolution, durch welche Holland von Belgien getrennt und welche von Frankreich und England unterstützt wurde, hielt sich tapfer in der Citadelle von Antwerpen bis aufs äußerste eine kleine holländische Besatzung unter General Chassé, einem alten napoleonischen Offizier. Ein französisches Heer von 60000 Mann unter Marschall Gérard mit 80 Belagerungsgeschützen rückte in Belgien ein; 16—18000 Mann wurden zur Belagerung verwendet, die am 29. November begann. Die Besatzung bestand aus 4300 Mann, die Armierung aus 145 Geschützen. Die Belagerung, welche fast vier Wochen dauerte, ist besonders merkwürdig, weil sie nach allen Regeln der Belagerungskunst systematisch betrieben wurde und die Übergabe der Festung am 23. Dezember erst dann erfolgte, als sie ein völliger Schutthaufen und der Angreifer bis auf das Glacis der Festung vorgedrungen war. Die bedeutende Zahl von 95000 Schuß wurde gegen die

Festung, 42000 von dieser gegen den Angreifer abgegeben. Man bediente sich besonders zahlreicher Wurfgeschütze, unter andern auch in den letzten Tagen eines tausendpfündigen Mörsers von 22 Zoll Durchmesser. Die holländische Besatzung bewies eine hohe Ausdauer und Hingebung, doch hatte es auch den Franzosen an solcher nicht gefehlt.

Neuerdings ist Antwerpen, nachdem man die alten Festungswerke beseitigt hat, nach dem Plane des General Brialmont zu einem gewaltigen Waffenplatze ersten Ranges gemacht worden, von bedeutender Widerstandsfähigkeit und groß genug, um nötigenfalls die ganze belgische Armee aufzunehmen. Wir werden später bei Betrachtung des Festungsbauwesens einiges darüber beibringen.

Franzosen im Kampfe mit Beduinen. Zeichnung von A. Beck.

Wir müssen uns nun einem andern Thema zuwenden, den Kriegen Frankreichs in Algier.

Von 1830—57 hat Frankreich einen fast ununterbrochenen Krieg zur Unterwerfung Algiers geführt, von dem wir hier eine gedrängte Charakteristik geben wollen. Den äußeren Anlaß zur Kriegserklärung gaben Plackereien, welche die Franzosen bei der Korallenfischerei an der Küste von Algier auszustehen hatten, und die persönliche Beleidigung des französischen Konsuls am Hofe des Deis. — Den Schauplatz dieser Kämpfe bilden die nordafrikanischen Landschaften Konstantine, Algier, Oran und ein Teil der sogenannten algerischen Sahara, im ganzen ein Flächenraum größer als Deutschland. Während die südlichen Teile, zwei Drittel des Ganzen, von der Sahara eingenommen werden, ziehen sich durch das nördliche Drittel die verschiedenen Ketten des Atlasgebirges, dessen Nordabhang, Tell genannt, von ackerbauenden, seßhaften Stämmen, der

Südabhang dagegen, nebst den von den Randgebirgen eingeschlossenen Plateaus, von Nomaden und Hirten bewohnt wird. Der Tell ist die kultivierteste Gegend des Landes. Hauptstadt des Landes ist Algier, zugleich der beste Hafenplatz. Von den Römern erbaut, dann in Verfall geraten, erhielt Algier erst Bedeutung, als der Barbaresken- und Seeräuberfürst Horuk Barbarossa sich der Herrschaft bemächtigte und der Sultan in Konstantinopel Schirmherr des Landes wurde. Bis in die neueste Zeit hinein hatte der Seeräuberstaat Algier, gleich dem von Tunis, Europa Trotz geboten. Selbst die wiederholten Expeditionen der Engländer, Franzosen und Spanier, seit Karls V. Zeiten bis zum Jahre 1816, hatten den Übermut des Deis, trotz mehrfacher Beschießung der Stadt, nicht zu brechen vermocht. 1682 sandte Ludwig XIV. eine Flotte nach Algier, um die Stadt zu bombardieren; als Antwort ließ der Dei den französischen Konsul bei lebendigem Leibe in einen Mörser laden und der Flotte entgegenschicken. Die Janitscharen, welche hier wie in der Türkei den Kern des Heeres ausmachten, übten eine völlige Militärdespotie aus. Man wird es jetzt kaum noch verstehen, wenn man daran erinnert, daß die einzelnen europäischen Staaten mit den Deis von Algier und Tunis völlige Verträge geschlossen hatten, um sich durch Tribut oder Freipässe den Wirkungen der Seeräuberei zu entziehen.

Die Bevölkerung des Landes bestand aus Berbern oder Kabylen, welche die ursprüngliche Einwohnerschaft ausmachen, ferner Arabern oder Beduinen und Mauren, 200 000 Europäern, 30 000 Juden, im ganzen etwa 3 Millionen Menschen. Die arabischen und kabylischen Teile der Bevölkerung erscheinen als die kriegstüchtigsten und leisteten, wie wir sehen werden, als ihr Kampf gegen die Franzosen durch fanatische Führer und Priester zum Glaubenskriege, zum „heiligen Kriege“ gemacht wurde, einen sehr zähen Widerstand. Ihre Kampfweise besteht in Überraschungen, indem ungeschlossene Reiterscharen, plötzlich auftauchend, sich in ungestümen Angriffen auf den Feind stürzen, ferner in einem, mit Benutzung des günstigen Terrains in den heimischen Bergen, mit größter Kühnheit geführten Parteigängerkriege. Von geordneter Taktik konnte nur zum Teil die Rede sein. Die Stadt Algier selbst war nach alter Art befestigt und mit einer zahlreichen, wenn auch zum Teil veralteten Geschützausrüstung versehen.

Am 25. Mai 1830 segelte der französische General Bourmont mit einer aus fast 500 Fahrzeugen aller Art bestehenden Kriegs- und Transportflotte, mit 35 000 Mann Landungstruppen an Bord, von Toulon ab und landete am 14. Juni westlich von Algier ohne Hindernis. Nach kurzem Bombardement ergab sich Algier; der Feind sprengte das die Stadt beherrschende Kaiserfort in die Luft nach tapferster Verteidigung. Der Dei selbst erwirkte sich freien Abzug mit seiner Familie, wogegen er sein Land den Franzosen übergab. Europäische Bewaffnung und Kriegskunst hatten einen glänzenden Sieg davongetragen, dies lehrt schon der beiderseitige Verlust; der französische soll sich auf etwa 3500 Mann, derjenige der Truppen des Deis auf 12 000 allein an Toten belaufen haben. Unermeßlich war die Beute der Sieger, außer 1500 Kanonen, 17 Kriegsschiffen 49 Millionen Frank an barem Gelde. Nach der Einnahme der Hauptstadt kam es zu einer Reihe von erbitterten Kämpfen mit den Häuptlingen

der Araber, deren Anerbietungen Bourmont thörichterweise zurückgewiesen hatte. In der Nähe von Blidah wurde er sogar überfallen und mußte mit Verlust zurück. Die Schwierigkeiten der Eroberung begannen nun erst. Nach der Julirevolution wurde Bourmont abberufen; sein Nachfolger Clausel, welcher die ersten afrikanischen Truppen, Zuaven und Spahis, formierte (von denen schon früher die Rede war), schloß einen unvorteilhaften Vertrag mit Tunis und wurde infolgedessen ebenfalls vom Oberkommando entfernt. Eine ernste Niederlage erlitten die Franzosen bei einem Streifzuge nach Medeah; die Nachhut wurde im Gebirgspasse von Tenia völlig überwältigt; eine Panik ergriff die ganze Kolonne und nur die furchtlose Haltung der neugeschaffenen Zuaven, geborne Araber, unter ihrem tapferen Kommandeur Duvivier, rettete sie vor völliger Vernichtung.

Aufstellung einer Kompanie Fremdenlegion im Karree.

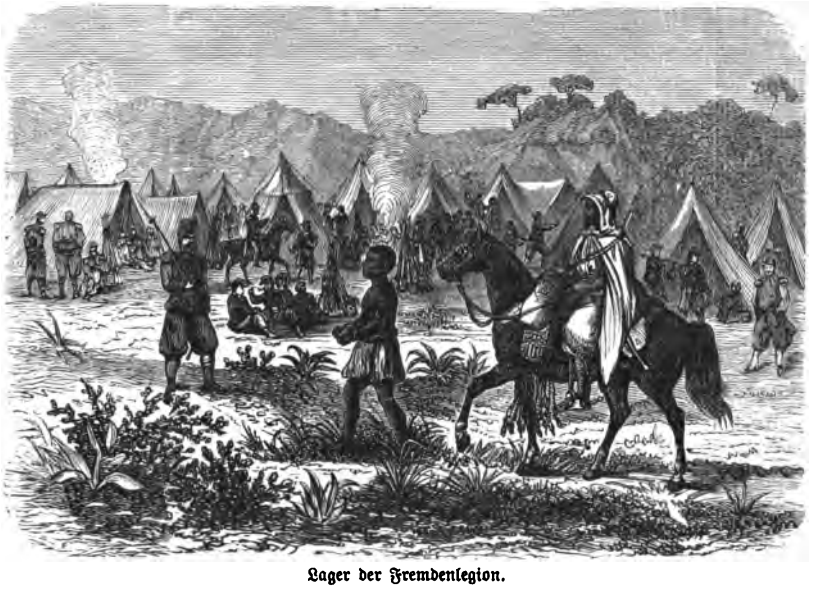
Dieser Überfall erweckte den Franzosen neue Feinde, deren Führung nunmehr der von den arabischen Stämmen um Maskara zum Oberhaupte gewählte Abd el Kader übernahm, ein Gegner, wie ihn einst die Römer an Jugurtha fanden. Schlau und unternehmend, reich an Plänen und Hilfsmitteln, als Priester (Marabut) und Heerführer mächtig durch sein unbegrenztes Ansehen bei den Eingebornen und den Fremdlingen überlegen durch Kenntnis der Gegend und der Natur der Bewohner, widerstand Abd el Kader lange Jahre mit Glück und Erfolg den französischen Waffen; wenn in einem Jahre seine Macht gänzlich gebrochen schien, rückte er im nächsten mit vermehrten Streitkräften ins Feld; er errichtete auch reguläre Bataillone und verbesserte sein Militärwesen in jeder Beziehung. Durch die Schlacht von Makta 1835, in welcher Abd el Kader einen glänzenden Sieg errungen hatte,

wurde das Ansehen der französischen Waffen auf lange Zeit hinaus vernichtet, ja der Besitz von Algier beinahe in Frage gestellt. Das Jahr 1836 brachte den Franzosen eine neue schwere Niederlage bei Tafna, die Rache für die Niederbrennung von Maskara, wo der Emir seinen Sitz hatte; auch ein Angriff auf die Bergfestung Konstantine mißlang. Die Kriegführung der Araber war den Franzosen ebenso neu als furchtbar; ein Feldzug im europäischen Sinne war ihnen gegenüber nicht möglich. Blitzschnell erscheinend, Wachen und Posten bei Nacht überrumpelnd, heute in der Front, morgen im Rücken der marschierenden Kolonnen auftauchend, schnellfüßig auf ihren flinken Rossen verschwindend, wenn sie sich der Übermacht gegenüber sahen, nirgends recht greifbar, war es unmöglich, sie einzuholen oder zu umgehen, während der mit schwerem Gepäck beladene französische Soldat, bei den steten Hin- und Hermärschen in großer Hitze oder strömendem Regen, moralisch und physisch völlig erschöpft wurde. Wehe auch den Nachzüglern auf dem Marsche und den Gefangenen! In der Regel schnitt der Feind den Unglücklichen, die in seine Hände gefallen waren, den Kopf ab und nahm ihn als Trophäe mit sich. — Die Zahl der französischen Truppen, welche für die einzelnen Expeditionen verwendet wurden, überstieg zwar meist nicht unbedeutend diejenige der gegnerischen Scharen, die zu bekämpfen waren, allein die Überlegenheit der Zahl ließ sich bei der Eigentümlichkeit der Terrainbeschaffenheit und der feindlichen Kriegführungsweise nur in höchst seltenen Fällen geltend machen. Unter 50000 Mann hat die Stärke der französischen Armee in Algier in keinem Feldzugsjahre betragen, wohl aber nicht selten, wie namentlich seit dem Jahre 1841, 80000 Mann. In diese Zeit fällt auch die Bildung der französischen Fremdenlegion, meist aus politischen Flüchtlingen, unruhigen Köpfen und Abenteurern aus Deutschland, Polen, Italien bestehend.

Zwar gelang es dem General Bugeaud, welchem seine Kriegsthaten in Afrika den Marschallstab und den Titel Herzog von Isly eintrugen, mit Abd el Kader 1837 einen Frieden zu schließen, doch war es nur ein solcher zum Schein. Die Franzosen richteten ihre Streitkräfte nach der östlich gelegenen Provinz Konstantine und erstürmten die gleichnamige Hauptstadt (das feste Cirta des Altertums, lange der Zentralplatz der Römer in Nordafrika; von Genserich erobert, von Belisar wieder genommen) nach einem furchtbaren zweistündigen Kampfe. Der tapfere General Damrémont blieb auf der Bresche, die von den Zuaven unter Oberstleutnant Lamoricière erstürmt wurde. Mittlerweile unterwarf sich Abd el Kader alle arabischen Stämme südlich bis zur Wüste und steigerte seine Macht bis zu einer bedrohlichen Höhe.

Einen vom französischen General Valée im Jahre 1838 unternommenen Streifzug nach dem Engpasse des „Eisernen Thores“ betrachtete der Emir als eine Verletzung seines Gebietes und begann von neuem, ohne Kriegserklärung, den heiligen Krieg, indem er sich mit seiner ganzen verstärkten Macht auf die unvorbereiteten Franzosen warf. Die Niederlassungen der Europäer wurden überfallen und verwüstet; 40000 Araber streiften bis vor die Thore Algiers, sengend und plündernd; die Frucht aller Kämpfe und Anstrengungen schien verloren. Abd el Kader stand auf dem Höhepunkte seiner Macht; die

einzigen Vorteile, welche auf französischer Seite erkämpft wurden, waren im Jahre 1840 die Wiedereinnahme von Medeah und Milianah; 12000 Menschenleben und 50 Millionen Frank Kriegskosten erforderte dieses eine Kriegsjahr! Endlich im Jahre 1841 übernahm der schon erwähnte Bugeaud das Generalgouvernement. Valée mußte zurücktreten. Mit Bugeaud begann ein neues System der Kriegführung, nämlich häufige Beutezüge oder Razzias gegen einzelne Stämme, Bestechung der Beduinenführer und Belohnung der getreuen Stämme.



Lager der Fremdenlegion.
Ein Spahi liefert einen eingebornen Verbrecher an einen Unteroffizier der Fremdenlegion ab.

Unter jenem thätigen und umsichtigen Befehlshaber bildete sich auch jene bekannte Reihe ausgezeichneter Offiziere der algerischen Schule, wie Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Pelissier u. a. Am 17. Mai 1841 setzte sich General Bugeaud mit 17000 Mann gegen Tekedempt, dem Hauptsitz Abd el Kaders, in Marsch, verbrannte diesen Ort und zog gegen Maskara, eroberte es und verwandelte es in einen Schutthaufen. Einige Stämme unterwarfen sich, die übrigen blieben neutral. Abd el Kader hatte sich in Saida, vier Tagemärsche von Maskara, verschanzt. Im Oktober brach Bugeaud auf, um den Emir anzugreifen. Dem Berichte eines Augenzeugen dieser Kämpfe, eines Majors der Zuaven, entnehmen wir einige für die Art dieser Kämpfe interessante Details: „Je näher wir gegen Saida kamen, desto mehr häuften sich die Berichte der Greuelthaten, welche die Araber gegen einzelne unsrer Waffenbrüder verübt hatten. Den Gefangenen waren Nasen und Ohren abgeschnitten worden und dann hatte man sie gefesselt liegen lassen, den Raubtieren zur Beute. Unsre Soldaten stachelte diese Barbarei zur Wut an, und sie stürmten darauf los wie

wahnsinnig.“ — Saida wurde genommen, Abd el Kader flüchtete nun nach Marokko. Obwohl noch an einer Fußwunde leidend, erschien er im Sommer abermals unerwartet mit einer bedeutenden Streitmacht, wurde aber bei Tlemsan geschlagen und nach Marokko zurückgetrieben. — Jetzt bequemten sich die feindlichen Stämme zur Ruhe, Abd el Kaders Macht schien gebrochen. Aber es schien nur so. Denn der kühne Emir tauchte bald von neuem auf; wo er sich zeigte, fielen die Stämme von Frankreich ab, und die Generale Lamoricière und Changarnier mußten vor dem unwiderstehlichen Manne zurückweichen. Bugeaud selbst unternahm eine Expedition ins Innere des Ostens von Algier, um die Kabylen zu unterwerfen. Allein der Emir entschlüpfte seinen Händen und fand wiederum in Marokko Zuflucht, während die damals 80000 Mann starke französische Armee durch Krankheiten und Kämpfe binnen kurzer Zeit 27000 Mann einbüßte. Auch das Jahr 1843 änderte nichts an der Sachlage. Zwar eroberten die Franzosen das Lager des Emirs, die sogenannte Smala, mit all seinen Herden, auch seinen Schatz und machten 3600 Gefangene; aber Abd el Kader machte dies nicht mutlos. Er kämpfte fort, erschien im Mai 1844 sogar auf französischem Gebiete, mußte aber dem tapferen Lamoricière weichen. Frankreich begehrte jetzt vom Sultan von Marokko, daß er Abd el Kader keinen Schutz mehr gewähre.

Darüber kam es zu Streit und Hader, sodann zum Kampfe mit den Marokkanern und Abd el Kader. Die Schlacht an den Furten des Flusses Isly am 13. August brachte die Friedenspartei in Marokko ans Ruder, deren Einfluß schon durch das Bombardement von Tanger und Mogador durch die französische Flotte gewachsen war. Man schloß nun mit Marokko Frieden. Schon am 15. April stand Abd el Kader wieder auf Algiers Boden.

Dieser Einfall Abd el Kaders bot Erscheinungen, welche zum erstenmal hoffen ließen, daß Frankreich den Emir bald gänzlich überwinden werde. Wie gewöhnlich hatte Abd el Kader den Scheichs die Aufforderung zukommen lassen, sich dem heiligen Kriege anzuschließen. Aber seit er den Schutz des Sultans von Marokko verloren, dessen Ansehen und Einfluß im nördlichen Afrika sehr groß ist, war ein Teil des Nimbus, welcher die Person des Emirs umgab, geschwunden. Die Häupter der Stämme schwankten oder erklärten unumwunden, das Frankreich gegebene Versprechen halten zu wollen, und der Emir selbst flüchtete wiederum auf das marokkanische Gebiet. Unerschöpflich an Hilfsmitteln und von rastloser Thätigkeit, baute er auf den Religionshaß der Mohammedaner und auf den Wankelmut und die Treulosigkeit der Kabylenstämme einen neuen Kriegsplan. Diese neuen Aufstände konnten nur durch die rücksichtsloseste Energie der mit den Razzias beauftragten Generale niedergeschlagen werden. Leider begingen die Franzosen hierbei Grausamkeiten, die man von zivilisierten Völkern nicht erwarten sollte; das bemerkenswerteste Beispiel dieser Art liefert das Verhalten Pelissiers gegen die in der Höhle von Dahra eingeschlossenen Kabylen. Oberst Pelissier, derselbe, welcher später in der Krim kommandierte, trieb einen Kabylenstamm so sehr in die Enge, daß demselben nichts andres übrig blieb, als in die weiten Höhlen von Dahra, welche eine Art unterirdische Stadt bilden, Schutz zu suchen.

Marschall Bugeaud nach der Schlacht an der Isly. Zeichnung von C. Delort.

Man wagte es nicht, die Kabylen in die dunklen Schlupfwinkel zu verfolgen. Drei Tage lang lagerte Pelissier vor dem Eingange der Höhlen und trotzig wiesen die Kabylen die Aufforderung, sich zu ergeben, ab. Da verlor Pelissier die Geduld und befahl, in den Höhlengängen Feuer anzuzünden und die Unglücklichen heraus zu räuchern oder zu ersticken. Auf diese Art fanden 400 Kabylen, darunter Greise, Weiber und Kinder, ihren Tod.

Eine allgemeine Stimme des Unwillens und Entsetzens erhob sich in Europa gegen diese Unthat und diese Art des französischen „Kolonisationssystems". Aber allerdings hatte das System des Schreckens die Wirkung, daß zuletzt Abd el Kader von allen verlassen und gezwungen wurde, sich am 21. Dezember 1847 an den General Lamoricière zu ergeben, mit der Bedingung freien Abzugs nach Ägypten. Allein die französische Regierung bestätigte diesen vom Sohne des Königs Ludwig Philipp, dem Herzog von Aumale, selbst abgeschlossenen Vertrag nicht, sondern ließ Abd el Kader mit seiner Familie und seinem ganzen Gefolge nach Frankreich bringen, wo er mehrere Jahre in strenger Aufsicht gehalten wurde, bis ihn Napoleon III., nachdem er den Thron bestiegen, unter prunkenden Aufzügen nach Brussa in Kleinasien entließ und ihm einen Jahrgehalt anwies. Im Krimkriege bot er seine Dienste an, die aber abgelehnt wurden. Vor wenigen Jahren erst ist der merkwürdige Mann, dessen Leben und Thaten eine auffällige Ähnlichkeit mit dem Nationalhelden des Kaukasus, Schamyl, haben, in Damaskus gestorben.

In den zehn letzten Kriegsjahren, von 1847—57, ist der Aufstand sichtlich im Erlöschen. Um den noch nicht ganz unterworfenen aufständischen Stämmen zu imponieren, wurden zeitweise sogenannte militärische Promenaden ausgeführt, welche guten Erfolg hatten, bis endlich im Jahre 1857 die noch unbesiegten Kabylenstämme nach und nach ihre Unterwerfung anboten, so daß am Ende dieses Jahres das ganze Gebiet von Algerien sich im Besitze der Franzosen befindet; allein ihre Herrschaft stützt sich nur auf die Bajonette, denn für friedliche Eroberung auf dem Wege der Kolonisation haben die Franzosen von jeher wenig Geschick bewiesen.

Gleichwohl hat der Besitz von Algerien der französischen Armee einen doppelten Gewinn gebracht. Der hartnäckige Kampf mit den streitbaren Beduinen- und Kabylenstämmen hielt in dem Heere Kriegsruhm und Kampflust wach und wurde für dasselbe in ähnlicher Weise eine praktische Schule des Krieges, wie für die Russen die Kriege im Kaukasus. Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der in Algier verwendeten Regimenter wurden kriegerisch abgehärtet und namentlich für den Sicherungsdienst gut ausgebildet. Eine Kriegführung nach europäischen Anforderungen lernten die Franzosen dort freilich nicht und zeigten sie sich, wie wir sehen werden zu ihrem Schaden, allzu geneigt, ihre dort erworbenen Erfahrungen und Gewohnheiten auch auf europäischen Kriegsschauplätzen und auf einen ebenbürtigen Gegner anzuwenden. Die meisten französischen Generale von einiger Bedeutung haben in Algier den Grund zu ihrem Kriegsruhme gelegt.

Außerdem hat aber der Besitz von Algier der französischen Armee eine große Zahl von zwar rohen, doch tapferen Soldaten, die Zuaven, Turkos und

Spahis, geliefert, welche mit Hingebung unter Frankreichs Fahnen gekämpft haben, wennschon die Annahme, daß man in ihnen eine besonders tüchtige, den eingebornen Franzosen an kriegerischem Wert voranstehende Truppe zu erkennen habe, durch den deutsch-französischen Krieg als eine irrtümliche erkannt worden ist.

Das afrikanische Land bot der französischen Regierung einen geeigneten Boden, um auf demselben eine große Zahl von Unzufriedenen zu beschäftigen; auch Revolutionäre andrer Länder, die nach dem Scheitern ihrer Umsturzversuche in der Heimat in Frankreich Schutz gegen Verfolgung suchten, besonders Polen, dann Deutsche im Jahre 1849, ebenfalls Deserteure aller europäischen Armeen zogen und ziehen noch, halb freiwillig, halb gezwungen, über das Mittelmeer, um in der Fremdenlegion ihr Blut für die Sache Frankreichs auf fremder Erde zu vergießen.

Zumala Carregui. (Zu S. 218.)

**Die Karlistenkriege in Spanien.** Wir haben Spaniens heldenhaftes Ringen mit der herrschsüchtigen Willkür Napoleons zu schildern versucht und dürfen in diesen siebenjährigen Kämpfen eine der großartigsten Äußerungen eines kraftvollen Nationalgefühls erkennen. Die schwer geprüfte Nation sollte aber nicht zur Ruhe kommen. Spanien und Portugal blieben auch nach dem Pariser Frieden und nach der Julirevolution der Herd leidenschaftlicher Parteikämpfe. In einem derselben schritt sogar, wie wir oben kurz erwähnten, Frankreich zu gunsten eines unbeschränkten Königtums ein. Die Partei- und Meinungskämpfe sollten von da ab nicht mehr aufhören. Im allgemeinen hat sich das spanische Volk, sinnlich und romantisch veranlagt, wie es ist, von jeher mehr für eine tapfere, militärische Persönlichkeit, einen kühnen Heerführer und Bandenhauptmann begeistert als für konstitutionelle Staatsformen, welche trotzdem auch ihre Verfechter gefunden haben. Vor allen Dingen hält aber das spanische Volk, namentlich die Land- und Bergbewohner, unter dem mächtigen Einflusse der Geistlichkeit fest an seinen überkommenen Rechten und monarchischen Einrichtungen, während der Mittelstand in den Städten und viele Offiziere der Armee den aus Frankreich überkommenen Ansichten huldigen. Die Armee, in andern Staaten als die feste Stütze des Königtums und der gesetzlichen Ordnung geltend, das blind gehorsame Werkzeug der Politik in der Hand ihres Kriegsherrn, aber selbst sich derselben fern haltend, spielt in Spanien

seit Beginn des Zeitraums, von welchem wir reden, eine hervorragend politische Rolle, ist selbst an allen Parteikämpfen beteiligt. Dies ist einer der schlimmsten Krebsschäden an dem spanischen Staatskörper und eine der Ursachen, welche Spaniens Niedergang verschuldet haben.

Eine an sich geringe Veranlassung wurde im Jahre 1833 das Signal zu einem erbitterten Bürgerkriege, in welchem auch das Heer Partei ergriff; diesen Anlaß gab der Umsturz des salischen Gesetzes, wodurch König Ferdinand VII. seiner Tochter Isabella den Thron sicherte, damit seinen Bruder Don Karlos vom Throne ausschließend. Kaum hatte der König die Augen geschlossen, so pflanzte die weitverbreitete apostolische (Priester-) Partei, welche ihre Hoffnungen auf Don Karlos setzte, die Fahne des Bürgerkriegs auf und rief ihn als Karl V. zum Könige von Spanien aus; seine Anhänger nannten sich Karlisten, die Anhänger der zur Regentschaft berufenen Königin-Witwe Marie Christine dagegen Christinos. Die Karlisten kämpften für die altspanischen Einrichtungen, Legitimität und Priesterherrschaft, die Christinos für die landständische Verfassung und die selbige stützende Regentin. So entbrannte abermals ein siebenjähriger Krieg, in dem Mord, Raub, Verwüstung und alle Greuel, wozu politischer und religiöser Fanatismus, südliche Leidenschaftlichkeit und die Glut spanischen Rachegefühls antreiben können, zum Vorschein kamen. Don Karlos fand besonders Unterstützung in den nördlichen Landschaften, namentlich den rauhen und kräftigen Bergbewohnern der baskischen Provinzen, die ihre alten verbrieften Rechte und Freiheiten (Fueros), insbesondere die Selbstbesteuerung und die Befreiung von der militärischen Aushebung, gefährdet sahen. Angefeuert von Priestern und Mönchen und geleitet von kühnen und unternehmenden Anführern, erhoben die streitbaren Basken das Schwert für den absoluten König, der aus seiner Verbannung in ihre Mitte flüchtete. Die Mehrzahl der Truppen blieb der Königin getreu; sie waren den Gegnern unter der Fahne des Don Karlos an Zahl stets überlegen. Diese dagegen waren kriegstüchtiger und erhielten durch die aus verschiedenen Ländern ihnen zueilenden Freiwilligen militärische Kenntnisse, Ordnung und Kriegszucht. Einer dieser Freiwilligen war der nachmals so berühmt gewordene preußische General August von Goeben, welcher, 1836 ein jugendlicher zwanzigjähriger Leutnant, dem Don Karlos seinen Degen anbot. Den meisterhaften Schilderungen des leider zu früh verstorbenen Feldherrn in seinem Werke „Vier Jahre in Spanien" entnehmen wir folgendes über die karlistischen Truppen: „Jahrelang hatten sie bereits den ungleichen Kampf bestanden und von ihren Gebirgsfesten aus durch alle Provinzen bis zu Gibraltars Felsenküste und bis an die Thore von Madrid den Schrecken ihrer Waffen getragen; und doch deckten kaum die Überbleibsel eines hellblauen Rockes die kräftigen Glieder, während die Füße zumeist nur durch schwache Hanfsandalen auf den rauhen Felsenwegen geschützt waren. Ein scharlachfarbiges oder weißes Baskenbarett (la boina) deckte das Haupt. Die Bewaffnung bestand nur aus dem Gewehre mit um den Leib geschnallter schwarzer Patrontasche, an der das Bajonett, oft ohne Scheide, hinabhing. Statt des Tornisters trugen sie einen leinenen Beutel auf dem Rücken, der nur ein Hemd, ein Paar Sandalen und die Lebensmittel enthielt." —

Aus dem Karliſtenkriege. Zeichnung von L. Burger.

Besonders fehlte es dem karlistischen Heere, wie allen improvisierten Heeren, an Kavallerie. Im Frühjahr 1836, zur Zeit, als Goeben eintraf, bestand dasselbe aus 39 Bataillonen in der Gesamtstärke von etwa 21000 Mann mit 500 Pferden. Diesen geringen Kräften gegenüber befehligte der christinische General Cordova 120000 Mann, von denen freilich über die Hälfte in zahllosen Garnisonen zersplittert war.

Die reguläre spanische Armee, welche in der Mehrzahl unter dem Banner der Königin kämpfte, war wenige Jahre zuvor, 1828, reorganisiert worden; sie ergänzte sich durch Aushebung (Konskription) bei achtjähriger Dienstzeit. Als tüchtig galt besonders die Infanterie, deren Marschfähigkeit von jeher mit Recht gerühmt wird; ein nicht zu unterschätzender Vorzug derselben ist ihre große südländische Bedürfnislosigkeit in bezug auf materielle Dinge. Man sagt, daß der spanische Infanterist, wenn er nur eine Zwiebel und eine Zigarrette habe, einen ganzen Tagemarsch über Berg und Thal bei glühender Hitze, ohne zu ermüden, mit Leichtigkeit zurücklege. — Einen gewaltigen Vorsprung hatten die Karlisten vor ihren Gegnern, den Christinos, durch eine große Zahl thatkräftiger, tüchtiger Führer. Der unbedeutendste von ihnen war freilich Don Karlos selbst; er verlor sich in geistlichen Extravaganzen, ernannte die Jungfrau Maria zur Generalissima des Heeres, widmete ihr eine Standarte und militärische Ehren. Ein ebenso bedeutender Charakter wie Organisator und Truppenführer ist dagegen Zumala Carregui, der Schöpfer des karlistischen Heeres, der hervorragendste Führer desselben; auch der kühne Priester Merino verdient genannt zu werden, der bald mit dem Meßbuche, bald mit der Flinte in der Hand die Bauern und Hirten der Gebirgsthäler für Thron und Altar entflammte, und der unermüdliche Gomez, der durch romantische Züge die Phantasie der Zeitgenossen fesselte. Sie alle stechen vorteilhaft ab gegen die Unfähigkeit der meisten Christinosführer, unter denen selbst der vom Alter gebeugte Mina, der noch kurz vor seinem Tode durch unmenschliche Härte seinen früheren Kriegsruhm befleckte, keine Ausnahme bildet. — Als Zumala vor Bilbao die Todeswunde empfing, da stellte sich ein von der Universität entflohener, mit hohen Gaben ausgestatteter Jüngling, Cabrera, an die Spitze der Karlisten und behauptete sich gegen die Truppen der Königin und deren laue Bundesgenossen, Franzosen und Engländer.

Der Schauplatz der Karlistenkämpfe ist im allgemeinen der nordwestlichste Teil Spaniens, das Land zwischen der französischen Grenze und dem Ebro; doch erstreckte er sich zeitweise über die ganze Halbinsel. Die Zusammensetzung des karlistischen Heeres wies dasselbe an, sich von den dem Guerillakriege günstigen Gebirgen der nördlichen Provinzen möglichst nicht zu entfernen. Hier war die Bevölkerung dem Don Karlos fast ausnahmslos treu ergeben, 20000 bis 25000 waffenfähige Männer standen jederzeit bereit, sich für ihren König, ihre Fueros und ihre Religion zu erheben.

Auf die Einzelheiten dieser Kämpfe, so interessant sie auch sein mögen, können wir aus Rücksichten auf den Raum nicht eingehen. Über den Charakter der dortigen Kriegführung belehrt wiederum das treffliche Werk Goebens. Bei einem mörderischen Ortsgefecht unter Cabreras Leitung mußte

jedes Haus, welches die Christinos besetzt hatten, einzeln genommen werden. Der Abend nahte, und noch immer hatten die Christinos den festesten Teil des Dorfes nebst der Kirche inne. Mehrere Angriffe auf ein vorspringendes, hartnäckig verteidigtes Haus wurden abgeschlagen. Da wandte sich der General mit der Frage: „Wer wagt es?“ an die Offiziere seines Stabes. Goeben, von einem jungen Kavallerieoffizier begleitet, flog an die Spitze der zu neuem Sturm bereiten Grenadiere und nach fünf Minuten war das Haus genommen. Als im Innern desselben Goeben seine Leute an Niedermetzelung der Verwundeten hindern wollte, wurde er von dem zornigen General, welcher bei großherzigem und edelsinnigem Charakter im Kampfe selbst keine Schonung kannte, unwillig angeherrscht.

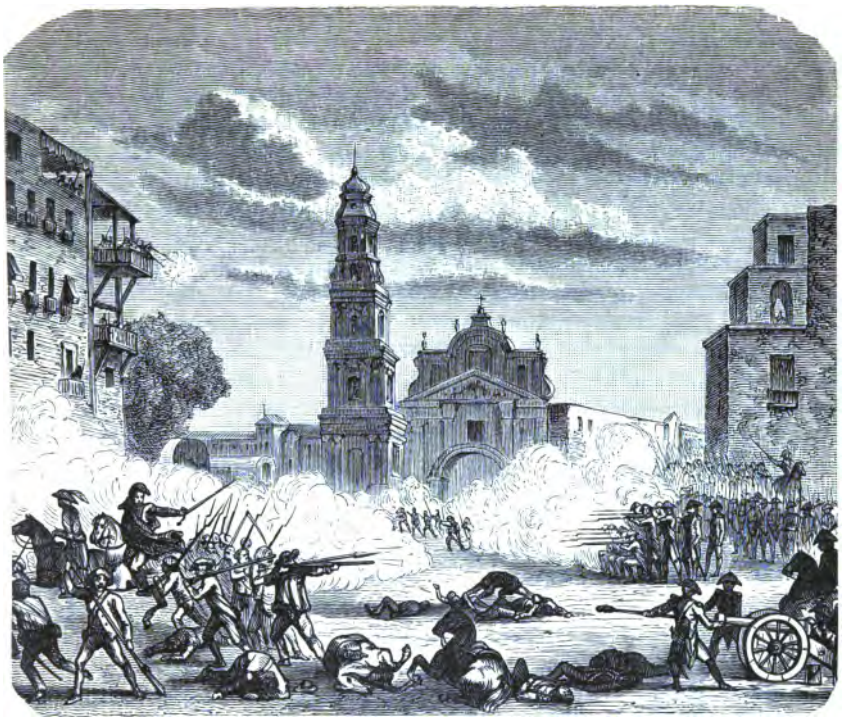
Don Baldomero Espartero.

Goeben selbst wurde bei Beginn seiner spanischen Laufbahn, beim Angriff auf die Verschanzungen von Passages, verwundet und gefangen; ein Fluchtversuch mißlang. Nach spanischem Gesetz hatte er die Todesstrafe verwirkt. Der kommandierende englische Marineoffizier, vor den Goeben geführt wurde, befahl kalt: „Übergebt ihn den Spaniern, damit er erschossen wird.“ Nur seiner Eigenschaft als Hannoveraner, als Unterthan desselben Königs, dem der Engländer diente, verdankte Goeben es, daß er zur Gefangenschaft begnadigt wurde, die er zumeist in einem unterirdischen, stinkenden Mauerloch ohne Fenster und Luftzug, voll Qualm und Rauch und Ungeziefer zubrachte, sein Gefängnis oft mit den niedrigsten Verbrechern beider Geschlechter teilend, zwischen denen

Kinder im Schmutz sich wälzten. Elf Monate schmachtete Goeben in seiner ersten Gefangenschaft, bis es ihm durch einen kühnen Sprung aus dem Fenster gelang, zu entkommen. In einem Gefecht des Jahres 1838 fiel er, schwer verwundet, zum zweitenmal in Gefangenschaft und wurde in Madrid wiederum in ein finsteres, von Ungeziefer erfülltes Gefängnis gebracht, das er mit zehn oder zwölf Offizieren von der Armee Cabreras teilte. Zweimal wurden seine Leidensgefährten und er zum Erschießen ausgelost, zweimal zog Goeben das Los, welches über Tod und Leben entschied. Doch nicht genug daran — endlich peinigte man die Gefangenen durch Hunger, dessen täglich zunehmenden Qualen viele erlagen. — Wir können die Geschicke des tapferen Generals in Spanien nicht weiter verfolgen und wollen nur berichten, daß der zum karlistischen Oberstleutnant aufgestiegene preußische Leutnant von Goeben, als die karlistische Erhebung zur Neige ging, von der französischen Grenze an den Pyrenäen bis Frankfurt am Main, von allen Geldmitteln entblößt, zu Fuße gewandert ist, meist im Freien nächtigend und sich von unreifem, von den Chausseebäumen abgefallenem Obste ernährend. Man sieht, daß das Kriegsleben auch einer eigentümlichen Romantik nicht entbehrt!

Im Laufe des mehrjährigen Krieges war das Glück den Karlisten meist hold. Zumala Carregui war im Jahre 1835 sogar an der Spitze von 28000 Mann Infanterie, 800 Pferden und 28 Geschützen auf dem Wege nach Madrid, mußte aber auf Don Karlos' Befehl gegen Bilbao marschieren, bei welcher Gelegenheit er verwundet wurde und starb. Erst gegen Ende der dreißiger Jahre trat eine Wendung der Dinge ein. Die Christinos erhielten einen tüchtigen Oberfeldherrn in Espartero, indes im Heerlager der Karlisten Spaltung eintrat. Die baskischen Insurgenten, unzufrieden über die Unfähigkeit, Schwäche und Grausamkeit Don Karlos', wählten einen unternehmenden und verschlagenen Führer, Maroto, welcher mit Espartero geheime Unterhandlungen anknüpfte, die dahin führten, daß sie die Waffen niederlegten gegen Zusicherung der Amnestie und ihrer Fueros. Umsonst erließ Don Karlos einen Aufruf, in dem er Maroto für einen Verräter erklärte; sein Ansehen war dahin. Die meisten seiner Offiziere und gegen 300 Priester flüchteten nach Frankreich, schließlich der Prätendent selbst. In Katalonien setzten die Karlisten den Kampf noch ein Jahr lang fort, bis auch sie, von Espartero überwältigt, auf französischem Gebiete Zuflucht suchen mußten. An 30000 Karlisten überschritten mit ihrem Führer Cabrera im September 1839 die Pyrenäen, die Hilfe des Nachbarvolkes ansprechend.

Noch einmal, aus dem Jahre 1873, bei Gelegenheit der Thronbesteigung des Königs Amadeo, haben wir über ernste karlistische Erhebungen zu berichten, welche bis in das Jahr 1876 sich hinzogen und wiederum mit der Niederlage des Don Karlos, eines Sohnes des früheren Prätendenten, endeten; von ihnen wird im dritten Bande dieses Werkes die Rede sein.



Straßenkampf in Neapel. Nach Duplessis-Bertaux.

## 6. Kriegerische Verwickelungen in Italien und Ungarn. 1848—1849.

Der zweite Pariser Friede hatte in Italien Zustände geschaffen, welche denen Deutschlands in vielen Beziehungen sehr ähnlich waren. Hier wie dort eine der Abstammung, Sprache und Sitte nach im großen und ganzen einheitliche Nation in zahlreiche kleinere und größere Staatswesen zerfallend, welche, eifersüchtig über ihren besonderen Interessen wachend, für das Verlangen der Nation nach politischer Einheit kein Verständnis hatten. In Neapel herrschte das, sich auf die Kraft fremder, besonders schweizerischer Mietstruppen stützende bourbonische Königtum, welches nach dem Tode König Murats wieder hergestellt worden war, mit eiserner Strenge. Ein im Jahre 1820 in Sizilien und zugleich in Nola ausbrechender Aufstand nötigte zwar den König, seinem Volke eine Verfassung zu geben, allein im nächsten Jahre schon rückten 43 000 Österreicher in Neapel ein und stellten, nachdem sie dem aufständischen Heere unter General Pepe eine furchtbare Niederlage beigebracht hatten, das absolute

Königtum wieder her. Ähnliches ereignete sich in Piemont. Der nach Vereinigung Italiens zu einem Gesamtstaate strebende Geheimbund der Karbonari (welchem auch der junge Prinz Louis Napoleon, spätere Kaiser Napoleon III., angehörte) war die Seele dieser und ähnlicher Bewegungen gewesen. Als im Jahre 1848 die Revolution, von Paris ausgehend, ihren Zug durch Europa antrat, erzeugte sie in Italien neue innere Erschütterungen und schließlich einen nationalen Krieg wider Österreich, welches im Norden der Halbinsel die Lombardei und Venetien beherrschte, aber auch in der Lage war, wie wir gesehen haben, sämtlichen Staaten der Halbinsel ihr politisches Verhalten vorzuschreiben. Der im Jahre 1846 zur Regierung gelangte Papst IX. hatte durch eine Reihe rascher Reformen und dadurch, daß er, sich an die Spitze der Nationalbewegung stellend, das Papsttum zum „politischen Mittelpunkt Italiens" gemacht hatte, die Hoffnungen des italienischen Volkes auf nationale Einheit unter eingebornen Fürsten und auf freiere politische Zustände wach erhalten. Nur zwei Mächte schienen der Erreichung dieses Zieles entgegen zu stehen, die Jesuiten und die Östereicher. Gegen beide richtete sich der glühende Haß der Italiener. Reibungen und Händel zwischen Italienern und Österreichern in Padua, Mailand und ganz Oberitalien, Verspottungen, Neckereien, höhnende Lieder und Drohworte wider die Deutschen (Tedeschi) steigerten die Erbitterung und den Groll der beiden Nationen zu einer solchen Höhe, daß die österreichischen Soldaten in den Städten des lombardisch-venezianischen Königreichs wie in Feindesland lebten und endlich die österreichische Regierung die Lombardei in Kriegszustand erklärte, um durch Strenge die Bewegung und Aufregung niederzuschlagen.

**Österreichische Feldzüge in Italien, 1848 und 1849.** Mit Mißtrauen hatten die italienischen Fürsten dem reformatorischen Vorgehen des Papstes, durch welches sie ihre Unabhängigkeit bedroht hielten, zugesehen. Nur allein Karl Albert, seit 1831 König von Sardinien, begünstigte die päpstlichen Reformbestrebungen. Hand in Hand mit ihm hoffte er den Traum seiner Jugend verwirklicht zu sehen. Alle übrigen Fürsten Italiens, den Papst ausgenommen, waren Ausländer, Österreicher oder Bourbonen, er dagegen Italiener, und schon im Herbst 1846 äußerte er sich in einem Briefe an einen Freund: „Wenn die Vorsehung uns den Krieg für die italienische Unabhängigkeit befiehlt, so steige ich mit meinen Söhnen zu Pferde, stelle mich an die Spitze meines Heeres und folge dem Beispiele, das Schamyl, der gegen Rußland für sein Vaterland kämpft, allen hochherzigen Männern gibt." Diese und ähnliche Äußerungen wurden bekannt, flogen von Mund zu Mund, und alle drei Parteien richteten ihre Augen auf den ehemaligen Karbonari Karl Albert, der sich kühn entschloß, der Revolution zuvorzukommen und selbst die Leitung derselben zu übernehmen. Der Papst dagegen, kopfscheu geworden, infolge der steigenden Neigung der Italiener, durch Gewalt und Druck eine völlige Umwälzung herbeizuführen, kehrte zur überlieferten römischen Politik zurück und verscherzte hierdurch das Vertrauen seiner leichtblütigen Landsleute. Karl Albert, von seinen Freunden das „Schwert Italiens" genannt, ein Mann ohne Treue und Charakterfestigkeit, glaubte, da er Österreichs Macht durch die revolutionären Bewegungen in Deutschland und Ungarn für gefesselt hielt, den passenden Augenblick benutzen

zu müssen, um durch eine ohne alle Ursache und Veranlassung beschlossene Kriegserklärung an Österreich sich die Gunst des italienischen Volkes und den Besitz des lombardisch-venezianischen Königreichs zu sichern.

Gewinnen wir zunächst einen Überblick über die Beschaffenheit der einander in zwei für die österreichischen Waffen glücklichen Feldzügen bekämpfenden Armeen. — Die sardinische oder piemontesische Armee war von jeher Gegenstand sorgfältiger Pflege der Fürsten aus dem Hause Savoyen gewesen und hatte im Jahre 1848 eine im Verhältnis zur Größe des Landes sehr bedeutende Stärke. Disziplin und Haltung waren wohl gut gewesen, allein die vielfachen Berührungen mit den Freischaren des Revolutionsjahres wirkten nicht günstig auf den Geist der Truppen. Zudem waren die Mannschaften bei der Fahne von nur sehr kurzer, höchstens 15monatlicher Dienstzeit, die Reservisten, welche bei Ausbruch des Krieges einberufen wurden, meist verheiratet, auch fehlte es bei der nun stattfindenden Vergrößerung des Heeres an brauchbaren Offizieren und Unteroffizieren. Dies sind die Hauptgründe, welche die Feuerprobe, auf welche die sardinische Kriegführung im Bunde mit der Revolution gestellt wurde, mißlingen ließen. Die ursprüngliche Armee bestand aus zwei Garde- und 18 Linienregimentern, die in zehn Brigaden formiert waren. Die tüchtigsten Elemente der Infanterie waren die vier Bataillone starken Bersaglieri (von Versaglio, Ziel), eine vorzügliche leichte Infanterie, der Stolz des Heeres. General Lamarmora, Chef des Generalstabes, hatte sie geschaffen; ihre äußere Erscheinung, unter anderm ein runder breitkrempiger Hut mit wallendem Federbusch, ist imponierend, als Waffe führten sie ausgezeichnete gezogene Büchsen. Die Linieninfanterie, mit einer der französischen ähnlichen Uniformierung (dunkelblauer Waffenrock und Käppi) und ausgerüstet mit glatten Bajonettgewehren, war trefflich geschult. Die 30 Eskadrons starke Kavallerie bestand nur aus einer Gattung von Regimentern, von denen ein Teil der Reiter mit Lanzen bewaffnet war, im übrigen mit Säbel und Pistol. Die Pferde mußten bei der Armut des Landes an solchen meist vom Auslande bezogen werden, besonders dem pferdereichen Norddeutschland, wo auch Frankreich seinen Bedarf bis vor kurzer Zeit zu decken pflegte. Die Artillerie zählte zwölf Batterien mit 96 Geschützen, teils Sechspfünder, teils Zwölfpfünder. Die ganze Armee war eingeteilt in zwei Armeekorps.

Die österreichische Armee war im allgemeinen den Einrichtungen, die wir im ersten Kapitel geschildert haben, treu geblieben. Eine vierzehnjährige Dienstzeit war der Aufrechterhaltung einer vortrefflichen Disziplin günstig, an welcher sich die Verführungsversuche der Revolutionäre machtlos brachen. Dieses Heer, aus den mannigfachsten Elementen, Deutschen, Slawen, Ungarn, Walachen, Serben, Kroaten und Slawoniern, endlich Italienern bestehend, nur durch die Bande des Gehorsams und der Disziplin zusammengehalten, blieb unter dem Kommando eines erfahrenen Feldherrn seinem Kriegsherrn treu und erfocht für ihn einen Sieg nach dem andern, während die ungarischen Regimenter in der Heimat sich gegen ihren Kaiser und König mit den Waffen in der Hand auflehnten. Diese Zuverlässigkeit der kaiserlichen Truppen in Italien war eins der Ergebnisse der tüchtigen Kriegsschule mit, welche den in der Lombardei stehenden

österreichischen Regimentern unter Leitung des greisen Feldmarschall Grafen Radetzky zu durchlaufen Gelegenheit geboten war. Radetzky sorgte vor allem dafür, daß es dem gemeinen Manne nie an allen materiellen Dingen fehle, vornehmlich nicht an Mundverpflegung und Tabak; er erleichterte für den Felddienst die Bepackung des Soldaten und achtete weniger auf äußere schmucke, parademäßige Erscheinung, als auf die Leistungsfähigkeit sowohl der Massen wie auch des einzelnen Soldaten. Zu den von ihm geleiteten Truppenzusammenziehungen und großen Manövern auf den lombardischen Ebenen strömten vor 25—30 Jahren die Militärs aller Staaten: das Lager Radetzkys galt damals als Hochschule für jeden strebsamen Offizier. Sein während einer langen Friedenszeit vor keiner Schwierigkeit zurücktretender Eifer hatte die Exerzirvorschriften und den Felddienstunterricht vielfach vereinfacht und verbessert. Die praktische Ausbildung der Offiziere in Führung größerer Abteilungen, vornehmlich gemischter Waffen, die Erhöhung der taktischen Beweglichkeit der Truppen lag ihm unablässig am Herzen. Das Hauptverdienst des alten Feldherrn beruhte aber vor allem in der Gabe, gleich Wallenstein, die so verschiedenen Völkerschaften, aus denen sein Heer zusammengesetzt war, in ein einziges großes Ganze aufs innigste zu verschmelzen. An die Stelle des Sondergeistes der Nationalitäten trat das alte umschließende Gefühl der kriegerischen Ehre, gekräftigt durch eine auf unerbittliche Gerechtigkeit gestützte strenge Mannszucht.

Radetzky war ein alter bewährter Soldat, der noch die großen Kriege zur Zeit Napoleons mit Auszeichnung und bereits in hervorragenden Stellungen mitgemacht hatte. Er focht gegen die Türken, in den Niederlanden, am Rhein, in Italien und erwarb sich schon 1799 den Grad eines Oberstleutnants. Als Chef des Generalstabes wohnte er den Feldzügen im Jahre 1813—15 bei und übernahm im Jahre 1831 den Oberbefehl der österreichischen Truppen in Italien. Radetzky ist einer der hervorragendsten Helden der Neuzeit. Schon 82 Jahre alt, verband er mit den Kräften eines Jünglings rastlose Thätigkeit und Frische des Geistes; sein unerschütterlicher Gleichmut ließ ihn in kritischen Lagen des Lebens nie verzweifeln und schützten ihn im Glücke vor Überhebung. Die österreichische Armee verdankt Radetzky unendlich viel! Was sie ihm zu verdanken hatte, das vergalt sie ihm mit Liebe. Der greise Heerführer wußte sich durch Sorge für ihre Bedürfnisse, durch Eingehen auf ihre Eigentümlichkeiten, durch gemütliche Plauderei mit einzelnen in einem solchen Grade bei seinen Soldaten beliebt zu machen, daß alles auflebte, wenn „Vater Radetzky" sich nur sehen ließ. Es bestand ein patriarchalisches Verhältnis zwischen ihm uud seinen Untergebenen, welches einer eisernen Disziplin nicht den geringsten Abbruch that.

Seine rechte Hand, sein Vertrauter, der tapfere, militärisch hochgebildete Chef seines Generalstabes, war der damals 60 Jahr alte Feldmarschallleutnant Heß, dessen Verdienste Radetzky nicht nur völlig neidlos anerkannte, sondern stets aufs wärmste dem Kaiser und der Armee ins Gedächtnis zurückrief.

Die sardinische Armee, durch Freiwillige verstärkt, war bereit, ins Feld zu rücken, als in Mailand am 17. März 1848 die ersten Nachrichten von dem Aufstande, der unterdessen in Wien stattgefunden, eintrafen. Hunderte von

Barrikaden entstanden noch im Laufe des 18. März, das Pflaster der Straßen wurde aufgerissen, die Glocken läuteten Sturm und die italienische Trikolore flatterte vom Broletto, dem Sitznngsgebäude des Stadtrats. Feldmarschall Radetzky ließ die Truppen ausrücken und die Barrikaden mit Geschützfeuer wegräumen. Am 19. wurde noch heftiger gestritten. Die gegenseitige Erbitterung stieg höher, und die Österreicher mußten am 20. die innere Stadt räumen und sich in das Kastell zurückziehen; tags darauf entschloß sich Radetzky, Mailand zu verlassen. In der Nacht vom 22. auf den 23., durch brennende Straßen, über Leichen und Trümmer, unter dem Wutgeschrei der erregten Massen, dem Sturme der Glocken und dem ununterbrochenen Knattern des aus dem Hinterhalt der Häuser und selbst von den Dächern kommenden Gewehrfeuers, zogen die österreichischen Truppen lautlos aus den Thoren. „Wir kommen wieder", sagte der sonst so freundliche Radetzky mit gefurchter Stirn zu seinen halb verhungerten Soldaten. Die Mailänder hatten nicht nur die in den engen Straßen kämpfenden Österreicher mit siedendem Öl und Wasser übergossen und mit Steinen beworfen, sondern es soll auch vorgekommen sein, daß sie die für die Feinde bestimmten Lebensmittel vergifteten. Radetzky zog sich zunächst in ein Lager an der Adda zurück, wo er erfuhr, daß auch Venedig von Österreich abgefallen war, daß viele seiner italienischen Truppen in Treviso, Padua, Cremona und Brescia sich der Sache ihres Vaterlandes angeschlossen hatten. Immer schwächer wurde sein Heer, denn der Lombarde, wiewohl tapfer und kräftig, ist ungern Soldat, und wer es daher konnte, lief davon. In dieser bedenklichen Lage schien es durchaus nötig, sich vor allem die Verbindung mit Deutschland zu sichern. Nach einem unsäglich beschwerlichen Marsche auf grundlosen Wegen erreichte Radetzky am 31. März das Festungsdreieck Verona, Mantua und Peschiera und nahm eine feste Stellung zwischen Etsch und Mincio, da, wo die große Straße am Fuße der Gebirge aus Tirol

Feldmarschall Graf Radetzky.

in die Lombardei mündet. Erst wenn Verstärkungen aus Deutschland eingetroffen sein würden, wollte er zum Angriff übergehen.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die natürliche Beschaffenheit des Kriegstheaters in Norditalien. Die Wasserläufe des Po und der Etsch mit ihren Nebenflüssen haben dem Tieflande neben mannigfachem Geröll eine ungemein fruchtbare Bodenbedeckung zugeführt, welche durch die von dem herrlichsten Klima begünstigte sorgfältige Kultur von Jahrtausenden der Garten Europas geworden ist. Fast überall stößt die Kriegführung, vornehmlich der Bewegungskrieg, in diesen Ebenen, die allmählich von morastiger Beschaffenheit zu welliger Hügelbildung ansteigen, auf Hindernisse. Der Maisbau mit seiner reichlichen Bewässerung macht weite Strecken außerhalb der Wege ungangbar; die Wege selber sind mit breiten Gräben sowie mit Bäumen eingefaßt, um welche sich Weinreben schlingen, so daß die Übersicht sehr beeinträchtigt wird. In einzelnen Gegenden pflegt man, z. B. bei Verona, die Grundstücke mit hohen, aus Geröll gesammelten Mauern, in andern mit Hecken einzufriedigen; die Häuser und Dörfer sind fast nur aus guten Steinen gebaut, eignen sich also zu einer sehr zähen Verteidigung, in noch höherem Maße die zahlreichen großen Städte mit ihren festen, aus dem fehdereichen Mittelalter herrührenden Gebäuden. Nirgends wo sonst läßt sich der Einfluß, welchen die Beschaffenheit des Terrains auf die Taktik äußert, deutlicher erkennen als in den Kämpfen auf diesem eigentümlichen Kriegstheater der norditalienischen Tiefebene. Die Infanterie kann fast nur von dem zerstreuten Gefecht Gebrauch machen, unterstützt von kleinen Kolonnen, in der Stärke von Kompanien höchstens; alle Kämpfe werden zu Ortsgefechten um einzelne Punkte, wie Kirchhöfe, Gehöfte, Dörfer; die Verbindung der Kolonnen untereinander ist erschwert, die Artillerie sehr gehemmt in ihren Bewegungen, noch mehr die Kavallerie. Dies ist auch der Grund, weshalb die italienische Armee eine verhältnismäßig schwache Kavallerie von jeher besessen hat; man würde eine starke gar nicht ausnutzen können. — Kehren wir nun zu den Ereignissen zurück. — Mit den Venezianern, die sich nach Befreiung ihrer Hauptstadt der allgemeinen Nationalerhebung angeschlossen hatten, und mit den zahlreichen Freischaren (Crociati) des mittleren Italiens rückte das piemontesische Heer am 9. April über den Mincio und drängte in der ersten Zeit der Begeisterung und Überraschung die schwachen österreichischen Heeresteile bis an die Nordgrenze Italiens zurück. Die revolutionären Regierungen in Florenz, Rom, Neapel erklärten nun an Österreich den Krieg und verstärkten das piemontesische Heer, welches der König Karl Albert, tapfer und kriegliebend, in eigner Person in das Feld führte. Der Kampf nahm den Charakter eines Kreuzzugs an, selbst die Geistlichkeit schwärmte für Italiens Unabhängigkeit und gab dem Aufstande die Weihe der Kirche. Die Freischaren in ihren Rothemden schmückten sich mit Kränzen zum heiligen Kriege. Bald änderte sich jedoch die Lage der Dinge. Denn „während Italien mit Festen, Gelagen und Triumphzügen sich seines Sieges, seiner Befreiung vom verhaßten Barbarenjoch freute, schärfte der alte Löwe die Klauen in seiner Höhle zu Verona, aus der er bald, seine Mähne schüttelnd, wieder hervorging.“ Am 6. Mai griffen die Piemontesen die starke Stellung Radetzkys bei St. Lucia unweit Verona an.

Während sechs Stunden schritten die Piemontesen von Angriff zu Angriff immer wieder von neuem vor. Die piemontesische Artillerie führte ihre Geschütze mit Kühnheit bis in die Linie der österreichischen Plänkler; die österreichische Artillerie hatte sich verschossen und St. Lucia mußte geräumt werden; auf allen Punkten waren die Italiener im Vorteil.

Österreichische Generalität (1854).

General der Kavallerie. Generalstabsoberst. Feldzeugmeister.

Jetzt aber, nachmittags 2 Uhr, trat der Wendepunkt der Schlacht ein. Radetzky verstärkte seinen linken Flügel und Graf Reischach umging mit einem Bataillon den Feind, mußte jedoch umkehren, da der Frontalangriff Radetzkys nochmals abgeschlagen wurde. Verstärkt durch zwei frische, aus Verona rasch herangeholte Bataillone stürmten jedoch die Österreicher abermals vor, und nun wich der Feind; Santa Lucia wurde zurückerobert. Radetzky nahm nun wieder die frühere Stellung ein. In dem Kirchhof von Santa Lucia, um den heiß gekämpft worden war, fanden die Österreicher die noch vollen Menagekessel

der Piemontesen. Übergroße Ermüdung gestattete den Österreichern nicht, den Feind zu verfolgen. — Die Tapferkeit der österreichischen Truppen, namentlich des zehnten Jägerbataillons, bei Santa Lucia verdient das größte Lob. Der Sieg hatte 500 Mann gekostet; der Verlust der Italiener wird auf 700 Mann geschätzt. Der jetzige Kaiser von Österreich, Franz Joseph, damals noch Erzherzog, wohnte dieser Schlacht bei und hielt kaltblütig im heftigsten Feuer aus.

Der Tag von Santa Lucia befreite die österreichische Armee, welche höchstens 40000 Mann zählte, von dem Andringen des Feindes, der, 80000 Mann stark, seinen Siegesmarsch an dem Widerstand weniger Bataillone zerschellen ließ.

Feldmarschallleutnant Nugent führte nun Verstärkungen herbei; nahm auf seinem Wege Udine und erreichte endlich nach mehreren kleinen Gefechten gegen General Durando, der die römischen Truppen und die Kontingente der kleineren italienischen Staaten kommandierte, die Armee Radetzkys. Dieser hatte nur darauf gewartet und brach sogleich auf, um das von den Italienern belagerte Peschiera zu entsetzen. Der Angriff auf die verschanzten Linien am Curtatone erfolgte am 29. Mai in drei Kolonnen. Die Piemontesen wurden zwar zurückgeschlagen, allein tags darauf erlitten die Österreicher bei Goito eine Niederlage, und am 31. Mai fiel die kleine Festung Peschiera aus Hungersnot. Die Besatzung, 1600 Kroaten, durfte frei abziehen, nachdem sie die Waffen gestreckt hatte.

Als am 3. Juni Radetzky die Kunde empfing, daß die Empörung in Wien gesiegt hatte, mußte er sich sagen, daß der Fortbestand des österreichischen Staates bei der Buntscheckigkeit der österreichischen Völker und deren so verschiedenen Bedürfnissen und Wünschen, welche nun wohl alle geltend gemacht würden, in Frage gestellt sei. Der alte Held mußte nun Staatsmann und Feldherr zugleich sein. Er löste diese Aufgabe wahrhaft bewundernswert, indem er schnell gefaßt seinen bisherigen Plan aufgab und danach trachtete, die venezianischen Provinzen wiederzuerobern, um die direkte Verbindung mit Wien herzustellen. So konnte er, wenn seine Armee nach Österreich zurückberufen werden sollte, in kürzester Zeit an Ort und Stelle anlangen, um den wankenden Thron der Habsburger zu stützen. Infolge dieser Erwägungen zog sich der Feldherr in der Nacht vom 3. auf den 4. Juni nach Mantua zurück und dirigierte sein Heer gegen Vicenza, wo General Durando mit den römischen Schweizerregimentern und den italienischen Freiwilligen sich verschanzt hatte. Am 10. Juni kam es zur Schlacht bei Vicenza. Durando mußte kapitulieren. Nach Vicenzas Falle mußten auch Padua und Treviso den Österreichern die Thore öffnen.

Durch diese rasch erkämpften Erfolge erhöhte sich die Zuversicht der Armee; Vertrauen und Siegesgewißheit wuchs. Der Rücken des Heeres war nicht mehr bedroht, die Verpflegung aus der reichen Provinz gesichert, die freie Verbindung mit den Kronländern des Kaiserstaates gewonnen.

Nach Unterwerfung Vicenzas und Venetiens sah sich Radetzky in den Stand gesetzt, dem Feinde nun energisch zu Leibe zu gehen. Das italienische Heer breitete sich, meist gut verschanzt, auf einer unverhältnismäßig langen Linie aus; von Custozza über Sommacampagna und Sona bis Santa Justina

sich ausdehnend, konnten allerdings einzelne Punkte nur schwach besetzt sein, und ein Angriff mit überlegenen Streitkräften, auf einen Punkt gerichtet, mußte die feindliche Schlachtordnung durchbrechen. Radetzky befahl dem Grafen Thurn, mit 8000 Mann den Feind in seiner Linken zu umgehen, um durch diesen Scheinangriff die italienischen Truppen aus ihren Stellungen zu locken. Wirklich ließ sich der Feind täuschen, schwächte, um dem Angriff zu begegnen, seine Mitte, und die Österreicher bemächtigten sich der gefürchteten feindlichen Stellung am 23. Juli. Der linke italienische Flügel zog sich nun nach Peschiera zurück und blieb zwei Tage lang von dem Hauptheere, welches an den Mincio sich flüchtete, abgeschnitten. Der Hauptkampf in dieser Schlacht von Custozza tobte um Valleggio, wo sich die Österreicher verschanzt hatten. Karl Albert selbst führte die Piemontesen, freilich vergebens, zum Sturme, er ward zurückgeschlagen. Ebenso siegten die Österreicher auf allen andern Punkten der langen Schlachtlinie, und die Italiener wichen nun nach Villafranca zurück. Man konnte sie nicht verfolgen, da die Österreicher, welche eine Menge Leute am Sonnenstich verloren hatten, vom Kampfe erschöpft und von der furchtbaren Hitze ermüdet waren.

Der Sieg von Custozza hatte Österreichs Waffenehre aufs glänzendste hergestellt. In raschem Siegeslaufe rückte sodann der greise Marschall, die bei Goito und Volta nochmals geschlagenen Feinde vor sich her treibend, wieder in die Lombardei ein und stand Anfangs August vor den Thoren Mailands. Bedroht von der Volksmasse und als Verräter geschmäht und verhetzt, weil ihn das Kriegsglück verlassen hatte, verließ Karl Albert unter dem Dunkel der Nacht die Stadt, sich zu seinem vor den Thoren lagernden treuen Heere flüchtend. Radetzky, ebenso mild und menschenfreundlich als tapfer und thatkräftig, schändete seinen Sieg durch keine Grausamkeit. Am 6. August zog er an der Spitze seines 60000 Mann und 200 Geschütze zählenden Heeres in Mailand ein, dessen flüchtige Bewohner, nicht mehr so vorlaut in frechen Schmähungen der „Tedeschi", allmählich still und gedemütigt zurückkehrten. — In diesem kurzen Feldzuge hatte sich ein Mann zum erstenmal bemerkbar gemacht, welcher später viel von sich reden machte und in gewissem Sinne eine der populärsten Persönlichkeiten Italiens geworden ist, Garibaldi aus Nizza; ein kühner Freischarenführer, der sich als politischer Flüchtling lange in Amerika und anderwärts umhergetrieben, zog noch einige Zeit mit seinen „Rothemden" oberhalb Como umher, bis er, vom Feinde bedroht, in der südlichen Schweiz Aufnahme fand.

Noch auf einen Umstand, welcher in diesem Feldzuge zu Tage trat, wollen wir aufmerksam machen, der ungemeine Nutzen großer, gut angelegter Festungen in insurgiertem Lande. Verona wurde nebst Mantua und Peschiera, zu denen später noch Legnago trat, das unüberwundene, unter dem Namen Festungsviereck bekannte Bollwerk der österreichischen Herrschaft in Italien, der Sammelpunkt für die schwachen, im Lande zerstreuten Garnisonen, der Stützpunkt für die den Feldzug beendenden glücklichen Operationen des österreichischen Heeres. — Damit war jedoch der Krieg in Italien noch nicht zu Ende.

Als Grund der erneuten Kriegserklärung wurde der mangelhafte Verzug der Bedingungen des Waffenstillstandes geltend gemacht. Die österreichische Armee, von welcher bereits drei Armeekorps in Mailand konzentriert waren,

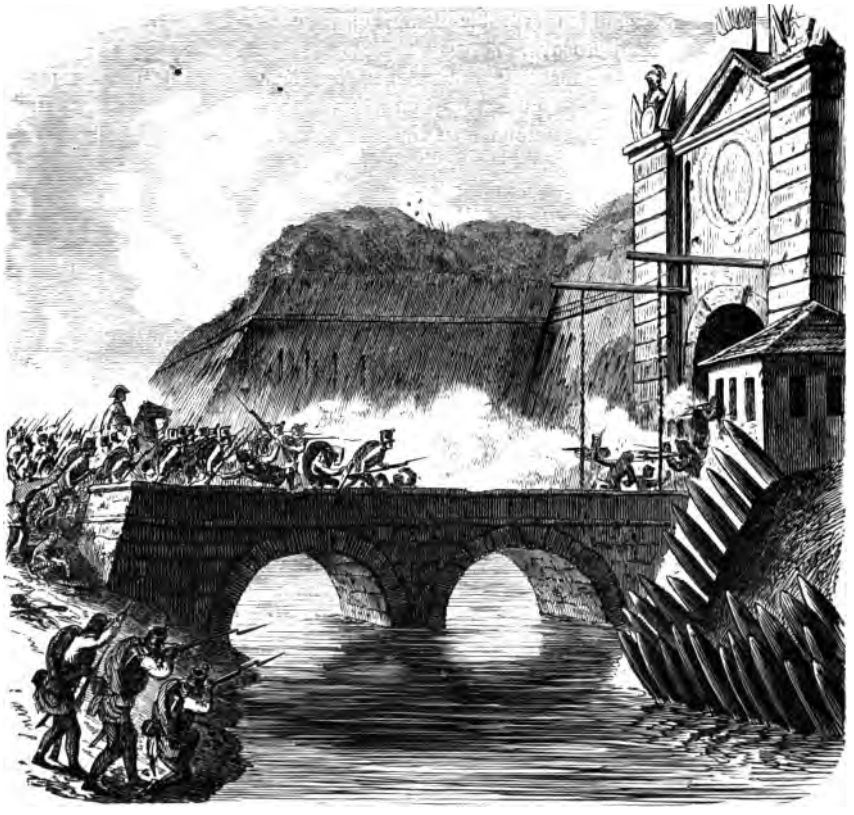
empfing die Nachricht vom Wiederausbruch des Krieges mit unverhohlenem Jubel. Alles brannte darauf, mit dem Gegner des Vorjahres nochmals die Klingen zu kreuzen. 73000 Mann zählte die österreichische Armee, soweit sie für die Operationen in Betracht kam, in der Stärke von 73 Bataillonen, 45 Schwadronen, 226 Geschützen, eingeteilt in vier Armeekorps und ein Reservekorps. 76000 hatte dem entgegen Karl Albert auf dem linken Poufer am Tessin versammelt, 90 Bataillone, 36 Schwadronen, 125 Geschütze. Den Oberbefehl überließ der König, dessen brennender Ehrgeiz nicht durch Feldherrengaben unterstützt wurde, einem Ausländer, dem Polen Chrzanowski; als es galt, den eintretenden Unfällen zu begegnen, erwies sich auch seine Begabung als nicht ausreichend. Von Führern der sardinischen Armee verdient noch der an der Spitze einer Division stehende Herzog von Savoyen Erwähnung. In gleichem Grade persönlich tapfer wie sein Vater, infolge der Entsagung desselben König Viktor Emanuel geworden, hat er später die Pläne desselben verwirklicht, ganz Italien unter seinem Zepter vereinigt.

Der Kriegsplan Radetzkys ging dahin, die auf dem rechten Ufer des Po befindlichen sardinischen Streitkräfte, noch fernere 20000 Mann von der auf dem linken versammelten Hauptarmee durch Überschreitung des Tessin bei Pavia abzutrennen und womöglich aufzurollen. Geschickt wußte durch Versammlung seiner Armee in der Richtung auf die Adda Radetzky seine Absicht zu verbergen, so daß die den Piemontesen günstig gesinnten und ihnen Spionendienste leistenden Einwohner den Eindruck erhielten, es handle sich um die Deckung des Rückzugs; am Tessin blieb nur eine Division zur Beobachtung des Feindes, in Mailand eine schwache Besatzung, deren Rückhalt das Kastell bildete.

Das österreichische Heer stand schon in der Flanke des piemontesischen, als Karl Albert den Marschall noch auf dem Rückzuge nach der Adda glaubte. Aber die blutigen Kämpfe bei Mortara, Gambola und Sforzesca am 21. März belehrten ihn, daß Radetzky als Feldherr ihm und seinen Generalen Bava, Durando und Chrzanowski bei weitem überlegen war.

Bei Mortara war es, wo der im Jahre 1866 oft genannte Feldzeugmeister von Benedek damals als Oberst seinen Namen zu hohen Ehren brachte. Er durchbrach mit den Regimentern Gyulay, Paumgarten und dem elften Jägerbataillon die feindlichen Linien und jagte die flüchtigen Haufen samt Geschütz und Fuhrwerken jeder Art in wildem Gedränge nach der Stadt. Fast gleichzeitig erstürmte General Kolowrat das Kloster S. Albino und drängte den Feind gen Mortara. Der piemontesische General Durando, der die Niederlage seiner Truppen sah, befahl der Brigade Aosta, sich rechts zur Unterstützung der geschlagenen Haufen zu wenden. Da jedoch ein tiefer, wasserreicher Graben solches verhinderte, führte er sie selbst zur Verteidigung der Stadt auf der Straße von Vigevano zurück. Der Herzog von Savoyen hatte gleichfalls einen Teil der Brigade Cuneo auf die Straße S. Giorgio vorgesandt, um den nach der Stadt vordringenden Feinden Einhalt zu thun. Allein alle diese Hilfe war vergeblich; Oberst Benedek vollendete mit rücksichtsloser Verwegenheit, was er begonnen hatte. Er war in Verfolgung des geschlagenen Feindes bis an die Porta Milano gekommen. Nach einem heftigen Kampfe drang er, die Finsternis der Nacht

nicht achtend, in die Straßen der Stadt ein. Seine tapferen Jäger und das Regiment Gyulay folgten ihm, von gleicher Begierde nach Kampf und Sieg entflammt. Vor ihnen erhob sich Geschrei und Getümmel. Einzelne piemontesische Kolonnen, die, sich mit blanker Waffe widersetzend, aus den Seitengassen hervorbrachen, wurden über den Haufen geworfen, und bald strömten flüchtige Soldaten zu Roß und zu Fuß, Geschütze, Wagen, Einwohner des Orts jeden Alters und Geschlechts auf der Straße von Vercelli aus der den Österreichern verfallenen Stadt.



Erstürmung von Mortara.

Benedek drängte rastlos bis an den Ausgang nach. Plötzlich wirbeln piemontesische Trommeln hinter ihm; Flintenschüsse krachen; es ist kein Zweifel mehr, zahlreiche feindliche Kolonnen stehen in seinem Rücken; seinem Häuflein tapferer Streiter scheint nur die Wahl zwischen Tod und Gefangenschaft gelassen. Schnell entschlossen, befiehlt er, eine Barrikade aus toten Pferden und umgestürzten Wagen aufzurichten und geht dann selbst im Kugelregen bis auf 50 Schritte dem neuen Feinde entgegen, denselben auffordernd, die Waffen

zu strecken, was von dem entmutigten Gegner, auf dem noch das Grauen der Niederlage ruhte, geschah. Gleich darauf erhielt Oberst Benedek Hilfe, indem sich einige Bataillone zu ihm Bahn brachen.

Benedek hatte durch seinen verwegenen Angriff nicht bloß die geschlagene Brigade Königin völlig über den Haufen geworfen, sondern auch einen großen Teil der Brigade Aosta, welche unter Durandos persönlicher Anführung der Stadt zu Hilfe gekommen war. Der General selbst entrann fast ohne alle Begleitung zu der Division Savoyen; zwei Schwadronen aber und einiges Fußvolk, tapfere, in Schlachten erprobte Leute, öffneten sich durch eine gelungene Attacke den Weg nach Novara.

Der Herzog von Savoyen rückte indessen mit dem Überreste der Brigade Cuneo gegen die Stadt. Ein Strom von Flüchtlingen und Fuhrwerken kam ihm entgegen, er versuchte Einhalt zu thun, Ordnung zu schaffen; allein die Finsternis, der Schrecken vor Benedek und seinen Tapfern raubte der Menge alle Besonnenheit. Er ward selbst in die allgemeine Flucht fortgerissen, verlor ein Geschütz und mehrere Munitionswagen und konnte sich nur mit Mühe aus dem verworrenen Knäuel der flüchtigen Scharen losmachen. Er marschierte nach Castel d'Ogogna, wo seine noch unversehrte Garde stand. Nachdem er daselbst die Brücke über das Bergwasser überschritten hatte, wendete er sich nach Robbio auf der Straße von Vercelli, dann aber nordöstlich gegen Novara, um sich der Hauptarmee wieder anzuschließen.

Das war der wichtige Sieg bei Mortara, ein merkwürdiges Beispiel energischer Durchführung eines nächtlichen Straßenkampfes.

Über 2000 Gefangene, darunter 66 Offiziere, acht Geschütze, Munition, Waffen und Gepäck in großer Menge fielen den Siegern in die Hände. Die Namen d'Aspre, Erzherzog Albrecht und besonders Benedek waren in aller Munde. Der Feldmarschall, der vor Trumello von Gambolo und Mortara Rapporte empfangen und dahin Befehle erteilt hatte, begab sich erst in später Nacht in das alte Schloß des Dorfes, wo er sein Hauptquartier nahm. Den ganzen Umfang des Sieges konnte er erst am folgenden Morgen in Erfahrung bringen.

König Karl Albert biwakierte die Nacht vom 21. auf den 22. bei Vigevano in der Mitte der Brigade Savoyen. Gegen Mitternacht gab er die Genehmigung zum Rückzug auf Novara, wo es am 23. März zur Entscheidungsschlacht kam. Radetzky blieb im Unklaren darüber, ob sich die piemontesische Armee nach Vercelli oder Novara gewendet habe. Auf alle Fälle befahl er, daß das erste Armeekorps auf der Straße gegen Borgo Vercelli vorrücke. Das zweite Armeekorps sollte nach Novara aufbrechen und, sobald es dort den Feind nicht fände, dem vierten Armeekorps Nachricht geben, damit letzteres nach Vercelli, wo er ja dann sein werde, marschiere. Das dritte Armeekorps sollte dem zweiten in staffelförmiger Ordnung folgen.

General d'Aspre, der Kommandant des zweiten Armeekorps, täuschte sich über die Stellung der Piemontesen; obwohl ihm bei Novara 54000 Mann mit 112 Geschützen gegenüberstanden, ließ er doch dem Grafen Thurn, Führer des vierten Armeekorps, sagen, er sei dem schwachen Gegner allein gewachsen und Thurn möge seinen Marsch nach Vercelli nur antreten.

Die Österreicher bei Novara.

Der Marschall befand sich am 23. März noch in seinem Hauptquartier, als die ersten Kanonenschüsse von Novara her vernommen wurden. Bisher hatte der greise Held auf Nachrichten von d'Aspre gewartet, um sich dann zu entscheiden, ob er selbst sich nach Novara oder nach Vercelli wende. Jetzt blieb kein Zweifel übrig, daß d'Aspre mit dem Feinde zusammengetroffen war, aber er glaubte, daß nur die piemontesische Nachhut den Rückzug der Armee Karl Alberts decke, und hielt die bereits hart mitgenommenen italienischen Truppen nicht mehr fähig, nochmals standzuhalten.

Novara liegt auf einer sanften Anhöhe, von halb zerfallenen Bastionen und Mauern umrahmt. Eine baufällige Citadelle beherrscht die Stadt; zwischen den Wildbächen Agogna und Terdopio (parallel laufende Seitengewässer des Po, in deren Mitte Novara liegt), auf eine Terrainerhöhung vor der Stadt, die Bicocca genannt, in ihrer Mitte sich stützend, dehnte sich die Schlachtlinie der Italiener hin. Die Stellung war im ganzen nicht unvorteilhaft gewählt; freilich fiel die verlängerte Fronte auf die Rückzugslinie, und wenn die Italiener nicht siegten, so waren sie von derselben möglicherweise abgeschnitten oder mußten einen bedenklichen Flankenmarsch ausführen, zudem streifte die Schlachtlinie nahe an Novara vorüber, so daß man Gefahr lief, im Falle eines Rückzugs sich die Eingänge zur Stadt zu verstopfen. — Beim ersten Kanonenschuß begab sich Karl Albert aus Novara zu den Truppen, die ihm noch ein Lebehoch zuriefen, das letzte Zeichen des ersterbenden Vertrauens. d'Aspre, ehrgeizig, zuversichtlich, griff an, ohne zu fragen, wie stark der Feind sei. Um das Örtchen Olengo tobte der Kampf, ebenso um einige Häusergruppen an der Straße nach Novara. Die Bersaglieri auf der einen und das Regiment Erzherzog Franz Karl auf der andern Seite, die Brigade Savoyen und gegenüber tapfer fechtende Ungarn stritten mit wechselndem Erfolge um den Besitz der Mauern und des Fleckchens Erde, welche in der Schlacht oft so große Bedeutung gewinnen. Drei Stunden schon kämpfte Erzherzog Albrecht, den d'Aspre mit dem Angriff betraut hatte, gegen den weit überlegenen Gegner. d'Aspre erkannte seinen Irrtum und ging jetzt Graf Thurn um Hilfe an. Dieser aber war auf den vermehrten Kanonendonner hin schon von selbst aufgebrochen und marschierte geradeswegs auf Novara los. Jetzt traf auch Radetzky ein, das erste Armeekorps mit sich führend. Beide Korps beeilten sich in edlem Wettstreite, zuerst in den Kampf zu kommen. Die Bataillone liefen mehr als sie marschierten. In scharfem Trabe rasselten die Geschütze auf der Straße, um den schwer bedrängten Kameraden Hilfe zu bringen. Jetzt war man nur noch eine Stunde vom Schlachtfelde entfernt, in Nibiola, dem Hauptverbandplatze. Der Feldmarschall und sein Gefolge entblößten vorüberreitend vor den Tapferen, die ergeben ihr Schicksal trugen, die Häupter, dann ging's mit vermehrter Eile auf die Höhe hinauf, der Bicocca gegenüber. Von hier übersah der Feldherr das Schlachtfeld. Die Lage war bedenklich. Das zweite Armeekorps, das bis jetzt allein in ungleichem Kampfe, 15000 Mann gegen 50000, stritt, war nahe daran, umzingelt zu werden; mit großer Zähigkeit hielt es stand. Endlich kam die ersehnte Hilfe, das erste und dritte Armeekorps, die sofort teil am Kampfe nahmen. Die Italiener machten von ihrer Artillerie besten Gebrauch,

reihenweise stürzten diese neu ankommenden stürmenden Truppen nieder; vor und neben dem Platze, von welchem aus der Feldmarschall Radetzky die Schlacht leitete, schlugen die Zwölfpfünderkugeln der Piemontesen in den Boden ein. Aber die Schlacht war zu gunsten der Österreicher wieder hergestellt, und als jetzt das vierte Armeekorps des Grafen Thurn herankam und die italienische Aufstellung in der Flanke faßte, da befahl Radetzky den allgemeinen Angriff; mit betäubendem Hurra, nachdem sie eine Gewehrsalve abgegeben, stürmten die Österreicher heran. Dieses „Draufgehen", in Italien einem nicht ebenbürtigen Gegner gegenüber von Erfolg gekrönt, wurde in späteren Kriegen Österreichs Heeren zum Verderben. Tapferkeit, persönlicher Mut wurden über ihren Wert geschätzt, Überlegung und Intelligenz geringer gewürdigt, nachdem Radetzky vom Schauplatze seiner Thaten abgetreten war.

Bei Novara entschied der Bajonettangriff. Die Fahnen Piemonts sanken in den Staub. Karl Albert war einer der letzten, welche die Bicocca verließen, um nach Novara zurückzukehren, vor dessen Thoren das fürchterlichste Gedränge hin und her wogte. Die Dämmerung war eingetreten; die Piemontesen feuerten von Novaras Wällen auf ihre eignen Kameraden, die sie für Feinde hielten. Die Österreicher beschossen nun die Stadt bis zum Einbruche der Nacht. Der Verlust der Piemontesen betrug 3000 Tote und Verwundete, 2000 Gefangene. Die Österreicher mögen etwas über 3000 Mann verloren haben.

Beide Heere durften mit Stolz auf den Tag von Novara zurückblicken. Ein Beispiel treuer soldatischer Pflichterfüllung gab ein piemontesischer jugendlicher Artillerieoffizier. Bataillone auf Bataillone stürmten gegen die alten Wälle der Festung heran; mit verzweiflungsvollem Mute behauptete sich in weit vorgeschobener Stellung eine Batterie, die letzte; der Hauptmann war gefallen, der junge Offizier führte das Kommando. Hageldicht prasselten, den Boden zu dichten Staubwolken aufwirbelnd, die Kartätschen nieder. Der Tag war unrettbar verloren; ein Ordonnanzoffizier überbrachte dem Tapferen den Befehl zum Rückzuge. Als er aufprotzen ließ, zerschmetterte ihm eine Gewehrkugel den linken Arm; den Schmerz, der ihn zu überwältigen drohte, nicht achtend, blieb er zu Pferde, bis alle Geschütze gerettet waren und er sagen durfte, der Pflicht sei Genüge geschehen. Dieser Tapfere war der im Jahre 1885 zum italienischen Minister des Äußeren ernannte Graf Robilant.

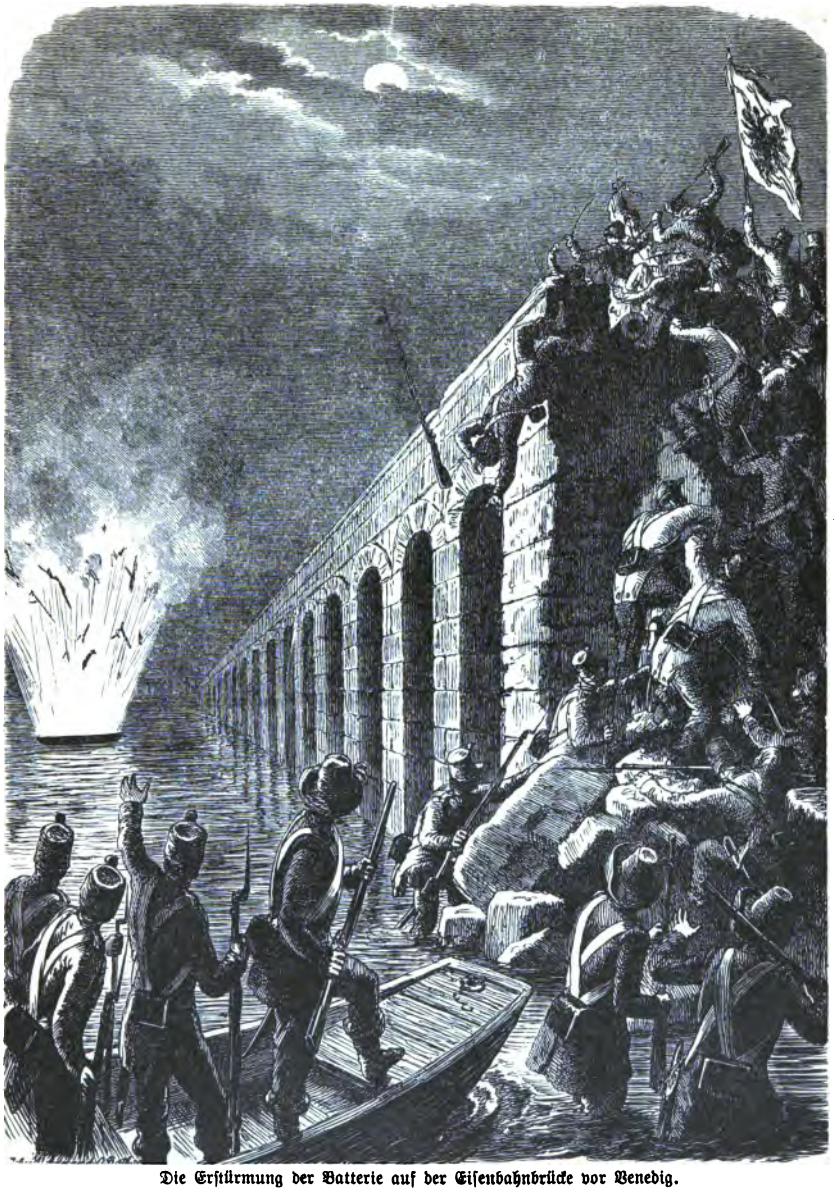
In Novara angelangt, eilte Karl Albert auf die Wälle, und zwischen den Kanonen stehend, ließ er seine Blicke auf das Schlachtfeld schweifen, wo er soeben, das fühlte er, seine Krone verloren. Rings um ihn her schlugen die Geschosse der Feinde ein, jeden Augenblick glaubte man den König getroffen zu Boden sinken zu sehen. General Durando mußte ihn mit Gewalt von der Stelle entfernen, wo er sich unnützerweise der Gefahr aussetzte; der unglückliche Fürst suchte den Tod! An seinem Glücke verzweifelnd, entsagte der König noch in derselben Nacht der Krone zu gunsten seines Sohnes Viktor Emanuel, flüchtete sich auf verborgenen Wegen aus dem Lande seiner Väter und suchte im fernen Portugal eine Ruhestätte für den kurzen Rest seiner Tage. Der junge König schloß mit dem siegreichen Feldmarschall schon am 25. März einen Waffenstillstand ab, dem bald der Friede folgte, am 28. März zog Radetzky in Mailand ein.

Romarino, ein genuesischer Abenteurer, welcher der Revolution das Kommando einer Division zu danken hatte, schon im russisch-polnischen Kriege mit einem großen Kommando betraut, hatte den Befehl, noch vor Ablauf des Waffenstillstandes auf das linke Pouser zu gehen, nicht befolgt; ihm legte man nun den Verlust der Schlacht zur Last; der Verräterei bezichtigt, wurde er kriegsgerichtlich zum Tode verurteilt und erschossen.

Ein im Rücken des österreichischen Heeres erfolgter Aufstand in Brescia wurde nach Erstürmung der Stadt durch den energischen Feldmarschallleutnant Haynau mit blutiger Strenge unterdrückt. Nur die Lagunenstadt Venedig, wo nach Abzug der österreichischen Besatzung zuerst eine provisorische Regierung im Namen des Königs von Sardinien das Staatswesen leitete, dann aber, nach der Niederlage des sardinischen Heeres, unter Manins Wirksamkeit ein republikanisches Regiment eingeführt wurde, leistete, auf die Festigkeit ihrer Lage bauend, noch hartnäckigen Widerstand. Durch desertierte Soldaten und Freiwillige stieg die Besatzung des aufständischen Venedigs bis zu 40000 Mann. Nach den Siegen bei Curtatone und Vicenza schlossen die Österreicher Venedig ein, um ihm die Zufuhren auf der Etsch und dem Po abzuschneiden. Nach der Schlacht von Novara ließ Radetzky Manin vergeblich zur Übergabe auffordern; ungeachtet des heftigsten Geschützfeuers aus dem Fort Malghera nahmen die Österreicher im Mai 1849 die Belagerungsarbeiten energisch auf, der sumpfige Boden erschwerte aber den Bau der Laufgräben in hohem Grade. Mit Tagesanbruch des 24. Mai 1849 eröffneten die Österreicher aus 18 Batterien das Geschützfeuer. Der Feind antwortete mit mehr als 160 Feuerschlünden.

Erst um Mitternacht trat Ruhe ein. Während drei Tagen wiederholte sich das Schauspiel. Dann mußten die Insurgenten Malghera räumen, wodurch den Österreichern 150 Geschütze und ansehnliche Munitionsvorräte in die Hände fielen. Aber sie konnten Venedig, das auf den Lagunen im Meere weit vom Lande entfernt liegt, nicht näher kommen, weil die Belagerten die letzten sieben Bogen der 3500 m langen Eisenbahnbrücke gesprengt hatten. Ein Kampf zur See gewährte kein Resultat. Am 1. Juli wurde daher beschlossen, die auf der Eisenbahnbrücke erbaute Batterie San Antonio zu ersteigen und die im Mestrekanale geankerten feindlichen Schiffe anzugreifen. Mit den schwersten Geschützen war die Batterie San Antonio bombardiert und arg zugerichtet worden, aber ein Zwischenraum von mehr als 300 Schritten infolge der Lücke, welche die abgesprengte Brücke verursachte, verhinderte die Erstürmung derselben. Um die Aufmerksamkeit des Feindes zu täuschen, leitete man Minenschiffe gegen die Eisenbahnbrücke.

Ein stilles, blutiges und anhaltendes Handgemenge — und die Bemannung der Batterie ist überwunden. Aber bald rücken beträchtliche Reserven aus Venedig herbei, die Handvoll Österreicher kann sich nicht halten. Sie vernageln die Kanonen. Die Österreicher hatten auch mehrmals den Versuch gemacht, Luftballons zum Auswerfen von Hohlgeschossen und Brandgranaten zu benutzen, aber die Wirkung blieb weit hinter der Erwartung zurück. Dagegen gelang es, aus großen Kanonenrohren unter sehr steilem Richtungswinkel (45 Grad) Geschosse bis in die Stadt Venedig zu werfen, wo Hungersnot und ansteckende Krankheiten wüteten.



Die Erstürmung der Batterie auf der Eisenbahnbrücke vor Venedig.

Die Hoffnung auf Hilfe von außen schwand immer mehr dahin, während Not und Unzufriedenheit sich steigerten. Nachdem die Österreicher vom 19. bis 22. August Venedig nochmals aufs heftigste beschossen hatten, kapitulierte Manin,

der kurz vorher die Nachricht von der Unterwerfung Ungarns erhalten hatte. Dies war das Ende des Krieges, die vertriebenen Fürsten kehrten in ihre Hauptstädte zurück, die Österreicher besetzten im Kirchenstaat Bologna und Ankona, und ihre Herrschaft in Italien schien fester als je gegründet zu sein.

Wir haben noch in Kürze der sich mittlerweile in Rom abspielenden kriegerischen Ereignisse zu gedenken. Der schon erwähnte Garibaldi hatte, von der Schweiz nach Rom gehend, aus Freischaren und aufständischen Unterthanen des Papstes eine beträchtliche Volkswehr organisiert. Der Kirchenstaat sollte als letzte Zufluchtsstätte der Freiheit mit aller Kraft verteidigt werden. Truppen und Freischaren waren in Masse vorhanden, auch an Waffen fehlte es nicht. Indes die Österreicher von Ankona her, die Neapolitaner von Süden in das römische Gebiet eindrangen, landete der Marschall Oudinot, ein Veteran der Kaiserzeit, mit 25000 Franzosen bei Civita Vecchia. Garibaldi, dem man Tapferkeit, Vaterlandsliebe und kriegerische Begabung nicht absprechen kann, brachte den sorglos auf Rom vorrückenden Franzosen durch geschickten Flankenangriff eine Niederlage bei, auch die Neapolitaner schlug der kühne Freischarenführer, der, was bei regellos formierten Scharen selten, eine strenge Mannszucht zu halten wußte. Er wurde die Seele der Verteidigung der „ewigen Stadt". Der erste Angriff der Franzosen scheiterte, und erst nach wochenlangen blutigen Kämpfen vermochten sich die Franzosen in Besitz derselben zu setzen. Garibaldi gelang es, sich mit 3000 Mann durchzuschlagen, hoffend, zu günstigerer Zeit die Waffen wieder erheben zu können. In Rom blieb bis zu den Ereignissen der neuesten Zeit französische Besatzung. — Wie viel militärische Untüchtigkeit auch die Erhebung Italiens, wie viel Thorheit und unverständige Leidenschaft sie zu Tage gefördert, einen Ruhm wird man ihr lassen — die Ehre der Nation war gerettet. Harter Kämpfe freilich bedurfte es noch, ehe der Tag der nationalen Einheit auch für Italien erscheinen sollte.

**Der Krieg Österreichs gegen Ungarn.** Das sturmbewegte Jahr 1848, welches den Bestand der österreichischen Herrschaft in Italien, wie wir gesehen haben, stark erschütterte, brachte derselben eine noch ernstere Gefahr in dem alten Stammlande Ungarn. Erfüllt von Nationalstolz und Selbstüberschätzung, glaubte die magyarische Nation zur Zeit, als in Wien selbst der Aufstand sein Haupt drohend erhob, den günstigen Augenblick gekommen, das ungarische Königreich in seiner Größe und Selbständigkeit wieder herzustellen und drang demgemäß auf Lockerung der Bande, womit es an die österreichische Gesamtmonarchie geknüpft war. In dieser Bedrängnis fand Österreich einen unerwarteten Bundesgenossen in den slawischen Völkerschaften des Südens, den Kroaten, Slawoniern und Grenzern, welche bisher mit den Magyaren zu einem Königreiche Ungarn verbunden waren; sie verlangten Trennung von Ungarn und ebenfalls ein selbständiges Staatswesen. Durch Zeitschriften, Reden und Proklamationen steigerte sich der Rassenhaß gegen die Ungarn, Widerstand gegen dieselben wurde als ein heiliger Kampf für Freiheit, Religion und nationale Selbständigkeit hingestellt. An der Spitze der kroatischen Bewegung stand der Magyarenfeind Jellachich, eine bei Hofe sehr beliebte Persönlichkeit, welche man zum Ban der Kroaten ernannt hatte. Eine letzte Unterredung desselben mit dem willenskräftigen

ungarischen Grafen Batthyany führte nicht zur Vereinigung; so mußten denn die Waffen entscheiden, ob Ungarn in seinem bisherigen Bestande fortbestehen oder zu einem kleinen magyarischen Königreiche zusammenschrumpfen solle. — Die Bewegung, welche sich an die revolutionäre Erhebung in Wien im März 1848 anschloß, fand in Ungarn große Einmütigkeit, die um so erfolgreicher wirkte, als die österreichische Regierung zu Beginn des Aufstandes sich äußerst nachgiebig bewies; hatte doch Kaiser Ferdinand den großen Fehler begangen, den Ungarn ein national-ungarisches Heer mit gesonderten Militäreinrichtungen zu bewilligen und dasselbe sogar auf die Verfassung vereidigen zu lassen.

Tschikohusaren im Jahre 1849.

Damit hatte er sich das Heft aus der Hand gegeben und durfte man nicht überrascht sein, als das Heer, den Bahnen der Revolution folgend, soweit es im Lande selbst in Garnison stand, sich der Sache der Nation anschloß. Nichts ist gefährlicher, als die Armee in den Hader der Parteien hineinzuziehen, mit derselben Politik zu treiben. Das warnende Beispiel, wohin ein derartig kurzsichtiges Gebaren führt, haben wir schon an Spanien gesehen. Die Lehren der Geschichte waren aber an der österreichischen Regierung spurlos vorübergegangen; hätte nicht der greise Marschall jenseit der Alpen sein aus allen Nationalitäten des weiten Reiches zusammengesetztes Heer mit eiserner Strenge in Zucht und Treue zu erhalten vermocht, wahrlich, es wäre in diesem Jahre, als alles wich und wankte, um den österreichischen Staat geschehen gewesen.

Wir wollen und können nicht den Einzelheiten dieses zweijährigen Krieges, in welchen schließlich Rußland zu gunsten Österreichs rettend eingriff, folgen. Nur weniges, uns militärisch besonders Anziehendes wollen wir in gedrängter Übersicht beibringen. Gleich den Polen im Jahre 1830, mußten auch die Ungarn sich für ihren bewaffneten Widerstand erst eine Armee neu schaffen; einen sehr brauchbaren Stamm gaben die im Lande vorhandenen ungarischen Infanterie- und Husarenregimenter, die sich sämtlich für die neue Ordnung der Dinge erklärten und im Laufe der Zeit noch durch eine Anzahl von Schwadronen verstärkt wurden. In Summa waren es 26 Bataillone und 66 Schwadronen; dagegen mußten Artillerie- und Ingenieurtruppen neu gebildet werden. Die Kavallerie hatte nur die nationale Waffengattung der Husaren aufzuweisen, dieselben waren 18 Regimenter stark. Zu ihnen gesellten sich jene unverwüstlichen Gesellen, die Tschikos oder Pferdehirten der ungarischen Pußten, wilde kräftige Gestalten auf kleinen behenden Rossen. Ihre Hauptwaffe bestand in der Regel aus einer Art Lasso oder vielmehr einer Peitsche, an deren fein geflochtener Schnur vorn vier bis fünf Bleikugeln befestigt sind.

Dieser Fangschnur bedienten sie sich mit außerordentlicher Geschicklichkeit, indem sie dieselbe mit solcher Gewandtheit schleudern, daß sie das Ende mit den Kugeln um den Hals, den Arm oder das Bein ihrer Feinde schlingen. Ein Ruck, und der Gegner liegt zu Boden; ist die Schnur um den Hals geschlungen, so genügt ein zweiter Ruck, und das Opfer ist erwürgt. Diese an alle Unbill des Wetters gewohnten, mit ihren Pferden zusammengewachsenen Burschen bildeten eine nicht zu verachtende leichte Truppe, außerordentlich geeignet zum Vorposten- und Patrouillendienst u. s. w. Später, im weiteren Verlauf des Bürgerkrieges, bewaffnete man die Tschikos auch noch mit dem Säbel. Ferner hatte man zur völligen Verfügung die ungarische Nationaltruppe der Honveds, eine Art von Landwehr, durch welche schließlich die ungarische Armee die imposante Stärke von 200000 Mann im letzten Kriegsjahre erreichte. Für die österreichische Armee war es ein großer Übelstand, daß bei dem großen Bedarf in Italien nur eine verhältnismäßig geringe Streitmacht gegen Ungarn verfügbar war; über 140000 Mann werden es nie gewesen sein. Gern nahm man an maßgebender Stelle deshalb das Anerbieten Jellachichs an, der zu dem Rassenkampfe der kroatischen Nation gegen die magyarischen Truppen werben wollte, und in der That im Herbst des Jahres dem Kaiser schon 30000 Mann, die er zusammengebracht hatte, zur Verfügung stellte.

Was die russische Armee betrifft, so war dieselbe reich an Erfahrungen aus dem Kriege mit Polen hervorgegangen. Die Kämpfe im Kaukasus hatten Offiziere und Soldaten an den Krieg gewöhnt; bewährte Führer standen an der Spitze des Heeres. Mitte Juni 1849 standen 180000 Mann mit 558 Geschützen in Ungarn, der österreichischen Armee die Hand reichend zur Bewältigung des Aufstandes. Noch nie zuvor hatte eine gleichstarke, besser gerüstete Armee die Grenzen des Reiches überschritten.

Der Nationalkrieg nahm im März zuvörderst im südöstlichen Ungarn seinen Anfang; hier wohnten neben Rumänen, den alten Landesbewohnern romanischen Stammes, Serben, Illyrier und andre Teile slawischer Völkerschaften,

die sämtlich den Ungarn den Gehorsam kündigten und verheerende Streifzüge in die benachbarten Komitate unternahmen. An Krieg und Raub gewöhnt, füllten die wilden Grenzer und Serben die ganze Gegend an der Theiß und Donau mit Blut und Verwüstung, monatelang dauerten diese Greuelthaten ohne Feldschlacht und Kriegsplan; erst im August gelang es den ungarischen Heeren, den serbischen Aufstand zu unterdrücken. Im Einverständnis mit dem Hofe überschritt nun der ritterliche Banus Jellachich im September mit seinen wilden Heerscharen die Drau, unaufhaltsam bis zum Plattensee vordringend.

Lager österreichischer Grenzer im Jahre 1850.

Nationalgrenzinfanterist. Hauptmann der Grenzer. Hauptmann beim Seressanerkorps. Warasdiner. Liccaner. Ottocsaner. Gemeiner Artillerist. Tschaikist.

Der ungarische Landsturm trat nunmehr ins Leben; die Aufregung des leidenschaftlichen Volkes kannte keine Grenzen, ein Nationalkrieg der heftigsten Art nahm seinen Anfang, von welcher die Ermordung des zum Oberbefehlshaber der ungarischen Truppen ernannten Grafen Lamberg auf der Schiffbrücke zu Ofen Zeugnis ablegte. Gleichzeitig ließ der Magyarenführer Görgey den kaiserlichen Kommissar, Grafen Zichy, standrechtlich durch den Strang hinrichten und seine Schätze entführen. Kossuth, ein ehemaliger Advokat, nahm die Leitung der Dinge gänzlich in die Hand; durch glühende Aufrufe an Ungarns waffenfähige Mannschaft bewirkte er, daß gegen Ende des Jahres 1848 ein Heer von 200000, davon über die Hälfte Honveds, unter den Waffen stand. In den weiten Ebenen an der Theiß, auf denen der ungarische Roßhirt mit seinen Herden sich tummelt, sammelte sich das ungarische Heer,

Den Oberbefehl des österreichischen Heeres übernahm Fürst Windischgrätz, welcher mitten im Winter in acht Kolonnen durch den Bakonywald gegen Ofen-Pest vordrang. Am 5. Januar hielt er mit dem Banus Jellachich seinen Einzug. Kossuth hatte zuvor mit dem ungarischen Heere seinen Abzug nach Debreczin angetreten.

Der Kampf mit den Serben an den festen Römerschanzen und Wällen an der Donau und Theiß nahm indessen seinen blutigen Fortgang, und in Siebenbürgen war ein Krieg ausgebrochen, der an Entsetzen und Greuel alles überbot, was seit den Tgen der Hunnen und Vandalen in den Jahrbüchern der Kriegsgeschichte verzeichnet worden ist. Rumänen, Walachen und siebenbürgische Sachsen scharten sich um die österreichische Reichsfahne und lenkten dadurch die volle Wut der Ungarn auf sich. Die ungarischen Landwehrmänner und die wilden Bewohner der Pußta auf flüchtigen Rossen überfielen Dörfer und Meierhöfe der Sachsen, in ihrer Wut weder Alter noch Geschlecht, weder Eigentum noch Kirchengut verschonend. Erst im Januar 1849, als der polnische General Bem, ein edler und tapferer Mann, den Oberbefehl über die ungarischen Truppen in Siebenbürgen erhielt, nahm der Krieg eine regelmäßigere Gestalt an. Das Land der Sachsen aber fiel, trotz heldenmütigen Widerstandes, den Ungarn in die Hände. Unter österreichischer Vermittelung wurden nun die Russen, welche schon seit zwei Monaten an der walachischen Grenze gestanden hatten, zu Hilfe gerufen. Diese folgten bereitwillig dem Rufe; 6000 Mann besetzten Kronstadt und Hermannstadt nach heftigen Gefechten. Auch polnische Parteigänger, darunter Feldherren von Ruf und Geschick, wie Dembinski, Bem u. a., schlossen sich der ungarischen Erhebung an, hoffend, dadurch die Wiederherstellung Polens zu erringen. Am 26. und 27. Februar, in zweitägiger Schlacht, erkämpften die Österreicher einen Sieg bei Kapolna, doch blieb derselbe ohne Resultate, da nur matt verfolgt wurde. Mit dem Beginne des Frühjahrs erreichte die ungarische Armee die Stärke von 123000 Mann Infanterie, 12000 Husaren und 368 Geschützen, eingeteilt in acht Armeekorps. Auch die Österreicher unter Windischgrätz hatten Verstärkungen an sich gezogen und planten einen Gesamtangriff auf die ungarische Streitmacht im Herzen des Landes; vor allem wollten sie die Festungen des Landes, in erster Linie das wichtige Komorn, in ihre Gewalt bringen. Aber auch die Ungarn schritten jetzt zu einem großen Angriff. Ihre Hauptarmee überschritt die Theiß an mehreren Stellen zu gleicher Zeit und schlug die österreichischen Feldherren Schlik, Jellachich u. a. m. in mehreren Gefechten. Ein kaiserliches Belagerungsheer lag vor der „jungfräulichen" Donaufestung Komorn; letztere leistete jedoch so heftigen Widerstand, daß der österreichische Feldzeugmeister Welden, welcher das Belagerungskorps kommandierte, zuletzt von der Beschießung abließ und die Festung durch enge Einschließung auszuhungern beschloß. Immer näher rückte das ungarische Heer, durch seine Erfolge ermutigt, nach der noch in den Händen der Österreicher befindlichen Hauptstadt. Allein während Windischgrätz und Jellachich darauf bedacht waren, Pest vor einem Überfall zu schützen, umging die ungarische Armee unter Klapka das feindliche Heer und erstürmte nach heftigem Kampfe die an der Biegung der Donau nach Süden belegene strategisch wichtige Stadt Waitzen; der österreichische General Götz fiel und wurde von den Ungarn mit

großer Feierlichkeit bestattet. Komorn, auf dessen Türmen die schwarze Fahne als Zeichen der verzweifelten Gegenwehr aufgepflanzt war, wurde von Görgey nunmehr entsetzt. Am 23. April verließen die österreichischen Truppen Pest, die Schiffbrücke, welche diese Stadt mit Ofen verbindet, hinter sich verbrennend.

Aus der Schlacht bei Isaszeg.

Aber der heftigste Kampf entbrannte nunmehr um Ofen, dessen Besitz durch die auf einem 60 m hohen Berge liegende alte, aber mangelhaft erhaltene Festung mit dem Königsschloß gesichert wurde. Kommandant der Festung war General Hentzi, ein Schweizer. Er ließ in aller Eile die Festung zu hartnäckiger Verteidigung einrichten; 3000 Mann nur zählte seine Besatzung, die erkannte, daß ihr Heil lediglich in ihrer Tapferkeit beruhe. 30000 Mann der Görgeyschen Armee blieben zur Belagerung vor Ofen zurück, bei welcher Tapferkeit und Geschick auf beiden Seiten gleiche waren. Die Belagerung begann am 3. Mai;

mittels Bombardement und Minenangriffen vernichtete Görgey nach und nach die Außenwerke der Festung. Vergeblich bemühte sich Hentzi, um den Feind zum Einstellen der Belagerung zu zwingen, das gegenüberliegende Pest in Brand zu schießen. Am 21. Mai, als in der Stadt Ofen eine Feuersbrunst ausgebrochen war, erfolgte, begünstigt durch Rauch und Verwirrung in der nächsten Nähe der Festung, der Sturm. Schrittweise verteidigte die kleine heldenhafte Garnison den ihr anvertrauten Posten; in Häusern und Zimmern wurde in erbittertem Handgemenge gekämpft. Hentzi selbst fand den Heldentod. — Die österreichischen Heere wichen nun bis Preßburg, bis an das äußerste Ende der großen Donauinsel Schütt zurück, um Verstärkungen abzuwarten. Auch im Süden des Landes blieben die Ungarn im Vorteil, so daß der ungarische Reichstag, voll stolzen Vertrauens auf diese Erfolge, die Unabhängigkeit Ungarns von Österreich aussprach. — In dieser Bedrängnis wandte sich die österreichische Regierung um Hilfe an Rußland, welches dieser Bitte entsprach, da ein Sieg der Revolution in Ungarn die Partei des Umsturzes in ganz Europa ermutigt, alle monarchischen Staaten, vor allem Rußland, in ihren Grundfesten erschüttert hätte, um so mehr, als zahlreiche Polen an dem ungarischen Feldzuge teilnahmen und in den polnischen Grenzländern hohe Freude herrschte über die Waffenerfolge der Insurgenten. Gegen Ende Mai überschritt ein 130000 Mann starkes russisches Heer unter dem ruhmgekrönten Paskiewitsch bei Krakau und Dukla die ungarische Grenze, während gleichzeitig die Österreicher unter Befehl des Generals Haynau und des Banus Jellachich aufs neue von Westen und Süden in Ungarn eindrangen; ihre Gesamtstärke belief sich auf ebenfalls 130000 Mann mit 528 Geschützen. Diesen beiden gleichstarken Gegnern vermochten die Ungarn doch eine Gesamtstärke von 192000 Mann mit 488 Geschützen entgegenzustellen. Die Ungarn hatten nur die Wahl zwischen Unterwerfung und Verzweiflungskampf; sie entschlossen sich zu letzterem. Kossuth entwickelte eine wunderbare Thätigkeit, um einen allgemeinen Volkskrieg zu entfesseln und die Nation zu den größten Opfern und Anstrengungen anzufeuern. Mit zündenden Worten forderte er die Nation zu einem Guerillakriege auf, wie ihn einst die Spanier gegen Napoleon geführt hatten. Kämpften doch auch die Beschaffenheit des Landes und das Klima für die Ungarn. An guten Straßen für den Einmarsch der gewaltigen Heeressäulen in das bedrohte Land fehlte es, ähnlich wie seiner Zeit in Rußland im Jahre 1812; traten Regengüsse ein, so wurden die ohnehin schlechten Wege in dem lehmigen Boden völlig unbrauchbar; überdies erzeugten die Hitze des Tages und die derselben folgenden Nachtfröste, ebenso die Sumpfluft in den Niederungen der Theiß und Donau tödliche Krankheiten in den des Klimas ungewohnten russischen und österreichischen Heeren. Als schließlich wichtigstes Hemmnis erschien die Schwierigkeit, diese großen Truppenmassen dauernd zu verpflegen; Eisenbahnen hatte man nicht, überdies hatten die Bewohner alle Vorräte an Lebensmitteln, die sie nicht vor dem Feinde retten konnten, auf Befehl Kossuths vernichtet. Bedenkt man ferner, daß die Heere der ungarischen Insurgenten nicht wie die deutschen Freischaren der Jahre 1848 und 1849 aus ungeübten, zuchtlosen, schlecht bewaffneten Banden, sondern zum Teil aus gedienten Truppen, zum andern Teil aber aus abgehärteten

und kriegerischen Völkerschaften gebildet worden waren, mit Geschütz und Waffen reichlich versehen, so wird man die zu überwindenden Schwierigkeiten bei Niederwerfung des Aufstandes zu würdigen vermögen. Die österreichische Armee gewann neues Vertrauen, als ihr jugendlicher Kaiser Franz Joseph, welcher seinem Onkel auf dem Throne gefolgt war, auf einige Zeit in ihrer Mitte erschien. Der Soldat ist gern geneigt, Entbehrungen und Strapazen willig zu ertragen, mit Todesverachtung dem Feinde entgegenzugehen, wenn sein Mut durch das leuchtende Beispiel seines Vorgesetzten, vor allem aber das seines Kriegsherrn belebt wird.

Reguläre Grenzer auf Vorposten. Sereſſaner zu Fuß und zu Pferd.

So sind ja auch die unerhörten Erfolge Friedrichs des Großen zum Teil nur durch die Hingebung und Begeisterung seiner Soldaten für ihn, der ihre Gefahren und Leiden teilte, zu erklären. — Der Anfang des erneuten Kampfes war den Österreichern günstig. Görgey mußte sich, in mehreren Gefechten geschlagen, nach Komorn hineinwerfen. Ofen und Pest fielen wieder in ihre Hände; und nun hielt der unerbittliche Haynau ein blutiges Gericht über die Rebellen, welche „als dem Tode verfallen“ erklärt wurden. Vorübergehende Erfolge errangen noch einmal die Ungarn im Süden, wo Bem das entmutigte und geschwächte Heer Jellachichs zum eiligen Rückzug über die Donau zwang. Entsetzliche Leiden hatte der Soldat bei den Kämpfen in diesem Teile des Landes auszustehen. Die Ungarn hatten, um sich für die Räubereien der

Serben und Grenzer zu rächen, die Ernten vernichtet und die Brunnen zerstört; nur auf das faulende Wasser der Donau waren sie angewiesen. Bald brach die Cholera aus und hielt eine furchtbare Ernte des Todes. — Der gewaltige Kampf, auf den die Blicke von ganz Europa gerichtet waren, nahte nun seinem Ende. Ein kühner Ausfall der Besatzung von Komorn unter dem tapferen Klapka war das letzte glückliche Ereignis; reichbeladen mit Beute und Lebensmitteln kehrten die Truppen in die unüberwindliche Stadt zurück. Vor dem Anmarsch der weit überlegenen Russen wich Görgey nach einem unglücklichen Gefechte bei Debreczin nach Osten und Süden aus; Haynau schlug die Truppen Bems bei Temeswar in entscheidender Schlacht am 9. August; 50000 Ungarn kämpften gegen nur 30000 Österreicher, da der Gesamtkrankenstand des österreichischen Heeres auf 19000 gestiegen war, wiederum ein Beweis dafür, daß durch Krankheiten die Heere viel schlimmere Verluste im Kriege erleiden als durch die feindlichen Waffen. Die Schlacht von Temeswar macht den österreichischen Truppen und ihren energischen Führern große Ehre; der Feind wurde in kleine Haufen zersprengt und kam nicht wieder zum Stehen. Die Katastrophe für das ungarische Heer nahte nun. Nach Eintreffen der Nachricht von der Niederlage bei Temeswar versuchte Görgey, sich mit den Trümmern des geschlagenen Heeres zu vereinigen; es mißlang. Nach Abdankung Kossuths war die diktatorische Gewalt auf ihn übergegangen und nun führte er den von ihm als das einzig Erreichbare erkannten Entschluß aus, er übergab seine rings umstellte Armee ohne jede Mitwirkung den Russen; dies geschah den 13. August bei Vilagos. Damit endete der ungarische Krieg, großartig in seiner Erscheinung, tragisch in seinem Ausgange. Triumphierend berichtete Paskiewitsch an den Kaiser Nikolaus: „Ungarn liegt zu den Füßen Eurer Majestät." — Im Laufe des Monats August wurden von der ungarischen Armee an 80000 Mann im freien Felde gefangen genommen, der Rest verlief sich nach der Heimat, während viele höhere Führer, wie Kossuth und Bem, nach der Türkei übertraten.

Beachtenswert in bezug auf die Kriegführung der Ungarn ist die Ähnlichkeit, welche sie mit dem französischen Revolutionskriege von 1792 und namentlich mit der des Krieges von 1870—71 nach der Schlacht bei Sedan hat. Kossuths Thätigkeit als Organisator von improvisierten Armeen kann wohl mit der Gambettas in der zweiten Periode des Krieges verglichen werden.

Ein furchtbares Strafgericht erging über die Teilnehmer des Aufstandes; die Schuldigsten, zum Teil Mitglieder der edelsten Familien, fanden ihren Tod am Galgen oder durch Pulver und Blei. Und wie sah es im Lande aus? Zahllose Städte, Dörfer und Edelsitze lagen in Trümmern, der Wohlstand der Bewohner war vernichtet. Jahre vergingen, ehe die dem Lande geschlagenen Wunden sich verblutet hatten. — Ein Krieg mit dem äußeren Landesfeinde wird, selbst wenn er unglücklich abläuft, niemals derartige Grausamkeiten aufzuweisen haben und von so nachhaltig traurigen Folgen für ein Volk sein als ein Bürger- und Rassenkampf; dies lehrt die Geschichte! — Wir wenden uns nun Kämpfen zu, welche in ihren Ursachen, aber nicht in ihrem Verlaufe mit den eben geschilderten eine gewisse Ähnlichkeit haben, nämlich zu den durch die Revolutionsbewegungen 1848 und 1849 in Deutschland verursachten Kämpfen.

Erstürmung der Jägerzeile in Wien.

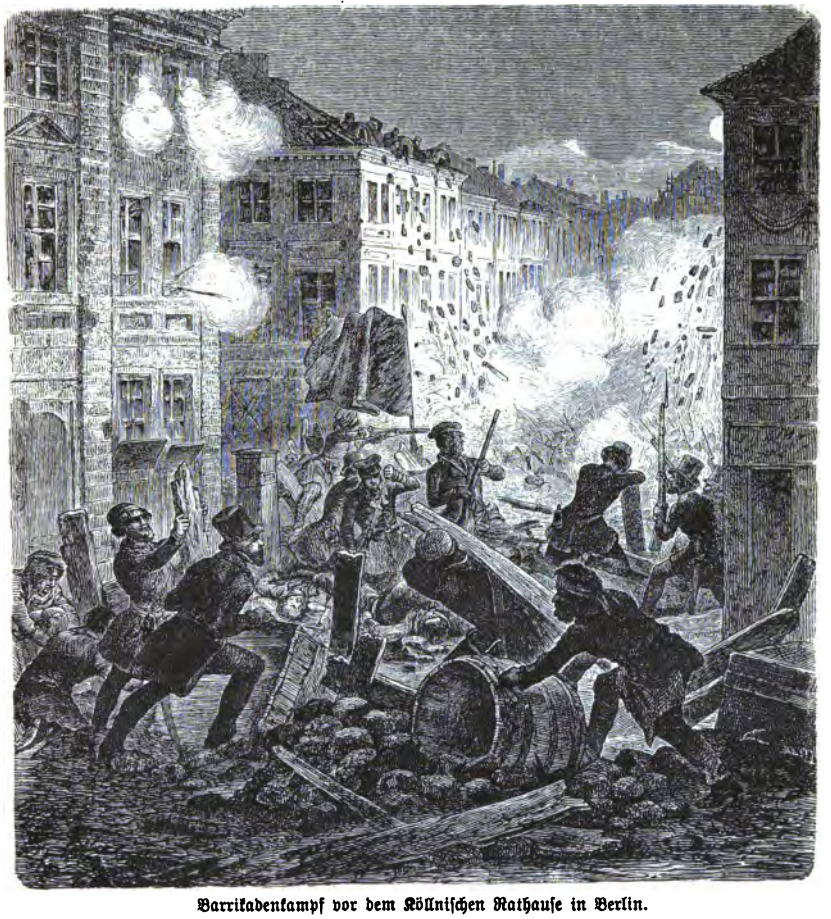
## 7. Revolutionäre Erhebungen in Deutschland. — Krieg in Schleswig-Holstein 1848—50. — Aufstand in Baden.

Im Februar des Jahres 1848 war, wie bekannt, in Paris ein Aufstand ausgebrochen, welcher nach mehrtägigen erbitterten Kämpfen den Sturz des Königtums und die Erklärung der Republik zur Folge gehabt hatte. Aus den Händen der Revolution hatte Louis Philipp einst die Krone empfangen im Jahre 1830; sie, die ihn auf den Thron erhoben hatte, stürzte ihn wieder und ein zahlreiches, kriegsgeübtes Heer, in allen monarchischen Staaten die feste Stütze des Thrones, ließ es geschehen. Die Linientruppen wurden in dem Straßenkampfe, welcher innerhalb der Mauern von Paris wütete, zum Teil überwältigt, zum großen Teile aber verließen sie treubrüchig die Sache ihres Königs und schlossen sich dem Aufstande an. Die Nationalgarde weigerte den Kampf gegen das Volk. Wenige Stunden genügten, um die mächtige Monarchie umzustürzen und den erwählten König zu einem Hilfe suchenden Flüchtling zu machen. Ein wahrhaft tragisches, wenn auch nicht unverschuldetes Geschick.

Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht vom Siege der Revolution durch ganz Europa. Welche heftigen Erschütterungen für die österreichische Monarchie derselbe in Italien und Ungarn zur Folge hatte, haben wir gesehen; aber auch das sonst so friedliche, die gesetzliche Ordnung über alles liebende Deutschland sollte, von dem Rausche der republikanischen Jubeltage ergriffen, in die Kreise der revolutionären Bewegung hineingezogen werden; die erste Wirkung zeigte sich in Baden, welches den Forderungen der Umsturzmänner widerstandslos nachgab. Heftiger äußerte sich die Erschütterung in Preußen, obwohl hier der bewaffnete Aufstand kein nationaler, sondern zumeist von außen her, namentlich durch polnische Agitatoren, künstlich gemachter war. Dennoch ist's ein dunkles Blatt in unsrer sonst so ruhmreichen Geschichte, dieses „tolle Jahr" 1848; war es doch zum erstenmal geschehen, daß die Armee, bisher Preußens Schild und Schwert gegen den äußeren Feind, die Waffe gegen den inneren führen und in den Hader der Parteien thätig eingreifen mußte. Doch unser Buch will keine Politik treiben und schreiben. Es liegt uns fern, hier die Ereignisse der Jahre 1848 und 1849, die dem jetzigen Geschlecht schon wie ein wüster Traum erscheinen, im einzelnen erzählen zu wollen. Nur den militärisch wichtigen Vorgängen wollen wir in Kürze näher treten; sie gestalten sich für das Heer, welches, seinem Eide getreu, auch in diesen Tagen harter Prüfung sich treu bewährte, zu teilweise sehr ernsten Kämpfen, teils Straßen- und Barrikadenkämpfen, wie in Berlin, Wien, Breslau, Dresden, Frankfurt, Iserlohn und andern Orten, teils wirkliche Kriegsoperationen, wie in Posen, Schleswig-Holstein, Baden und Rheinpfalz. Die Straßenkämpfe waren unserm Heere etwas völlig Neues; jeder Truppenführer mußte sich seine Regeln des Handelns selbst bilden unter Bedingungen, wie sie unsre Kriegskunst bisher nicht vorgesehen hatte. Die kriegerischen Operationen richteten sich nur in Schleswig-Holstein (freilich auch dort in weiterer Folge der revolutionären Bewegung) gegen einen ebenbürtigen Feind, das dänische Heer, in Posen, Baden und der Pfalz dagegen wider Insurgentenhaufen, denen es jedoch an militärischer Organisation und Schulung, ebensowenig an todesverachtender Tapferkeit nicht völlig fehlte.

In der Hauptstadt Preußens erhob am berüchtigten 18. März der bewaffnete Aufruhr sein Haupt. Zwei zufällig abgegebene Schüsse gaben das Signal zum Kampfe, ein vierzehnstündiger blutiger Straßenkampf, der mit einer Heftigkeit sondergleichen von beiden Seiten geführt wurde. Innerhalb zwei Stunden erhoben sich in allen Teilen der Stadt, besonders im Zentrum derselben, an 200 Barrikaden, zu deren Bau namentlich fremde, besonders polnische Zuzügler die Anleitung gaben. Die Stärke der Truppen, welche den Aufstand zu bekämpfen hatten, belief sich auf etwa 14000 Mann mit 36 Geschützen. Der Tapferkeit derselben gelang es, Schritt vor Schritt Boden gewinnend, die Barrikaden zu nehmen und die Häuser, aus denen geschossen worden war, zu stürmen. Es war eine furchtbare Nacht für Berlin. Unaufhörlich knatterte das Gewehrfeuer, heulten die Sturmglocken von den Türmen, dazwischen krachte der Donner der Geschütze; vieltausendstimmiges Geschrei der Kämpfenden war weithin vernehmbar. Am Morgen des 19. März trat eine Art von Waffenstillstand ein; die Truppen waren von dem nächtlichen Kampfe

erschöpft und bedurften der Ruhe. Da befahl der König, auf die dringenden Vorstellungen einer Bürgerdeputation, daß die Truppen sich zurückziehen, die Stadt räumen sollten. Mit schwerem Herzen gehorchten die tapferen Regimenter dem Befehle ihres Kriegsherrn und überließen dem Gegner, welchen sie in blutigem Kampfe niedergeworfen hatten, den heiß erstrittenen Boden.



Barrikadenkampf vor dem Köllnischen Rathause in Berlin.

Treu soldatisch hatte die Armee auch an diesem schweren Tage ihre Pflicht gethan; unbeirrt von den Schmähungen ihrer Gegner, gefühllos gegen die verächtlichen Künste der Verführung, durch welche sie in ihrer Treue wankend gemacht werden sollten, verließen die Regimenter die Hauptstadt auf verschiedenen Wegen, um wenige Wochen später an den Nordmarken des Landes, in dem meerumschlungenen Schleswig-Holstein einen andern, ehrlichen und eines rechtschaffenen Soldaten würdigen Gegner, die brave dänische Armee, siegreich zu bekämpfen.

Doch ehe wir uns diesen Kämpfen zuwenden, wollen wir über die aufständischen Bewegungen des Jahres 1848 an einigen andern Orten kurz berichten. In Frankfurt a. M., wo eine deutsche Nationalversammlung zur Beratung einer deutschen Reichsverfassung versammelt war, wurden die beiden preußischen Volksvertreter der gemäßigten Partei, Fürst Lichnowsky und General Auerswald, am 18. September bei Gelegenheit eines Straßenaufruhrs ermordet. Die bewaffnete Macht in Frankfurt bestand nur aus einem kurhessischen Bataillon und fünf Bataillonen Bürgerwehr, auf deren Hilfe man jedoch nicht rechnen konnte. Der Reichskriegsminister General von Peucker (der spätere Generalinspekteur des preußischen Militärerziehungs- und Bildungswesens) befahl die Heranziehung von acht preußischen, hessischen und österreichischen Bataillonen, denen nach hartem Kampfe es gelang, sämtliche Barrikaden in der volkreichen, enggebauten Stadt zu nehmen und in einem Tage den Aufstand zu brechen; den schwierigsten Teil der Aufgabe lösten die drei preußischen Bataillone an diesem heißen und erfolgreichen Tage.

In Wien und ganz Österreich hatte die revolutionäre Bewegung ebenfalls schon im März dieses Jahres begonnen. Im großen und ganzen war der Aufstand, an dessen Spitze hier das Studententum stand, erfolgreich, da die Regierung darein willigte, das Militär abziehen zu lassen; doch im Herbste trat der Rückschlag ein. Die Tschechen in Prag, nicht zufrieden mit den großen Zugeständnissen und Reformen, wollten sich den aufgelösten Zustand des Reiches zu nutze machen, um durch einen Handstreich die Herrschaft an sich zu reißen, erhielten aber durch eine blutige, mit Beschießung der Stadt verbundene Niederlage von dem energischen Fürsten Windischgrätz, dessen Gemahlin bei dem Aufstande ihren Tod gefunden, die derbe Lehre, daß Österreichs militärische Macht und Größe noch unerschüttert sei, eine Lehre, die später durch Radetzkys Siege in der Lombardei und durch den siegreichen Kampf gegen die rebellischen Magyaren eine neue glänzende Bestätigung erhielt. Im Oktober dieses Jahres wurde aber von neuem Wien der Schauplatz eines großen und planmäßig vorbereiteten Aufruhrs; das Zeughaus wurde erstürmt und der Kriegsminister Latour unter qualvollen Martern ermordet; Polen waren es auch hier wie in Berlin, welche den Aufstand schürten und leiteten. Der Kaiser entfloh, ihm folgten Tausende der wohlhabenden Einwohner der unglücklichen Kaiserstadt, die mehrere Wochen gänzlich in der Hand der bewaffneten Revolution blieb. Noch hoffte diese auf die Unterstützung der Magyaren, deren Hilfstruppen in der That im Anmarsche auf Wien waren. Aber schon waren die Würfel geworfen. Der zum Oberbefehlshaber der österreichischen Truppen außerhalb Italiens ernannte Fürst Windischgrätz rückte mit 40000 Mann von Norden, Jellachich, der bekannte Banus von Kroatien, mit 30000 von Süden gegen Wien. Ein buntes Völkergemenge, das an Wallensteins Lager erinnerte, kaiserliche Truppen der verschiedensten Nationalitäten und buntesten Uniformen waren hier vor den Thoren der Hauptstadt unter Österreichs Fahnen versammelt; Kroaten und Grenzer, mit und ohne Uniform, die gefürchteten „Rotmäntler“ oder Seressaner standen neben deutschen, italienischen und polnischen Regimentern, Kaiserjäger in ihren prunklosen grauen Röcken, auf dem Haupte den Hut mit wallendem Federbusche,

zierliche polnische Ulanen in ihrer kleidsamen Tracht neben dem Gros der Infanterie in ihrer historischen weißen Uniform mit hellblauen Beinkleidern. Sie alle einte die militärische Disziplin und der Fahneneid zu einem jeder Leistung fähigen Körper gegenüber einer, das schöne Wort Freiheit schändlich mißbrauchenden, zusammengelaufenen, jeder Zucht und Ordnung entbehrenden Insurgentenmasse, deren militärische Leitung der polnische General Bem und ein gewisser Messenhauser übernommen hatte. Ein Schreckensregiment, wie es die französische Revolution in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kaum schlimmer gesehen, beherrschte die Stadt. Akademische Legion nannte sich das bewaffnete Studententum, ihnen schlossen sich zahlreiche Arbeiter, Freikorps und Nationalgarden an. Jeden Fußbreit machten sie den vordringenden Truppen streitig. Mauern und Barrikaden gewährten ihnen Ersatz für die mangelnde Kriegskunst. Die Erbitterung der Soldaten wuchs mit dem Widerstande; besonders brannte das Regiment Latour, das mit umflorten Fahnen einherzog, vor Verlangen, den Tod des Generals zu rächen. Eine volle Woche wurde der Kampf mit der größten Erbitterung Tag und Nacht fortgeführt, vom 28. Oktober ab wurde die Stadt bombardiert; endlich am 1. November wurden die kaiserlichen Truppen wiederum Herren derselben. Am 2. November hielt Jellachich seinen Einzug in die eroberte Stadt, über welche Windischgrätz den Belagerungszustand verhängte. Wien bot einen Anblick des Schreckens und Jammers, Kugelspuren überall, ganze Häuserreihen waren niedergebrannt, an tausend Stellen Leichen und Blutlachen, überall Frauen und Kinder, nach den Männern oder Vätern suchend. Die Rädelsführer des Aufstandes wurden kriegsrechtlich erschossen.

In Preußen fand die Revolution ihre Bewältigung im wesentlichen schon im letzten Viertel des Jahres 1848, hauptsächlich durch den thatkräftigen Beistand, welchen der König an zwei Männern fand, den Generalen Graf Brandenburg und Wrangel. Bereits am 10. November rückte Wrangel mit ansehnlicher Truppenmacht in Berlin ein, welches seit den Märztagen ohne Schutz des Militärs geblieben war; wie in Wien, wurde auch über Berlin der Belagerungszustand verhängt, um dem gut gesinnten Teile der Bevölkerung das lange entbehrte Gefühl der Sicherung und Beruhigung zurückzugeben; Besitz und Gewerbe atmeten wieder auf; am 15. November erfolgte endlich die Auflösung der Bürgerwehr. Wir müssen diesem sonderbaren Institut, dem Produkte des Jahres 1848 und mit ihm bei uns in Deutschland wieder von der Bildfläche verschwunden, einige Worte widmen. Diese „Bürgerwehren", eine Nachahmung der französischen Nationalgarden, waren in allen deutschen Staaten nur Kinder des Aufstandes; sie gehörten zu den der Revolution gemachten Konzessionen, den sogenannten Errungenschaften der Völker. Militärisch von gar keinem Werte, hatten sie den zweideutigen Charakter einer scheinbar für den Schutz des Thrones und zugleich der vorgeblich bedrohten Volksrechte bestimmten Miliz. Die Entstehung der „Bürgerwehr" lag eben in der Zeit, denn wozu bedurfte sonst wohl das wehrhafte Preußen noch einer andern Volksbewaffnung als derjenigen, welche seine Armee mit ihren Reserven und Landwehren darstellt? Der Bürgerwehr fehlten ja alle Notwendigkeiten einer bewaffneten Macht:

die Disziplin und Ausbildung, Berufsgeist und Berufswissenschaft; sie war eben ein in seinen Grundgedanken verfehltes und im Chaos der revolutionären Bewegung entstandenes Institut, welches den soldatischen Mechanismus nur sehr schlecht kopierte. Unser jetziges „Volk in Waffen" blickt auf die Bürgerwehr, die schon durch unmilitärisches Auftreten während ihres Bestehens zum Teil dem Gespött preisgegeben war, zurück als eine politische Jugendverirrung unsres jetzt geeinten deutschen Vaterlandes.

Zu wirklichen Kriegsoperationen führte im Jahre 1848 der Aufruhr in Posen, die ernsteste Episode des „tollen Jahres" 1848. In der preußischen Provinz Posen pflanzten die polnischen Einwohner die Fahne der Unabhängigkeit auf. Nicht zufrieden mit einer von der preußischen Regierung angeordneten Reorganisation des Landes, machten die Polen verjährte Ansprüche auf das ganze Reich, wie es vor der ersten Teilung gewesen war, geltend und fielen mordend über ihre deutschen Landsleute her. — Die Kriegsoperationen in Posen begannen im Monat März und dauerten bis Mitte Mai; sie hatten gänzlich den Charakter des sogenannten „kleinen Krieges", in welchem es nicht zu Entscheidungsschlachten, sondern nur zu zahlreichen Überraschungsgefechten, Überfällen, Straßenkämpfen kommt, eine für reguläre Truppen sehr ermüdende Kampfesweise, dies um so mehr, als religiöser und politischer Fanatismus, mit Nationalhaß gepaart, die Polen zu den entsetzlichsten Greuelthaten trieb. Die Leistungen der Truppen, deren Tapferkeit die Insurgenten schließlich erlagen, sind um so anerkennenswerter. Zur Bekämpfung des Aufstandes wurden sogenannte mobile Kolonnen gebildet, in der Stärke von 2000—5000 Mann. Es sind dies Detachements, aus allen Waffengattungen bestehend, welche ausgesendet werden, um einen gefährdeten Landstrich durch rasche Bewegungen und schnelle, energische Schläge von den bewaffneten Banden zu befreien. Die Märsche solcher „mobilen Kolonnen" werden, wie es der Name andeutet, schnell, dazu geheim ausgeführt, ihr Erscheinen muß stets überraschend sein und Schrecken verbreiten. Wo sie auf bewaffneten Widerstand stoßen, wird er mit aller Kraft gebrochen; wird der Feind zersprengt, so muß der Vorteil energisch benutzt werden, um ihn auch zu vernichten: Schonung wäre hier nicht gerechtfertigt. Der Führer einer mobilen Kolonne sucht in der Bewegung die Kraft, seinen Auftrag zu erfüllen.

Die ganze Bevölkerung in Posen war im Jahre 1848 von dem revolutionären Rausche ergriffen worden; ein Nationalkomitee ordnete in allen Kreisen, wo die polnische Bevölkerung das Übergewicht hatte, die schnelle Herstellung einer bewaffneten Macht an. Die zusammengebrachten Mannschaften wurden zunächst in kleinen Abteilungen auf den Gütern der Edelleute, mit denen die katholischen Geistlichen Hand in Hand gingen, einexerziert und von dort nach den allgemeinen Sammelplätzen geschickt; selbst in Berlin bildete sich eine polnische Legion. Den Polen gelang es, eine Macht von 15000 Mann auf die Beine zu bringen, zum Teil wohl bewaffnet, doch auch viele Sensenmänner in ihren Reihen zählend. In den Reihen der preußischen Truppen standen übrigens viele Soldaten polnischer Nationalität, welche treu zu den schwarz-weißen Fahnen hielten und vor Begierde brannten, die Schmach zu rächen, mit welcher die

königlichen Truppen täglich und stündlich von den Revolutionären überhäuft wurden. 10000 Mann im ganzen zählten die preußischen Truppen, als die Feindseligkeiten begannen.

Wir können die große Zahl kleiner und großer Gefechte, welche geliefert wurden, nicht namhaft machen; mit Ausnahme des unglücklichen Tages von Miloslaw, wo es dem Polen Mieroslawski gelang, die preußischen Truppen zu schlagen, verliefen sie siegreich. Jenes für die preußischen Waffen ungünstig abgelaufene Gefecht liefert den Beweis, daß Tapferkeit und Hingebung der Truppen allein den Sieg nicht an die Fahnen zu fesseln vermögen, wenn gegen die einfachen Regeln der Taktik, d. h. Gefechtslehre, von den Führern gefehlt wird.

Erstürmung der Stadt Rom und Besetzung der Großen Frauenstraße in Dresden.

Freilich zählte der Feind an 10000 Mann an jenem Tage, das Vierfache des kleinen preußischen Korps, welches General von Blumen befehligte; zudem hatten sich die Insurgenten in Stadt und Schloß Miloslaw, welche hochgelegen und von Sümpfen umgeben sind, stark verschanzt. Bei dem Eindringen in die Stadt hatten die preußischen Kompanien versäumt, die Häuser, in denen sich zahlreiche Schwärme von Insurgenten verbargen, abzusuchen; ohne Vorsichtsmaßregeln gingen sie vor, erstürmten zwar Schloß und Friedhof, wurden dann aber, in einem unglücklichen Momente, als die Geschütze durch eine ungeschickt ausgeführte Kavallerieattacke maskiert wurden und schweigen mußten, von den

in den Häusern versteckt gebliebenen Insurgenten aus Luken und Fenstern beschossen, während die Sensenmänner und 1200, meist mit Doppelgewehren bewaffnete Schützen wütend vordrangen. Das zusammengeschossene, tapfere Bataillon des 19. Regiments, welches hier in einen wütenden Straßenkampf verwickelt war, mußte die Stadt räumen unter sehr starkem Verluste. Bemerkenswert ist, daß das brave Bataillon fast nur eingeborne Polen in seinen Reihen zählte, die todesmutig zu ihrer Fahne hielten. Verwundete wurden bei dieser Gelegenheit durch die Sensenmänner mit den an ihrer Waffe befindlichen Haken aus den Gliedern gerissen und auf das scheußlichste umgebracht.

Die letzten bedeutenden Erfolge errangen die preußischen Truppen am 2. Mai bei Wreschen, wo Mieroslawski durch den General von Hirschfeld empfindlich geschlagen wurde, und bei Exin am 13. Mai. Ein äußerst ruhmvolles Gefecht bestand auch ein Häuflein von 100 Jägern bei Adelnau gegen 3000 Sensenmänner; hier zeigte es sich, was Ausbildung, Bewaffnung und Tüchtigkeit nebst energischer Führung einer noch so kleinen Schar gegenüber einer dreißigfachen Überlegenheit zuchtloser, schlecht bewaffneter Banden zu leisten vermag.

Ehe wir die Kriegsoperationen in Schleswig und Baden, welche den Namen von Feldzügen verdienen, im Zusammenhange schildern, müssen wir noch in Kürze des in das Jahr 1849 fallenden Aufstandes in Dresden gedenken. Derselbe vollzog sich ganz ähnlich, wie die schon geschilderten, bietet aber doch manches militärisch Interessante und Eigenartige. Hier, wie in Berlin und Wien, gaben verwilderte Pöbelscharen, die von allen Seiten herbeizogen, namentlich wiederum viele Polen und an der Spitze der Russe Bakunin, dem Aufstande mehr und mehr das Ansehen eines Kampfes gegen jede Ordnung, gegen Besitz und Eigentum. Da die sächsischen Truppen nicht ausreichten, um den Aufstand zu bemeistern, so wurden auf Verlangen der sächsischen Regierung von Berlin aus per Eisenbahn vier preußische Bataillone, das Grenadierregiment Kaiser Alexander und ein Bataillon des Regiments Nr. 24 herangezogen; zwei dieser Bataillone führten das erst vor kurzem eingeführte Zündnadelgewehr, welches hier seine erste ernste Probe mit großem Erfolge bestand. — Die Rebellen waren gut bewaffnet, hatten sehr feste Barrikaden mit Schießscharten gebaut und waren in den Häusern fest eingenistet. Tapferkeit und Kriegskunst siegte aber auch hier über die ungeordneten, schlecht geleiteten Freischaren. Als die Truppen, vom Dunkel der Nacht begünstigt, am 9. Mai den Postplatz und die große Barrikade am Eingange des Altmarktes erstürmt hatten, minderte sich allmählich der Widerstand. Gegen 4 Uhr morgens begann die Flucht der Freischaren; dreimal drei Schläge von der Kreuzkirche gaben das Signal zum Abzuge, den die Insurgenten an vielen Orten durch Durchbrechung der Brandmauern gesichert hatten. Ohne das weittragende, sicher treffende Zündnadelgewehr wäre der dreitägige Kampf, der schwierigste unter den Straßenkämpfen des Revolutionsjahres, noch nicht sobald zum Abschlusse gekommen.

**Krieg gegen Dänemark 1848—50.** Dieser Krieg gilt zwar einem würdigeren Feinde, als irre geleiteten Volksmassen und vaterlandslosen, von Land zu Land eilenden Sendboten der europäischen Revolution, aber sein Ausbruch ist doch

auf die Umwälzungen des Jahres 1848 zurückzuführen. Es ist der erste Kampf um die im Jahre 1864 durch die vereinten preußischen und österreichischen Waffen wiedergewonnenen Nordmarken unsres Vaterlandes. In Schleswig-Holstein, dessen Souverän durch die Wiener Kongreßakte ja widersinnigerweise der König von Dänemark war, bildete sich, infolge einer revolutionären Bewegung in Kopenhagen, durch welche der König gezwungen wurde, die Einverleibung des Herzogtums Schleswig in das Gesamtkönigreich auszusprechen, eine provisorische Landesregierung. Dies wurde die Losung zur Trennung von Dänemark und zu einem fast dreijährigen Kriege, welcher nicht zum Vorteile des Landes und zur Ehre Deutschlands endete, da von Hause aus die Politik den Arm der Heerführer lähmte, denn die Großmächte Europas widerstrebten dem Erwachen des deutschen Nationalgeistes und beugten das gute Recht der Herzogtümer Schleswig und Holstein unter das dänische, von der urdeutschen Bevölkerung dieser Länder mit Unwillen getragene Joch. Es ist kein „frischer, fröhlicher Krieg", dieser im ersten Aufflackern des deutsch-nationalen Gefühls unternommene Kampf, obschon er für die deutsche Waffenehre der erhebenden, schönen Momente viele bietet.

Der angestammte Herzog von Augustenburg trat im März 1848 an die Spitze der provisorischen Regierung; Preußen nahm sich der Herzogtümer warm an und das Vorparlament in Frankfurt a. M. sprach sich für Aufnahme derselben in den Deutschen Bund aus. In den Herzogtümern wurden Freiwillige bewaffnet und am 24. März die Festung Rendsburg durch Überrumpelung genommen. Die Rüstungen wurden nun eifrig fortgesetzt und einige Tausend Freischärler, unter denen sich leider auch viel schlimme Gesellen befanden, zogen aus allen Teilen Deutschlands heran, so daß schon am 27. März der General Krohn mit 5300 Mann gegen Flensburg vorrücken konnte. Die Dänen standen 9000 Mann stark bei Kolding, griffen am 9. April die zerstreut stehenden Truppen Krohns bei Bau an und brachten ihnen eine vollständige Niederlage bei.

Mittlerweile waren auch die ersten preußischen Truppen in Holstein eingerückt, Truppen der Garde sowie des 2. und 3. Armeekorps. Vom Deutschen Bunde wurde nun die ganze Angelegenheit Preußen übertragen, auf dessen Ansuchen dann die Staaten des 10. Bundesarmeekorps, Hannover an der Spitze, eine Division unter General Halkett, zum Schutze Holsteins, zusammenzogen. Den Oberbefehl übernahm am 21. April der General von Wrangel, ihm zur Seite als Chef des Generalstabes der General von Stockhausen. Die gesamte deutsche Truppenmacht betrug 29000 Mann mit 74 Geschützen, davon 12000 Mann preußische Truppen, nämlich 14 Bataillone, 6 Eskadrons und 22 Geschütze, eingeteilt in zwei Brigaden. Die Bataillone hatten ihre Kriegsreserven nicht eingezogen, befanden sich demnach auf Friedensstärke; es waren zumeist dieselben Truppen, welche soeben den Aufruhr in den Straßen der Hauptstadt bekämpft hatten und mit Freuden die Gelegenheit begrüßten, einem ebenbürtigen Feinde gegenüber zu zeigen, daß das preußische Schwert trotz 33 Friedensjahren nicht in der Scheide gerostet sei.

Die Division des 10. Bundesarmeekorps (Hannoveraner, Oldenburger, Braunschweiger u. s. w.) bestand aus elf Bataillonen, einem Jägerdetachement,

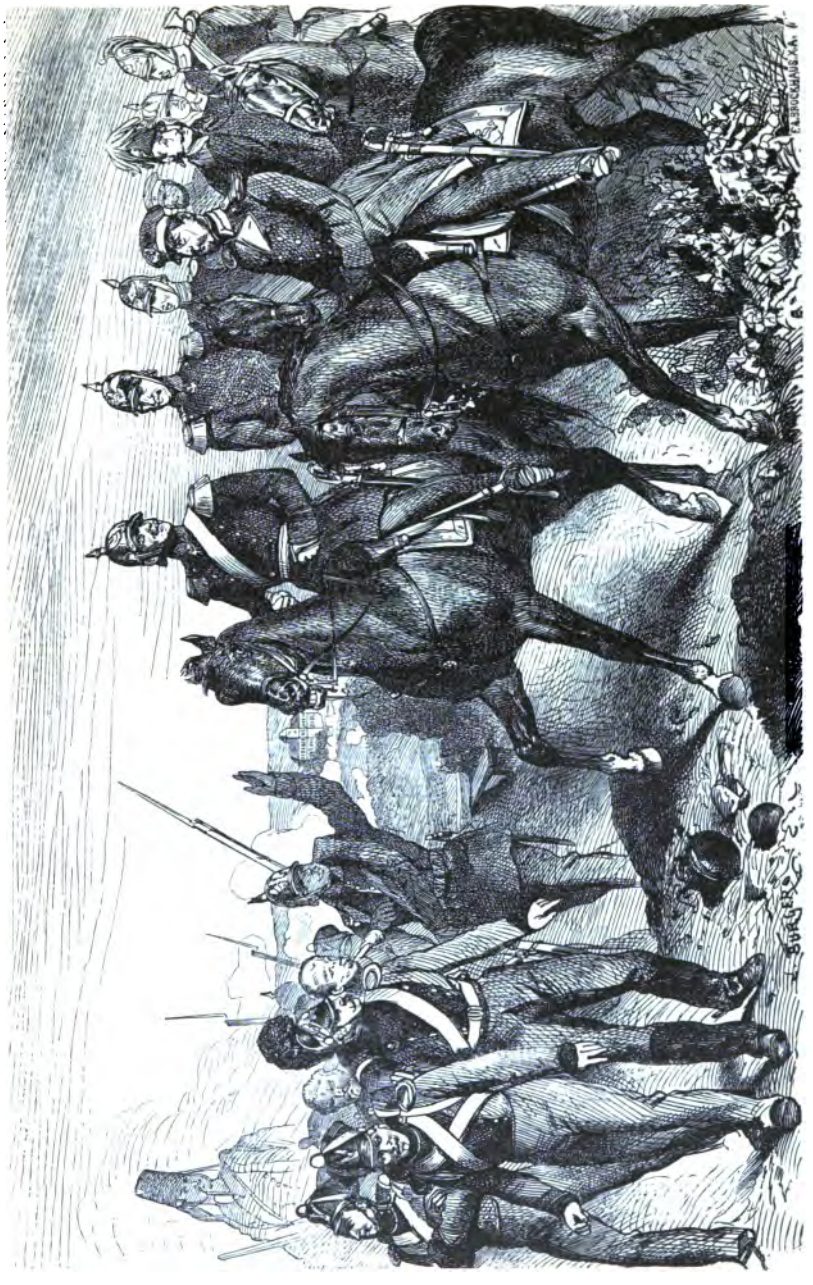
elf Eskadrons und 28 Geschützen, zusammen etwa 9000 Mann. — Das schleswig-holsteinische Korps, zu welchem die übergetretene Besatzung von Rendsburg nebst Artillerie und zwei gleichfalls übergetretene dänische Dragonerregimenter den eigentlichen Stamm bildeten, wuchs durch Einberufung von Beurlaubten und durch Freiwillige bis auf 7500 Mann und 24 Kanonen unter Prinz Friedrich. — Außerdem befanden sich bei den schleswig-holsteinischen Truppen das Wasmersche, v. Rantzausche und v. d. Tannsche Freikorps, sowie das Braklowsche Scharfschützenkorps, welche aber durch das unglückliche Treffen bei Bau zum größten Teile aufgelöst wurden.

Die ganze dänische Armee bestand, nach Abgang der zu den Schleswig-Holsteinern übergetretenen Truppen, nur noch aus der königlichen Leibgarde zu Fuß, zwölf Linieninfanteriebataillonen, drei Jägerkorps, 15 Eskadrons, vier Batterien, 16 Espignolen und einer Raketenbatterie, im ganzen kaum noch 14000 Mann und 32 Geschütze; doch wurde die dänische Armee noch während des Krieges und des darauf folgenden unheilvollen Waffenstillstandes durch Einziehung von Mannschaften und durch Formierung von Reservebataillonen ansehnlich verstärkt.

In der Bewaffnung stand das dänische Heer nicht hinter seinen Gegnern zurück; gezogene Gewehre gab es — außer dem preußischen Gardeschützenbataillon, welches die Thouveninsche Dornbüchse führte — weder dort noch hier. Dagegen erregten die cylindro-konischen Geschosse der Dänen nicht allein durch ihre Größe, sondern auch durch ihre Form Aufsehen; dieselben schlugen auf hundert Schritt noch durch jeden Bretterzaun und verursachten meistens sehr große Wunden. Der dänische Infanterist schoß kaltblütig und gut, in noch höherem Grade ließ sich dies von der dänischen Artillerie behaupten. Die Bekleidung der dänischen Infanteristen zeigte Käppis und rote Röcke; die dänischen Dragoner zu scharlachroten Waffenröcken blinkende Stahlhelme.

Die schleswig-holsteinischen Truppen wurden ganz nach preußischem Muster ausgerüstet und bewaffnet und unter preußischen Offizieren ausgebildet. Nur die beiden Dragonerregimenter behielten ihre frühere geschmackvolle Uniformierung, was zu häufigen Verwechselungen führte und ihnen später bei Gefangennehmung zweier dänischer Feldwachen bei Veile 1849 zu statten kam.

Nach der Niederlage bei Bau war die kleine geschlagene schleswig-holsteinische Armee bis Rendsburg zurückgegangen, von den Dänen dagegen Eckernförde und Schleswig besetzt worden. General v. Wrangel, nun an der Spitze der gesamten deutschen Heeresmacht, überschritt am 21. April die Eider und verjagte am Ostersonntage, den 23. April, durch die preußischen, im Verein mit den schleswig-holsteinischen Truppen die Dänen aus dem festen Danewerk; hierauf schlug er ihre Nachhut bei Oversee, wo sich vornehmlich die hannöverschen Truppen auszeichneten. Schleunigst zog sich die dänische Armee nach Sundewitt und Alsen zurück. Unaufhaltsam drang nun der preußische Obergeneral mit der Reichsarmee in Jütland ein. Die Festung Fridericia, die schon vor beinahe 200 Jahren (1656) ein Wrangel mit Sturm genommen hatte, öffnete am 2. Mai ohne Widerstand ihre Thore. Der Beginn des Feldzugs war somit ein glänzender; allein die Feder der Diplomaten verdarb wieder, was das Schwert erworben hatte.



General Wrangel in Schleswig.

Am 18. Mai wurde eine Kontribution von 3 Millionen Vereinsthalern zum Ersatz für gekaperte deutsche Schiffe ausgeschrieben, kam jedoch nicht zur Erhebung.

Alle Welt glaubte, die Preußen seien deswegen nur so energisch vorgegangen, weil sie die Herzogtümer für sich selbst hätten haben wollen; es dauerte daher nicht lange, bis die Einmischung der europäischen Kabinette erfolgte. Zuerst trat die russische Diplomatie entschieden und mit solchem Erfolg für Dänemark ein und lähmte so die preußisch-deutsche Kriegführung, daß Jütland und zeitweilig sogar der Norden Schleswigs wieder aufgegeben werden mußten. Infolgedessen fochten die Bundestruppen bei Sundewitt, Nübel und Düppel am 28. Mai und 5. Juni ohne Erfolg. Eigentümlich sind die Terrainverhältnisse auf diesem Kriegstheater; ähnlich wie in Oberitalien kann von Verwendung geschlossener größerer Truppenmassen hier keine Rede sein, ebensowenig vermag die Kavallerie anders als in kleinen Abteilungen aufzutreten, Artillerie meist nur nach Überwindung großer Schwierigkeiten, denn das ganze Land, wenigstens der östliche Teil desselben, ist von Hecken durchkreuzt, welche auf Erdwällen von 4—8 Fuß Höhe gepflanzt sind. Man nennt sie „Knicks"; sämtliche Grundstücke werden von denselben eingefaßt; Übersicht und Gangbarkeit werden dadurch auf das äußerste erschwert, nicht minder die obere Leitung im Gefecht. Die kleinen beweglichen Kompaniekolonnen sind hier ganz in ihrem Element. Zu großen, rangierten Schlachten kann es demnach auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes nicht kommen. Dagegen bieten diese eigentümlichen Verhältnisse Gelegenheit zu Überraschungsgefechten, deren zahlreiche vorfielen. Eine der glänzendsten Waffenthaten dieser Art vollführte der unlängst verstorbene bayrische General von der Tann, damals noch Major und Kommandeur eines von ihm gebildeten, überaus tüchtigen, gut disziplinierten Freikorps. Von der Tann trat am 5. Juni mit seiner kleinen, 400 Mann starken Schar einen kriegsgeschichtlich sehr lehrreichen Gewaltmarsch an, bei dem er, um den Feind zu überraschen, seine Truppe auf 60 Wagen beförderte. 5000 Dänen, die Avantgarde des nördlichen feindlichen Korps, standen bei Hoptrup verschanzt; sie wurden in der Nacht vollkommen überfallen und zogen sich, in dem Glauben, es mit einer bedeutenden Übermacht zu thun zu haben, übel zugerichtet eiligst und in völliger Unordnung auf Kolding zurück. Dies war die erste glänzende Waffenthat des nachmals so berühmten bayrischen Heerführers.

Fernere Waffenthaten von Belang können wir aus diesem ruhmlosen Feldzuge nicht berichten, da die fortwährenden Waffenstillstandsverhandlungen höchst nachteilig auf eine lebendigere Führung des Krieges einwirkten, doch kam es zu vielen kleineren Scharmützeln zwischen den Vorposten, bei welchen die Dänen zumeist den kürzeren zogen. Noch ist zu berichten, daß preußische Artillerie hier zum erstenmal mit Kriegsschiffen in Kampf kam; einer Batterie von vier schweren Geschützen, welche verdeckt am Arösunde aufgestellt war, gelang es, das feindliche Kriegsschiff Odin durch einen glücklichen Granatschuß in den Kessel zum Sinken zu bringen und konnte dessen Besatzung nur mit Mühe gerettet werden.

Am 26. August schloß Preußen im Namen Deutschlands den Waffenstillstand zu Malmö mit Dänemark ab, demzufolge die Waffen sieben Monate lang ruhen, die Herzogtümer von den Dänen geräumt und nur von 2000 Mann

deutscher Bundestruppen besetzt werden sollten. Der Mangel einer deutschen Kriegsflotte machte sich in diesem Feldzuge zum erstenmal in der empfindlichsten Weise fühlbar. Es war nicht möglich, den Dänen bis auf die Inseln, wo der Schwerpunkt der dänischen Macht ist, zu folgen, noch weniger daselbst den Frieden zu diktieren; auch erlitt der deutsche Seehandel infolgedessen, da kein Kriegsschiff ihn beschützte, starke Verluste und Störungen. Dies und das Eingreifen der Großmächte hatte die kriegerische Energie gelähmt und den erwähnten, wenig ehrenvollen Waffenstillstand zuwege gebracht.

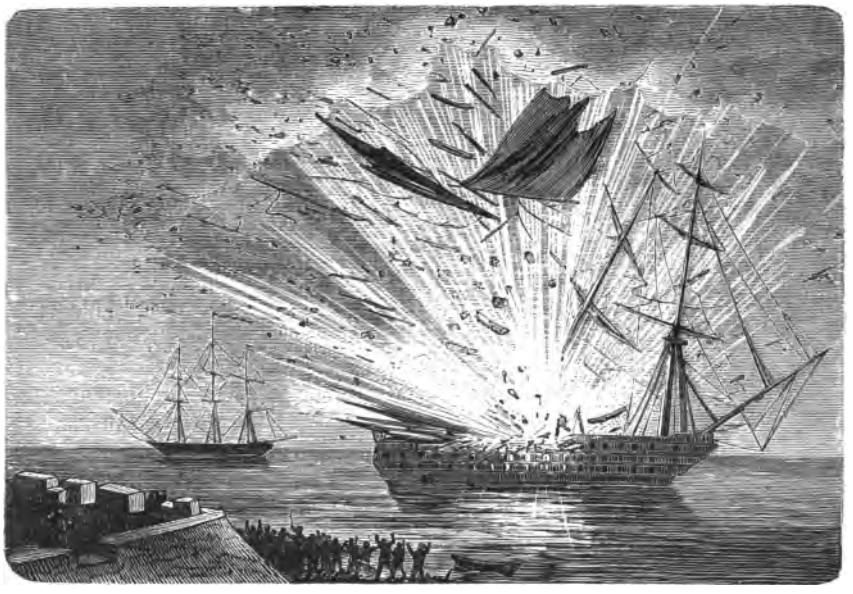
Strandpatrouille schleswig-holsteinischer Dragoner in der Bucht von Apenrade.

**Feldzug gegen Dänemark 1849.** Dänemarks unannehmbare Forderungen führten nach Ablauf des Waffenstillstandes diesen neuen Feldzug herbei; es kündigte denselben zu einer Zeit, wo es von seiner Seemacht Gebrauch machen konnte. Das deutsche Bundesheer unter Befehl des Generals von Prittwitz rückte in Stärke von 45000 Mann von neuem in Schleswig ein; in treuer Waffenbrüderschaft kämpften hier, wie im großen Jahre 1870, Schulter an Schulter Preußen und Bayern, Hannoveraner und Württemberger, Norddeutsche und Süddeutsche gegen den gemeinsamen Feind, welcher mit Anfang April die

Feindseligkeiten auf drei Punkten zugleich eröffnete, von Alsen aus gegen den Sundewitt, von der jütischen Grenze und in der Eckernförder Bucht gegen die Stadt Eckernförde. Das Bundesheer war dem dänischen beinahe um das Dreifache überlegen, doch erforderte die große Ausdehnung der Küste einen großen Aufwand an Kräften zur Bewachung des Strandes gegen die Unternehmungen der dänischen Flotte, welche wiederum alle norddeutschen Häfen blockierte und dem Handel großen Schaden that. Die kleine schleswig-holsteinische Marine konnte gegen die dänische nichts Ernstliches unternehmen, dennoch wurde der Krieg mit einem glänzenden Seesiege bei Eckernförde eröffnet. Am 5. April liefen vier Kriegsschiffe in den Eckernförder Meerbusen ein, das dänische Linienschiff Christian VIII., 84 Kanonen führend, die Fregatte Gefion, 46 Kanonen führend, und zwei kleine Dampfer; die erstgenannten Schiffe waren Segelschiffe alter Art. Die Eckernförder Bucht wurde beschützt durch zwei unbedeutende Strandbatterien, welche freilich schwere Geschütze führten, und zu denen sich dann noch eine nassauische sechspfündige Fußbatterie gesellte. In dem nun entbrennenden Geschützkampfe feuerten zwölf deutsche Geschütze gegen 140 feindliche. Aber mit glühenden Kugeln setzten die deutschen Batterien den schwimmenden hölzernen Ungeheuern zu, dermaßen, daß die Dänen versuchten, die offene See zu gewinnen; allein der umschlagende Ostwind trieb sie immer tiefer in den Hafen ein. Zwei Stunden dauerte der Geschützkampf, da fuhr sich „Christian VIII." am Strande fest, Kartätschen und Shrapnels überschütteten sein Verdeck, auch die „Gefion" trieb dem Ufer immer näher, Rettung schien nicht mehr möglich, da auch die beiden Dampfer, welche die Segelschiffe aus dem Hafen in die offene See schleppen wollten, vor dem Feuer der deutschen Geschütze kehrt gemacht hatten. Der Kommandant, Kapitän Paludan, übergab nun beide Schiffe als kriegsgefangen; zwei Offiziere samt 650 Matrosen und Seesoldaten landeten in Booten und erklärten, daß „Christian VIII." in Brand geraten sei. Mit Entsetzen vernahmen die Deutschen die Nachricht, daß die Verwundeten rettungslos auf dem Kriegsschiffe lagen. Feuerwerker Preußer eilte, von einer kleinen Schar begleitet, auf das brennende Schiff. Schon schlugen die Flammen aus den Luken; die glühenden Kugeln hatten an verschiedenen Stellen gezündet; der Zustand im Innern des Schiffes war fürchterlich. Von den 250 Mann, welche sich noch an Bord befanden, waren die meisten schon erstickt. Es war keine Hilfe mehr möglich. Segel und Taue brannten und flogen glühend gegen das Land. Der Wind fachte die Flammen zu immer feurigeren Gluten an. Plötzlich erschallt abends 8 Uhr ein furchtbarer Knall; das Feuer war bis zur Pulverkammer vorgedrungen. Eine mächtige Feuersäule steigt zum Himmel auf; krachend fliegen Maste, Segel, Gebälk, Menschen und Geschütze in die Luft und stürzen herab ins Meer. Als der Wind den Rauch verjagt hatte — war von dem prächtigen Linienschiffe nichts mehr übrig als der Rumpf. Unter denen, die hier einen schrecklichen Tod gefunden, war auch der Feuerwerker Preußer, der nicht vom Verdeck gewichen war, den Verwundeten bis zum letzten Augenblicke seine Sorgfalt widmend.

Die Fregatte „Gefion", weniger beschädigt als man meinte, bildete noch bis in die Neuzeit einen Bestandteil der norddeutschen Bundesmarine.

Auch zu Lande ging es rasch vorwärts, nachdem sich die deutschen Truppen gesammelt hatten. Während des Winters von 1848 zu 1849 war die schleswig-holsteinische Armee durch den preußischen General von Bonin, in Stärke von 16 Bataillonen und 10 Eskadrons, Summa 14000 Mann, neu formiert worden. Bald genug wurde ihr Gelegenheit geboten, dem Feinde von ihrer Tüchtigkeit schlagende Beweise zu geben. Mit unvergleichlicher Tapferkeit erstürmten im Sundewitt, der Insel Alsen gegenüber, bayrische und sächsische Bataillone, unter den Augen des Kronprinzen Albert von Sachsen, die festen Düppeler Schanzen, welche die Brücke nach Alsen über den dort nur 300 Schritte breiten Meeresarm decken sollten. Bei diesem Unternehmen erkämpfte sich von der Tann, diesmal an der Spitze eines bayrischen Bataillons, neue Lorbeeren.



Auffliegen des „Christian VIII."

Nach dieser Waffenthat setzte sich die deutsche Armee gegen Norden hin in Bewegung, die Schleswig-Holsteiner in der Avantgarde. Im Sundewitt verblieb nur eine deutsche Brigade. Die feindliche Armee war langsam über die jütische Grenze bis Kolding zurückgewichen, wo sie von der an Zahl weit schwächeren schleswig-holsteinischen unter Bonins ausgezeichneter Führung am 23. April angegriffen und vollständig geschlagen wurde. Viele preußische Offiziere von später hoher kriegerischer Bedeutung haben hier in den Reihen der Schleswig-Holsteiner gefochten, so Zastrow, Hann von Weyhern und der bei Sedan gefallene General von Gersdorf. Nach der Schlacht bei Kolding trat ein längerer Stillstand in den Operationen ein; eine vom Oberst von Zastrow unternommene gewaltsame Rekognoszierung bei Gudsoe am 3. Mai verlief

sehr glücklich; der Feind wurde gezwungen, seine Streitkräfte, die 20000 Mann betragen mochten, zu entwickeln. An den auf dieses Gefecht folgenden Tagen wurden die Dänen in mehreren Gefechten nach schwerem Kampfe geworfen, und die dänische Armee, an deren Spitze nun General von Bülow stand, trat einen sogenannten „exzentrischen Rückzug" an, das heißt, sie teilte sich, indem General Rye mit 8000 Mann in nördlicher Richtung abzog, während General von Bülow über Fridericia, jener Seefestung am schmalsten Teile des Kleinen Belt, 14000 Mann nach der Insel Fünen hinüberführte. Da die Dänen die See beherrschten und eine große Zahl von Dampf- und Transportschiffen zur Verfügung hatten, so waren sie in dem großen Vorteile, auf jeder Stelle des Kriegstheaters schnell und unbemerkt eine überlegene Truppenzahl versammeln zu können. Unbemerkt von den Deutschen sammelten sich bis zum 5. Juli abends 24000 Mann in der Festung Fridericia, welche die auf eine Entfernung von 11 km ausgedehnten, nur 7000 Mann zählenden Einschließungstruppen der Schleswig-Holsteiner vollständig sprengen mußten, als sie am frühen Morgen in zwei großen Kolonnen ausfielen. Die Schleswig-Holsteiner verteidigten aber ihre Schanzen mit einem außerordentlichen Heldenmute, so daß die Dänen, trotz ihrer dreifachen Überlegenheit, den Sieg nur mit den schwersten Opfern erringen konnten. Die Belagerung von Fridericia mußte nach diesem blutigsten Kampfe des Krieges, welcher den Schleswig-Holsteinern 3000 Mann kostete, aufgehoben werden; das ganze Belagerungsgeschütz fiel den Dänen in die Hände; so erlangten sie einen kleinen Ersatz für die Niederlage bei Eckernförde. Über die Tapferkeit und mutvolle Haltung der Schleswig-Holsteiner herrschte trotz dieses Unfalls nur eine Stimme.

Wiederum lähmte die Arbeit der Diplomatie einen besseren Fortgang der Operationen. Anstatt den schweren Schlag durch eine energische Offensive der weit in Jütland vorgedrungenen preußischen Truppen wieder wett zu machen, begann man zu diplomatisieren. Es kam zu Berlin zu einem neuen, noch schmachvolleren Waffenstillstand als dem von Malmö, am 6. Juli 1849. Neutrale Truppen, 6000 Preußen und 2000 Schweden (!), besetzten Schleswig bis zum definitiven Frieden, der erst im nächsten Jahre erfolgte. Wiederum war es Rußlands und Englands Einfluß gewesen, welcher dies zustande gebracht hatte.

**Feldzug gegen Dänemark 1850.** Der Gedanke, daß sie bei dem in Aussicht stehenden Frieden sich selbst überlassen und dann einer noch schmählicheren Behandlung, als vorher, von seiten der Dänen ausgesetzt sein würden, feuerte die Schleswig-Holsteiner zu erneuten Anstrengungen an. Das kleine schleswig-holsteinische Heer hatte sich in betreff seiner Tüchtigkeit schon beim Feldzuge 1849 bei vielen Gelegenheiten dem dänischen durchaus ebenbürtig gezeigt; mit besonderem Eifer aber wurde die Ausrüstung und Ausbildung desselben während des Waffenstillstandes vom Juli 1849 bis Juni 1850 betrieben, seitdem sich die Ansicht Bahn brach, wie die Herzogtümer bei einem abermaligen Ausbruche des Krieges voraussichtlich auf eignen Füßen würden stehen müssen. In dem großen Zeltlager bei Rendsburg, welches die Armee zu Anfang des Sommers 1850 bezog, wurde von früh bis spät exerziert, Felddienst geübt, geschossen. Das schleswig-holsteinische Heer zählte 1850 bei Beginn der Feindseligkeiten

20 Bataillone, fünf Jägerkorps, 12 Eskadrons, 84 Geschütze, im ganzen 25000 Mann in fünf Brigaden zu vier Bataillonen. Einen empfindlichen Verlust erlitt diese vom besten Mute beseelte Armee, als wenige Monate vor Eröffnung des Krieges infolge der preußischen Politik der Schöpfer und Oberbefehlshaber desselben, General von Bonin, und sämtliche preußische Offiziere, insofern sie nicht in schleswig-holsteinische Dienste übertreten wollten, von dem preußischen Kriegsministerium zurückberufen wurden. Manche Veränderungen in der Organisation, welche der neu berufene Befehlshaber, General von Willisen, kurz vor dem Kriege noch einführte, waren den Truppen ungewohnt und wirkten nicht günstig.

Auf den Düppeler Schanzen. Zeichnung von A. Beck.

Daher schwanden auch gar bald die großen Hoffnungen, welche sich an die Thätigkeit und die Person des neuen Oberbefehlshabers geknüpft hatten. Er hatte die auf ihn gefallene Wahl angenommen, nachdem er schon das Jahr vorher seinen Abschied aus der preußischen Armee erhalten hatte. Nach und nach gelang es ihm, das Heer bis auf nahezu 30000 Mann zu verstärken, zu deren Einübung und Führung eine Menge Offiziere aus Nähe und Ferne herbeieilten.

Das dänische Heer unter General von Krogh bestand bei diesem dritten Waffengange aus 32 Bataillonen, 10 Eskadrons, 96 Geschützen, im ganzen 38000 Mann, eingeteilt in zwei Divisionen, jede zu zwei Brigaden zu fünf bis sechs Bataillonen.

Nachdem im Juni 1850 der Friede zwischen Preußen und Dänemark zu Berlin abgeschlossen war, demzufolge die preußischen Truppen Schleswig räumten,

und nachdem die schleswig-holsteinische Regierung vergeblich gegen die Vergewaltigung durch einen Stärkeren und die Nichtachtung alter Gerechtsame protestiert, rückte Willisen in Schleswig ein. Allein die großen Hoffnungen, welche man von dem Talent dieses gelehrten Militärs als Heerführer gehegt, erfüllten sich keineswegs. Vielmehr erlitt derselbe am 25. Juli 1850 bei Idstedt unweit Schleswig eine blutige Niederlage, in deren Folge die schleswig-holsteinische Armee wieder bis hinter die Eider zurückgehen mußte. Da erschien das Londoner Protokoll vom 2. August und verkündete den Willen der Großmächte. England, Rußland, Frankreich, Schweden erklärten sich für den dänischen Einheitsstaat; Österreich hatte das Abkommen mit unterzeichnet, vorbehaltlich der Rechte des Deutschen Bundes, der freilich damals noch nicht zu neuem Scheinleben wieder aufgewacht war.

Dieses Vorgehen und Verfügen über deutsches Land und einen deutschen Volksstamm, ohne auf die Wünsche der Bevölkerung irgend Rücksicht zu nehmen, brachte die Männer der deutschen Nordmarken schier zur Verzweiflung. Sie waren entschlossen, lieber den Kampf fortzusetzen, als sich der dänischen Willkür zu unterwerfen.

Doch auch Willisens Nachfolger, der General von der Horst, vermochte trotz der Tapferkeit der Schleswig-Holsteiner bei Friedrichstadt und Missunde nicht, die verlorene Position in Schleswig zurückzuerobern.

Unterdessen hatte jedoch Österreich über seine Widersacher in Italien und Ungarn triumphiert, und es wünschte, das verlorene Ansehen „im Reiche“ wieder zu erlangen. Es schritt rasch ein. Österreichische Truppen erschienen an den Gestaden der Ostsee und besetzten das deutsche Bundesland Holstein. Die schleswig-holsteinische Armee wurde nunmehr aufgelöst, viele ihrer Offiziere trugen ihr deutsches Herz über den Ozean und nahmen Dienste in Brasilien oder bei der Union, wo wir ihnen später wieder begegnen werden. Die Regierungen der fortan mit Dänemark einen Gesamtstaat bildenden Herzogtümer wurde dem König von Dänemark überliefert. Das Londoner Protokoll wurde jetzt von allen Großmächten unterzeichnet, und, um alle Erbstreitigkeiten zu beseitigen, wurde der Prinz Christian von Glücksburg und seine männlichen Nachkommen als Thronfolger der dänischen Gesamtmonarchie anerkannt. Dänemark frohlockte über die Schwäche des Deutschen Bundes, welcher ihm gestattete, allen gegebenen Versprechungen und den abgeschlossenen Verträgen zum Hohn in Schleswig-Holstein die alte Willkürherrschaft einzuführen. Aber der Tag der Vergeltung sollte kommen. Im nächsten Bande der „Welt in Waffen“ werden wir sehen, wie Preußen die schleswig-holsteinische Frage von neuem aufgreift und die österreichischen Bajonette ihm helfen müssen, die beiden Herzogtümer zu erobern.

**Feldzug in der Rheinpfalz und in Baden 1849.** Die rastlosen Wühlereien der Umsturzpartei hatten schon im Jahre 1848 blutige Kämpfe im Großherzogtum Baden hervorgerufen, die jedoch mit der völligen Vertreibung der Rebellen über die Schweizer Grenze ihr Ende gefunden hatten. Nach Ablehnung der deutschen Reichsverfassung durch Preußen bereitete sich im Großherzogtum Baden und der benachbarten Pfalz jedoch eine Erhebung vor, welche an Umfang und

Bedeutung alle ähnlichen Erscheinungen dieses und des vorhergehenden Jahres weit übertraf. Preußen, dem, wie wir wissen, die Aufgabe zufiel, die Einheit der deutschen Nation zu gründen, doch nicht auf dem Wege der Revolution, mußte zuvörderst die im Innern Deutschlands gestörte Ordnung und Achtung vor dem Gesetz, auch im Süden unsres Vaterlandes, wieder herstellen. Die Bewohner der Rheinpfalz, entfernt von den Hauptprovinzen der bayrischen Monarchie gelegen und ohnehin von leichterem Sinn und Blut als die Altbayern, erhoben sich in Begeisterung für das neue Palladium erträumter Reichsfreiheit.

Ankunft von Führern des badischen Aufstandes in Karlsruhe.

Von ihren rebenumkränzten Geländen verbreitete sich der Aufstand nach Hessen und in das badener Land. Hier wie dort aber scharte sich die größere Anzahl von Leuten, und solche, die kaum noch etwas zu verlieren hatten, um die rote Fahne der Revolution und nicht um die schwarzrotgoldene der Reichsverfassung. Der Bürgerkrieg lohte bald in hellen Flammen auf.

Die Bergstraße und die benachbarten Teile der Pfalz besetzten zunächst die treu gebliebenen großherzoglich hessischen Truppen. Bald nachher drangen sie, als die preußischen Truppenteile nach und nach auf dem Schauplatze der

Empörung anlangten, im Gefolge derselben in Baden ein. Die Disziplin der badischen Truppen dagegen war gänzlich erschüttert, nur ein Teil der Offiziere blieb treu. Fast überall verbrüderten sich Unteroffiziere und Soldaten mit den Volkswehren. Die Besatzung von Rastadt empörte sich und erklärte sich für die Reichsverfassung. Unheilverkündende Beschlüsse von Volksversammlungen verbreiteten Schrecken unter den wenigen Verständigen, welche noch offen und laut gegen die Zerrüttung aller bürgerlichen Bande aufzutreten und zu sprechen wagten. Kaum vermochte der Advokat Brentano, der an der Spitze der Volksvereine stand, die Ausrufung der Republik zu verhindern. Die Einsetzung eines Landesausschusses beruhigte einigermaßen die aufgeregten Gemüter.

In Karlsruhe plünderte das Volk am 13. Mai 1849 das Zeughaus, auch etliche Offiziere wurden dort bei einem Aufstande ermordet. Der Großherzog flüchtete sich unter die Kanonen von Germersheim. Unter der Bedingung, ein preußisch gesinntes Ministerium nach wieder hergestelltem Frieden einzusetzen, führte nun Preußen die dringend erbetene Hilfe heran. Nach der Flucht des Landesfürsten trat Brentano an die Spitze der Regierung Badens und berief zunächst eine konstituierende Versammlung ein (10. Juni), welche zum Teil aus Leuten bestand, die gar wenig Vertrauen verdienten. An Unterordnung im Interesse des großen Ganzen dachte keiner jener Helden des Tages. Die deutsche Bewegung, so rein sie auch einem großen Teile der besonnenen Leute in der Pfalz, in Baden und Hessen erschien, konnte auf diese Weise nur ein Ende mit Schrecken nehmen. Abenteurer aus aller Herren Länder waren zu dem ernsten Mummenschanz im Westen Deutschlands herangeströmt, und auch die schnell erregbare, leicht empfängliche wehrfähige Jugend von 18—30 Jahren eilte eifrig zur „Rettung des Vaterlandes" herbei. Nach Hessen und Württemberg trugen die Apostel des Umsturzes gleichfalls die Fackel des Aufruhrs. Das hessische Militär ließ sich jedoch nicht ködern, und deshalb stieg auch dort nicht, wie im badischen, ein ehemaliger Leutnant Siegel mit einem Male zum General auf. Das Avancement in der badischen (aufständischen) Armee war in letzter Zeit überhaupt recht rasch erfolgt. Gar mancher, der vor kurzem noch Korporal gewesen, sah sich plötzlich als Hauptmann an der Spitze einer Kompanie „freier, deutscher Männer". Aber die hessischen „Fürstenknechte", so hieß man damals alle Soldaten, die ihren Schwur der Treue hielten, trieben am 30. Mai die Freischaren von Heppenheim bis Heidelberg. Doch reichten ihre Kräfte nicht hin, um die Revolution mit einem kräftigen Schlage zu zerschmettern. Anfang Juni standen zwei preußische und ein Bundesarmeekorps unter den Generalen von Hirschfeld, von der Groeben und von Peucker in der Nähe von Mainz zum Beginn der Operationen bereit. Der Höchstkommandierende war der Prinz von Preußen, unser jetziger Heldenkaiser Wilhelm. Die Insurgenten in ungewöhnlicher Stärke von 30000 Mann bildeten unter Führung des bekannten Reiseapostels des Umsturzes, des Polen Mieroslawski, sechs Divisionen, welche zusammen 27 Bataillone, 10 Schwadronen und 67 Geschütze zählten. — Zunächst befreite der Prinz von Preußen die Festungen Landau und Germersheim von den Schwärmen der Freischärler; der bayrische

General Fürst Taxis besetzte nun die wiedergewonnene Provinz; der Prinz von Preußen überschritt sodann bei Philippsburg den Rhein. Bei der Verfolgung des geschlagenen Feindes durch eine Eskadron vom 9. Husarenregimente schloß sich auch der jugendliche Prinz Friedrich Karl von Preußen an.

Der Prinz von Preußen vor Rastadt.

Ein Bataillon des Feindes wurde in der Nähe von Wiesenthal eingeholt; der Prinz selbst hieb einen jener treulos gewordenen Offiziere nieder, erhielt aber selbst einen Schuß durch den rechten Oberarm, einen zweiten über die rechte Hand. So war denn auch Hohenzollernblut geflossen in dem Kampfe gegen die Revolution!

Von drei Seiten rückten die Streitkräfte des Prinzen von Preußen nunmehr heran, um den Aufstand zu ersticken. Eine Anzahl kleiner und größerer Gefechte schlug selbstverständlich zum Nachteil der Insurgenten aus, so bei Waghäusel, Durlach und zuletzt an der Murg am 29. und 30. Juni. Hinter

den Wällen der Festung Rastadt suchte ein Teil der Insurgenten Schutz, ein andrer flüchtete sich in die Heimat, die Freischärler dagegen und die geschlossenen Truppenteile traten mit ihren Anführern nach der Schweiz über. Rastadt hielt sich noch einige Wochen unter Kämpfen und Ausfällen. Als aber Mangel an Lebensmitteln und Kriegsbedarf eintrat, mußte sich die Stadt auf Gnade und Ungnade ergeben. Der Aufstand im „Lande Baden" war niedergeworfen.

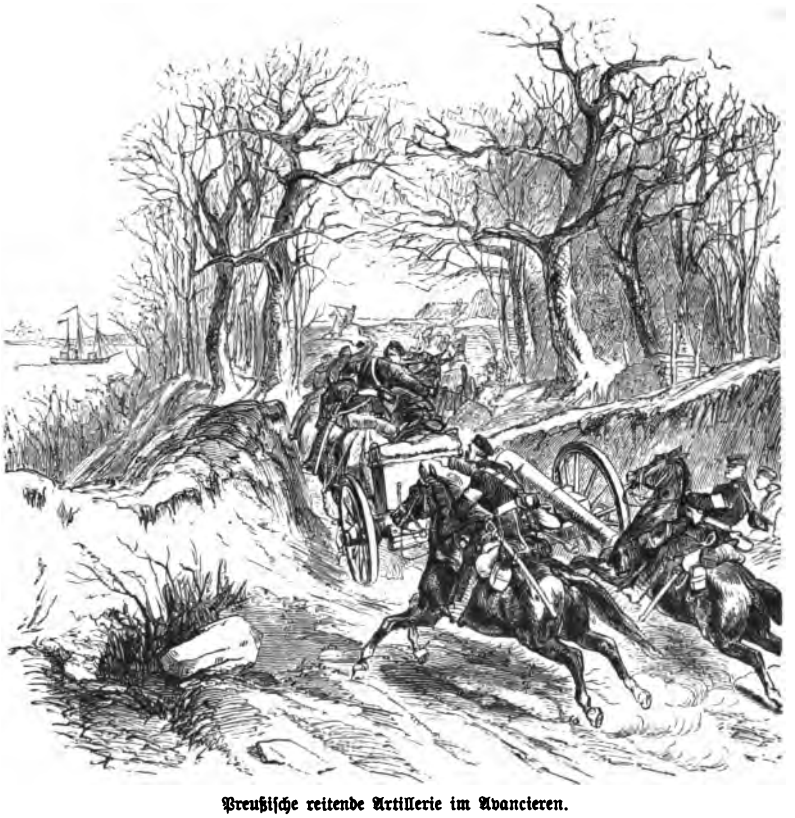
So endete die Periode von 1848 auf 1849. Die deutsche Revolution zeugte für das Unreife der damaligen Zeit. Unklar in ihren Zielen, unsicher in der Wahl ihrer Mittel, ohne irgend einen großen politischen Gedanken gezeitigt zu haben, mußte die deutsche Demokratie sang- und klanglos vom Schauplatze abtreten. Alle Einsichtigeren hatten sich überzeugt, daß von dieser Seite die Einigung des Vaterlandes nicht mehr zu erhoffen war. Die wichtige Lehre, daß Deutschland nur unter preußischer Führung zu einem festgeeinigten Staate werden könne, bildete das einzige Ergebnis nach so vielen Enttäuschungen für diejenigen, die etwas lernen wollten aus der Geschichte dieser Zeit.

Was aber die Armee in diesen verhängnisvollen Jahren geleistet hat, das bezeugt ein königliches Wort, welches ihr Kriegsherr, König Friedrich Wilhelm IV., am Schlusse des Jahres 1848 an sie richtete: „Höher noch als ihre Thaten schlage ich die Haltung an, welche die Armee Monate hindurch bewährt hat, als sie abscheulichen Schmähungen, Verleumdungen und Verführungen ihren vortrefflichen Geist und edle Mannszucht rein und ungetrübt entgegenstellte. Ich kannte Meine Armee; wo Ich rief, stand sie bereit in voller Treue, in voller Disziplin. Mehr hätten die Truppen in Preußens glorreichster Epoche nicht leisten können!"

Transport gefangener Aufständischen.

# IV. Abteilung.

## Von der Wiedererrichtung des französischen Kaiserreichs bis zur Reorganisation des preußischen Heeres 1860.



Preußische reitende Artillerie im Avancieren.

## Einleitung.

Die in der vorigen Abteilung geschilderten kriegerischen Begebenheiten haben das Eigentümliche, daß im Verlaufe derselben keine europäische Großmacht gegen eine der andern in die Schranken tritt; sie hatten in dem vorhergehenden Zeitraume ihre Kräfte aneinander gemessen und hüteten sich, das zweifelhafte Waffenglück ohne zwingende Ursachen von neuem zu versuchen. Dies änderte sich mit dem Eintreten eines politischen Ereignisses von größter

Tragweite, nämlich der Wiedererrichtung des französischen Kaiserreichs durch Louis Napoleon als Kaiser Napoleon III. im Jahre 1852. Daß dieses Ereignis der Ausgangspunkt für eine Reihe gewaltiger Kriege werden würde, darüber konnte bei allen Hellsehenden von Haus aus kein Zweifel sein. Die Worte des neuen Empereur: l'empire c'est la paix (das Kaiserreich ist der Friede) enthüllten sich sehr bald als eine heuchlerische Phrase. Die „große Nation" fühlte sich gekränkt in ihrem Stolze, daß sie nicht mehr, wie in den glorreichen Tagen der Vergangenheit, das gebietende Wort in Europa sprechen solle. Diesem nationalen Selbstgefühl, dessen Extreme man als „Chauvinismus" zu bezeichnen pflegt, kam Napoleon III. fördernd entgegen; indem er durch eine Reihe glücklicher Kriege für die Mehrung der gloire Frankreichs sorgte, glaubte er gleichzeitig seinen Thron, welcher revolutionären Ursprungs war und schwankenden Boden noch unter sich fühlte, zu stützen, ferner aber für die zahlreichen unruhigen Elemente im Lande eine zweckmäßige Ableitung zu finden. Zwei Kriege sind es, welche der veränderten politischen Stellung Frankreichs ihren Ursprung verdanken: der orientalische oder Krimkrieg von 1853—56 und der italienische Krieg vom Jahre 1859. Zu ihnen gesellt sich dann noch auf einem außereuropäischen Kriegsschauplatze der Krieg gegen China 1860, welcher durch das Romantisch-Abenteuerliche seines Verlaufes der Eitelkeit der Franzosen nicht wenig schmeichelte. Man kann die Zeit bis zum Jahre 1860 die der unbestrittenen militärischen Hegemonie Frankreichs nennen. Von da ab, schon mit Beginn des mexikanischen Abenteuers, geht es abwärts mit dem Prestige der französischen Nation und Armee. Mittlerweile aber wuchs im Herzen Europas eine Macht empor, welcher zehn Jahre später das französische empire Napoleons III. in dem gewaltigsten Kriege der neueren Zeit auf den Schlachtfeldern an der Mosel und Maas erliegen sollte, Preußen und das durch die Kämpfe der Jahre 1864, 1866 und 1870 von neuem geeinte Deutschland, von dessen neu errichtetem Kaiserreiche man mit besserem Rechte behaupten kann, daß es eine friedenerhaltende Aufgabe erfülle; die Geschichte unsrer Tage hat es bewiesen.

Die Periode, von welcher wir hier zunächst sprechen, schließt mit dem Jahre 1860 ab, einerseits, weil dieses Jahr den ungefähren Gipfelpunkt des französischen Kaiserreichs bezeichnet, anderseits, weil in diesem Jahre sich prunklos, ja nicht ohne Widerstreben eines Teiles der beteiligten Nation, ein Ereignis vollzieht, welches man als epochemachend bezeichnen muß, die Reorganisation des preußischen Heeres im Jahre 1860. Sie ist der Ausgangspunkt für die Ereignisse der neuesten Zeit, etwa von 1864 ab, geworden; wir werden ihr deshalb eine ganz besondere Beachtung zu schenken haben. Endlich aber ist die Zeit, von welcher wir sprechen werden, ausgezeichnet durch die Neuheit und den Umfang der in derselben zur Anwendung kommenden Kriegsmittel. Man nennt unser Zeitalter mit Recht das der Erfindungen; auf keinem Gebiete aber sind deren wichtigere gemacht, auf keinem hat die Technik größere Fortschritte zu verzeichnen, als auf dem Gebiete des Kriegswesens, sowohl des Land- als des Seekriegs. Mit ihnen werden wir uns deshalb, um das Verständnis der dann zu schildernden kriegerischen Ereignisse zu fördern, in gedrängter Kürze zu beschäftigen haben.

Zollersches Artilleriesystem.

# 1. Die Entwickelung des Bewaffnungswesens.

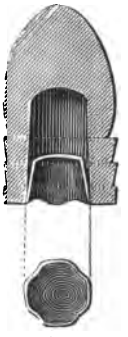
Während heutzutage jedes Heer ein ihm eigentümliches Gewehr hat und die Staaten sich in der Herstellung neuer und verbesserter Waffen zu überbieten suchen, war dies bis zu Anfang dieses Jahrhunderts anders; die Infanteriebewaffnung war nahezu dieselbe in allen Heeren. Das glatte, von der Mündung zu ladende Gewehr hatte im Laufe des vorigen Jahrhunderts nur wenige Änderungen erlebt. Der durch den „Alten Dessauer" zuerst in der preußischen Armee eingeführte eiserne Ladestock, welcher der preußischen Infanterie erlaubte, vier- bis fünfmal in der Minute zu schießen (eine ungeheure, jetzt kaum übertroffene Leistung), hatte 1773 auf Veranlassung Friedrichs des Großen eine cylindrische, das Laden noch mehr erleichternde Form erhalten. Die Entzündung des Gewehrs bewirkte ein Steinschloß durch die beim Aufschlagen der stählernen Pfanne auf den Feuerstein abspringenden Funken. Das Laden war sehr umständlich. Die in einer Papierhülse (Patrone) enthaltene Ladung, Pulver und Bleikugel, wurde in den Lauf gebracht, indem der Soldat, nachdem er mit den Zähnen den oberen Teil der Hülse abgerissen hatte, aus der so geöffneten Patrone zunächst etwas Pulver auf die Pfanne schüttete, dann das

übrige in den Lauf, dann folgte die Hülse und Kugel. Durch Stöße mit dem Ladestock wurde nun letztere hinabgeschoben und fest auf die Ladung aufgesetzt. Die Schußweite dieser Waffe, sofern von Treffen die Rede war, ging bis zu 300, von guter Wirkung aber war das Schießen nur bis höchstens 200 Schritte. Die Zielvorrichtung war sehr mangelhaft, sie bestand aus einem abgerundeten messingenen Korn und einem Einschnitt (Kimme) auf der sogenannten Schwanzschraube am hinteren Teile des Laufes. Neben der geringen Leistung dieses Gewehrs war auch die Ausbildung der Truppen im Schießen sehr gering. Man lehrte den Soldaten zu laden, das Gewehr an die Schulter zu bringen und mit einer allgemeinen Richtung auf den Gegner abzudrücken; Schießübungen nach der Scheibe kannte man bei der Infanterie im Zeitalter Friedrichs des Großen nicht, auch später nur in geringem Umfange. Der schlimmste Fehler des alten Steinschloßgewehrs bestand nächst seiner geringen Trefffähigkeit in dem Umstande, daß bei Wind und Regen das Gewehr, wenn es naß wurde, versagte. Wir haben in den Befreiungskriegen mehrere Schlachttage zu verzeichnen, in denen dies der Fall war, so bei Großbeeren und an der Katzbach. Das Gewehr diente dann nur noch als Nahwaffe, mittels des Bajonetts, auch wohl, wie von seiten der Landwehr bei Hagelsberg, des Kolbens („dat fluscht better" sagten die derben pommerschen Landwehrleute).

Vier und ein halbes Jahrhundert hatten die Handfeuerwaffen schon bestanden, ehe ein wesentlicher Fortschritt in der Konstruktion erzielt wurde, es geschah dies durch die 1807 in England gemachte Erfindung des Perkussionsschlosses. An Stelle des Feuersteins trat das Zündhütchen, enthaltend eine Pille, aus Pulver und Knallquecksilber gemengt, unempfindlich gegen die Nässe, also einen sicheren Schuß auch bei Regen gewährend, auch entzündete sich die Ladung schneller und konnte verkleinert werden, da man kein Pulver mehr auf die Pfanne zu schütten brauchte, das Laden selbst wurde eben dadurch vereinfacht. Doch erst um das Jahr 1840 verschwanden die Steinschloßgewehre gänzlich aus dem Gebrauch der europäischen Infanterie; in außereuropäischen Ländern, mindestens bei halbzivilisierten Völkerstämmen im Innern Afrikas und Asiens, mögen sie noch heute in Gebrauch geblieben sein.

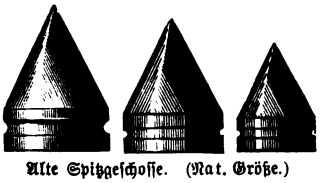
Früh schon hatte man erkannt, daß durch Einpressen der Kugel in spiralförmige Einschnitte der inneren Laufwände sich ein sicheres Schießen erreichen lasse. Gezogene Waffen sind sehr alten Ursprungs, doch hatte die beschwerliche Ladeweise es mit sich gebracht, daß zu Anfang dieses Jahrhunderts nur die Bewaffnung der Jäger und nur weniger Soldaten in den Linienregimentern (in Preußen zehn Mann in der Kompanie) gezogene Gewehre aufzuweisen hatte. Die Vorteile der Büchse (so nannte man die gezogenen Gewehre) bestanden in besserer Ausnutzung der Pulverkraft, infolge Fortfallens des Spielraums beim Laden; die Kugel, welche im Laufe nicht mehr an den Wänden anschlug (flatterte) und durch die Züge eine bohrende Bewegung erhielt, durchschnitt leichter die Luft, daher traf man sicherer, außerdem, da keine Pulvergase verloren gingen, auch weiter wie mit der glatten Waffe; dagegen war das Laden mit Pflaster und Hammer sehr mühsam und gestattete nur ein sehr langsames Feuern; man sann auf Vereinfachung.

Der französische Hauptmann Delvigne erfand 1828 ein Gewehr, in welchem die Kammer, d. h. der zur Aufnahme der Pulverladung bestimmte Teil des Laufes, enger als der übrige Teil des inneren Laufes, die Seele, war, so daß das Geschoß beim Laden nur bis auf den Rand der Kammer hinabglitt und dann mittels einiger Ladestockstöße in die Züge gepreßt wurde. Diese Gewehre nannte man Kammerbüchsen und wurden sie in Frankreich, Belgien, auch in Österreich eingeführt.



Miniégeschoß. (Nat. Größe.)

Im Jahre 1844 konstruierte der französische Oberst Thouvenin ein Gewehr, in welchem sich ein aufrecht stehender Stift oder Dorn auf dem Boden der Kammer befand, so daß die Pulverladung sich um diesen Stift lagerte, das Geschoß aber auf denselben aufgesetzt und durch das Aufstampfen des unten spitzkugelförmig ausgehöhlten Ladestocks zusammengepreßt und in die Züge gedrückt wurde. Dieses Gewehr wurde Thouveninsche Dornbüchse genannt und bei den Jägerbataillonen fast aller Staaten eingeführt. Beide Systeme hatten den Fehler, daß durch das Aufsetzen des Ladestocks die Gestalt des Geschosses verändert wurde, was wieder die Trefffähigkeit minderte. Dem abzuhelfen, erfand der Kapitän Minié ein Geschoß, welches in seinem unteren Teile ausgehöhlt war, so daß bei dem Eindringen der Pulvergase in diese Höhlung das Geschoß ausgedehnt und in die Züge gedrückt wurde. Damit dieses ausgehöhlte Geschoß in seiner Form keine Veränderung erleiden könne, wurde ein sogenannter Treibspiegel (Culot) lose in die Höhlung gelegt. Dieser wurde durch die Pulvergase in das Innere des Geschosses gedrückt und bewirkte die Ausdehnung desselben, so daß es die Züge ausfüllte und dem spiralförmigen Laufe derselben nun folgen mußte. Die auf diese Weise hergestellten Geschosse nannte man „Expansionsgeschosse“; sie haben abweichend von den früheren Spitzgeschossen eine halbrunde (konisch-ogivale Form (s. Figur). Die nach diesen Geschossen so genannten Miniégewehre wurden seit Anfang der fünfziger Jahre in England, Rußland, Österreich und Süddeutschland, zum Teil (nämlich zur Aushilfe) auch in Preußen eingeführt. Das System Minié bot den großen Vorteil, daß man die alten glatten Gewehre durch Einschneiden flacher Züge nach demselben abändern konnte, doch bedingte dasselbe ein sehr großes Geschoß, also großes Gewehrkaliber. Die Tragweite des Miniégewehrs, namentlich aber seine Trefffähigkeit übertreffen die des glatten um mehr als das Vierfache; naturgemäß machte dies auch vollkommenere Visiereinrichtungen und gründlichere Übungen im Scheibenschießen erforderlich. In der That datieren solche bei uns in Deutschland erst seit Einführung dieses Gewehrs. — Besonders solide konstruiert war das, freilich erst nach dem Krimkriege eingeführte russische Gewehr, welches auf 1200 Schritt Entfernung gegen eine Scheibe von 4 m Seitenlänge noch 60 Prozent Treffer ergab (s. Figur S. 274).



Alte Spitzgeschosse. (Nat. Größe.)

Österreichisches Kompressionsgeschoß nach Lorenz.

Russisches gezogenes Infanteriegewehr.

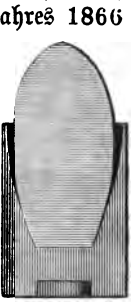
Auf einem andern Prinzip, dem des Zusammendrückens (Kompression) des Geschosses, beruhte das von dem Engländer Wilkinson erfundene Geschoß, welches in dem hinteren cylindrisch geformten Teile ringförmige Einkerbungen hatte, die bei der Entzündung zusammengedrückt wurden, sich in seitlicher Richtung ausdehnten und demgemäß die Züge füllten. Die österreichische Armee führte ein von dem Hauptmann Lorenz verbessertes Geschoß dieser Gattung ein (s. Figur S. 273).

Diesen Erfindungen haben wir noch die sogenannte Infanterie- oder Gewehrkartätsche hinzuzufügen; es ist dies ein aus mehreren Teilen bestehendes Geschoß, durch welches auf nahe Entfernungen die Zahl der Treffer erhöht werden sollte. Schon in den napoleonischen Zeiten lud man bei besonderen Fällen das Gewehr mit zwei Kugeln und erreichte dadurch eine um etwas gesteigerte Wirkung; doch fanden diese Geschosse der geringen Treffähigkeit halber keine allgemeine Anwendung. — Von andrer Art waren die Explosionsgeschosse, welche zur Aufnahme einer Sprengladung bestimmt und darum ausgehöhlt, auch mit Zündhütchen versehen waren, um beim Aufschlagen des an demselben angebrachten Stiftes zu explodieren. Um feindliche Munitionswagen in die Luft sprengen zu können, erfand man endlich Gewehrraketen, kleine, cylindrische, aus Blech gefertigte Röhren, in denen ein Zündsatz befindlich, welcher durch den Feuerstrahl der Gewehrladung entzündet wurde und langsam abbrannte. Durch die Petersburger Konvention im Jahre 1878 wurden diese sämtlichen Explosionsgeschosse aus Menschlichkeitsrücksichten völkerrechtlich verboten.

Einen weiteren Fortschritt machte die Waffentechnik, und zwar den größten, in der Zeit des Vorderladers, durch die Einführung kleinerer Kaliber, durch welche, da das Geschoß leichter, die Anfangsgeschwindigkeit vergrößert und die Flugbahn eine gestrecktere (rasantere) wurde. Besonders in der Schweiz fand dieses kleine Kaliber Eingang.

Die wichtigste Erfindung der Neuzeit auf dem Gebiete der Handfeuerwaffen, alle übrigen in den Schatten stellend, ist jedoch die des preußischen Gewehrfabrikanten Dreyse in Sömmerda, nämlich die auf dem Prinzip der Hinterladung beruhende des Zündnadelgewehrs. Sie hatte, wenn auch nicht sofort, doch im Laufe der Zeit eine vollständige Umwälzung im Waffenwesen aller Staaten zur Folge. Mehrere Jahrhunderte schon hatten sich vergeblich bemüht, eine kriegsbrauchbare, von hinten zu ladende Waffe

herzustellen; man kann dergleichen unbeholfene Modelle in Waffensammlungen älterer Zeit noch nachweisen. — Durch die berühmte Erfindung Dreyses wurde ein Gewehr geschaffen, welches gestattete, die Waffe in den verschiedensten Stellungen des Schützen bequem zu laden, da der Gebrauch des Ladestocks fortfiel; die Ladeweise wurde vereinfacht, die Feuergeschwindigkeit um das Doppelte und Dreifache erhöht. Lange Zeit war Preußen der einzige Staat, welcher von der neuen Erfindung Gebrauch machte. Langsam brach sie sich auch hier Bahn, denn schon im Jahre 1827 wurde sie gemacht, 1841 wurde das Modell des neuen Gewehrs endgültig festgestellt und zuerst 1848 selbiges an einzelne Bataillone, nämlich die Füsilierbataillone, ausgegeben; doch erst gegen Abschluß des in Rede stehenden Zeitabschnitts, nämlich etwa um das Jahr 1860, war die Bewaffnung der preußischen Infanterie mit der neuen Waffe vollendet, unbeirrt durch den Widerspruch, welchen die Einführung derselben selbst von seiten bedeutender Männer erfahren hat. Die Vorurteile gegen den Hinterlader (Kompliziertheit des Verschlusses, schnelles Verschießen) sind erst durch den großen amerikanischen Feldzug und besonders durch den des Jahres 1866 vollständig zerstreut worden; und damit war dem Vorderlader sein Todesurteil definitiv gesprochen. Im dritten Bande dieses Werkes werden wir sehen, daß namentlich nach den Ereignissen des genannten Jahres alle europäischen Heere sich beeilen, Hinterlader verbesserter Konstruktion einzuführen; aber Preußen hatte die Früchte seiner weisen Voraussicht schon auf den Schlachtfeldern der Jahre 1864 und 1866 geerntet. Mit der Einführung der neuen Waffe war gleichzeitig verknüpft der sorgsamste Unterricht des Soldaten im Scheibenschießen, ein Dienstzweig, welcher bei den andern europäischen Armeen, wenn wir von den Jägerbataillonen absehen, bis zu genanntem Zeitpunkt ziemlich vernachlässigt worden ist. Auch dem 1870 besser bewaffneten Gegner gegenüber machte sich dies sehr zu gunsten der deutschen Infanterie geltend, denn nicht der Besitz des überlegenen Gewehrs allein, sondern mehr noch der überlegene Gebrauch desselben entscheidet heute im Infanteriegefecht.



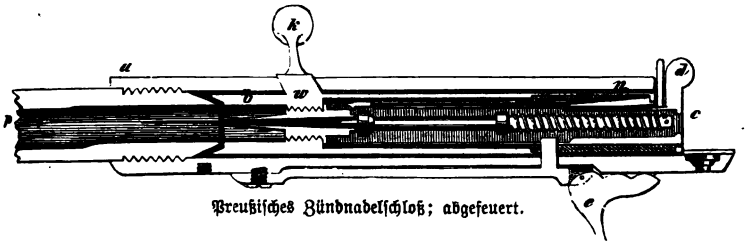
Preuß. Langblei mit Spiegel und Zündpille.

Die Bedeutung, welche das Zündnadelgewehr in den Kriegen der neueren Zeit erlangt hat, läßt es uns wünschenswert erscheinen, dasselbe etwas näher in Augenschein zu nehmen.

Der Lauf des Zündnadelgewehrs besteht nicht aus einem Stücke, sondern er ist mit seinem unteren Teile in eine Hülse eingeschraubt, die zur Aufnahme der Kammer dient. Die Kammer bezweckt den Verschluß des Laufes und wird beim Laden durch einen Schlag auf den Knopf (k) des vorstehenden Handgriffs aufgeschlagen und zurückgezogen; demgemäß wird die Patrone von hinten in den Lauf gesteckt, die Kammer wieder vorgeschoben und zugeschlagen; das Gewehr ist nun geladen.

Die Kammer ist durch einen Boden in eine vordere und eine hintere Öffnung geteilt. Die vordere Öffnung mit dem Kammerboden bewirkt den Verschluß des Laufes, die hintere dient zur Aufnahme des sogenannten Schlößchens, welches wieder den Nadelbolzen (c) mit der Zündnadel in sich aufnimmt.

Am Nadelbolzen befinden sich zwei Ansätze, die beiden Nadelbolzenköpfe; der Teil des Nadelbolzens von dem hinteren Kopfe bis zum Ende ist mit einer Spiralfeder umwunden. Wird das Schlößchen in die Kammer weiter hineingeschoben, so stößt der vordere Nadelbolzenknopf auf den Widerstand eines Stollens, welcher, auf einer Feder unter der Hülse, der Abzugsfeder, senkrecht eingesetzt (d) durch einen viereckigen Einschnitt der Hülse und der Kammer, in den Schlößcheneinschnitt hineinragt. Der vordere Nadelbolzenkopf wird also hier aufgehalten, die Zündnadel, welche in dem Bolzen eingelötet ist, bleibt ebenfalls einen Zoll vor dem hinteren Ende der Patrone stehen, die Spiralfeder wird in der hinteren Bohrung des Schlößchens zusammengepreßt; das Gewehr ist gespannt. — Durch Anziehen der Abzugsfeder (Abdrücken) mittels des Abzugs (e) wird der auf derselben stehende Abzugsfederstollen so weit heruntergezogen, daß der vordere Nadelbolzenkopf frei wird; der Nadelbolzen wird nun durch die Spiralfeder vorgeschnellt und die Zündnadel tritt durch eine Bohrung im Kammerboden in den hinteren Teil des Laufes ein, wo sie die Pulverladung der Patrone durchbohrt und durch einen Stich in die auf die Pulverladung aufgesetzte Zündpille die Entzündung des Pulvers von vorn nach hinten herbeiführt; das Gewehr ist abgefeuert.




Preußisches Zündnadelschloß; abgefeuert.

Die Patrone besteht aus drei Teilen: dem eiförmigen Geschoß (Langblei), dem aus Pappe geklebten Spiegel, in dessen oberer Höhlung das Langblei aufsitzt, während die untere den Zündsatz (Zündpille) enthält, endlich der Pulverladung. Alle drei Teile befinden sich in einer Papierhülse.

Von der durch die preußischen Waffenerfolge des Jahres 1866 bewirkten Einführung von Hinterladungswaffen in allen europäischen Armeen kann erst im dritten Bande des Werkes an geeigneter Stelle die Rede sein.

Verbesserungen im Artillerieweſen, denen der Handfeuerwaffen nicht nachstehend, sind älteren Datums als letztere; man kann solche schon aus der Zeit der napoleonischen Kriege nachweisen. Über das seiner Zeit beste Geschützsystem, welches Napoleon einführte, haben wir schon an andrer Stelle gesprochen; bei vielen Staaten fand es Eingang, doch waren die nach demselben konstruierten Geschütze nicht beweglich genug, auch führten sie wenig Munition mit sich, so daß die Wagen immer bei den Geschützen beiben mußten; auch führten die Fußbatterien noch drei verschiedene Kaliber, für den Ersatz der Munition ein großer Übelstand!

Den Engländern gebührt das Verdienst, die weiteren Fortschritte der Artillerie angeregt zu haben, und zwar durch Einführung der Blocklafetten

und der Shrapnels (man vergl. I. Abteilg. 5. Kap.) noch während der napoleonischen Kriege. Erstere ersetzen die zwei auseinander laufenden Wände der Lafette durch einen Block, an welchen vorn zwei Backen angesetzt sind, in denen das Rohr ruht. Diese verbesserten Lafetten erlaubten den Geschützen, selbst größere Hindernisse leicht zu nehmen, doch waren sie weniger dauerhaft als die bisherigen Wandlafetten. Die schon erwähnten Shrapnels (so genannt nach dem Erfinder), Granaten, welche eine Anzahl Bleikugeln, in England 125, sowie eine kleine Sprengladung enthielten, sollten, nach Abbrennen des Zünders, auf gewisse Entfernung und Höhe vor dem Ziel explodieren und dann in einem abwärts geneigten Bogen als eine Garbe von Geschossen den Gegner überschütten. Lange wurde die Wirkung der Shrapnels sehr beeinträchtigt durch die mangelhaften Zünder, welche nicht immer zu rechter Zeit abbrannten, bis der belgische General Bormann 1835 mit einem verbesserten Zeitzünder hervortrat, welcher den Kanonier beim Bedienen des Geschützes befähigte, den Zünder der gegebenen Entfernung entsprechend genau zu regulieren (technisch „tempieren" genannt), und zwar mit einer Genauigkeit der Brennzeit bis auf eine Viertelsekunde.

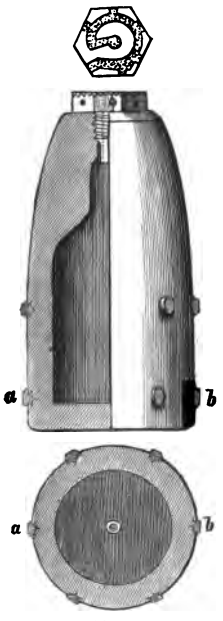
Englische fahrende Artillerie im Jahre 1825.

Durch diese Erfindung hat die Anwendung der Shrapnels oder Granatkartätschen erst weitere Verbreitung gefunden. Sie sind für den Feldkrieg von derselben Bedeutung wie die Granaten; wenn es sich um lebende Ziele handelt, sogar von höherer.

Eine Vereinfachung des Artilleriematerials führte Napoleon III. herbei, welcher der Artillerie das gleiche Interesse bewies wie sein großer Onkel. Er gab der französischen Artillerie ein Einheitsgeschütz, die zwölfpfündige Granatkanone, welche Vollkugeln, Granaten, Shrapnels und Kartätschen führte. Preußen nahm 1859 einen kurzen Zwölfpfünder an und verbannte das Vollgeschoß gänzlich.

Alle diese Neuerungen konnten jedoch nicht das Mißverhältnis, welches durch die einseitige Bewaffnung der Infanterie mit gezogenen Gewehren entstanden war, ausgleichen. Die Hilfe, welche das glatte Geschütz nicht bringen konnte, brachte das gezogene, und zwar im Momente der äußersten Bedrängnis; mit der Einführung gezogener Geschütze war aber auch, ähnlich wie bei den Handfeuerwaffen, die von Spitzgeschossen notwendigerweise verbunden, so daß von Geschütz- oder Gewehrkugeln in strengem Sinne nicht mehr die Rede sein kann.

Versuche, gezogene Geschütze herzustellen, sind ebenfalls von sehr altem Datum. Der erste, dessen Bestrebungen, ein kriegstüchtiges gezogenes Geschütz herzustellen, von Erfolg gekrönt wurden, war der sardinische Major Cavalli, welcher zugleich das in früheren Jahrhunderten schon versuchte Prinzip der Hinterladung anwendete. In England konstruierte schon 1854 der Ingenieur Armstrong Geschütze mit Hinterladung, deren Eigentümlichkeit in der Verschlußkonstruktion (ein eiserner Block mit Kupferring, der senkrecht zur Rohrachse in einer Durchbohrung des Laufes ruhte) und in der Methode der Rohrerzeugung bestand.



Granate für die französische gezogene Kanone.

Gedenken wir bei dieser Gelegenheit kurz der verschiedenen Geschützmetalle. Solange man sich glatter Rohre bediente, war das Geschützmetall der Feldartillerie fast ausschließlich die große Haltbarkeit und Zähigkeit zeigende Bronze, doch genügte diese nicht mehr bei Anwendung gezogener Rohre, da diese durch Aufhebung des Spielraums sehr angestrengt werden. Preußen sah sich infolgedessen veranlaßt, seine Feldgeschütze aus Gußstahl herzustellen, welcher dauerhafter, allein sehr viel teurer ist wie Bronze, auch sind Geschütze aus Gußstahl schwieriger herzustellen als bronzene.

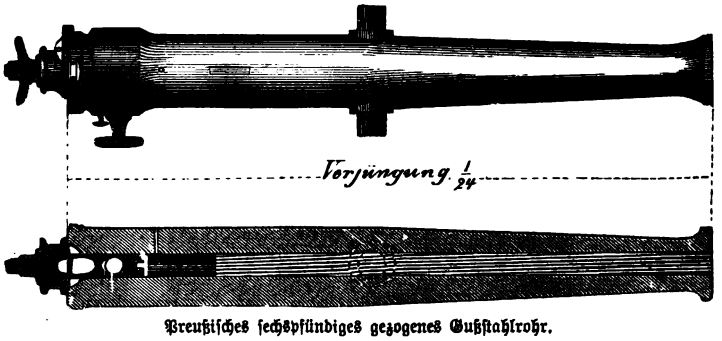
Die Idee, Gußstahl zu fabrizieren, ist zwar schon über ein Jahrhundert alt, doch wurde es erst in den letzten Jahrzehnten möglich, dieses Metall in größeren Massen herzustellen. Am weitesten hat es hierin das Etablissement von Krupp (Firma Friedrich Krupp) in Essen gebracht. Der jetzige Besitzer desselben, Alfred Krupp, hatte von seinem Vater nur eine kleine Werkstatt für Messerschmiedewaren übernommen, aber durch rührigen Fleiß und seltene Thatkraft es dahin gebracht, daß er jetzt über 8000 bis an 10000 Arbeiter beschäftigt und daß seine Produkte nicht nur durch ganz Europa, sondern über den ganzen Erdball, bis Nord- und Südamerika, Ostindien, China und Japan wandern.

Durchschnitt des Rohres eines österreichischen Feldgeschützes im Jahre 1863.

In Frankreich wurde noch vor dem italienischen Kriege ein gezogener Vorderlader, System la Hitte, eingeführt, welcher durch Umänderung der glatten Rohre entstanden war, aber sich an Trefffähigkeit, Leichtigkeit der Bedienung und Feuergeschwindigkeit mit dem später erst zur Einführung gelangenden preußischen gezogenen Feldgeschütz nicht messen konnte. Im Feldzuge 1859 war

schon die Hälfte der französischen Artillerie mit gezogenen Geschützen versehen. Nach demselben führte auch Österreich solche, System Lenk, mit Vorderladung ein und hatte im Jahre 1866 schon seine ganze Artillerie mit den neuen vortrefflichen Geschützen versehen.

In Preußen schritt man erst nach 1859 zur Herstellung gezogener Kanonen, indem gleichzeitig die Hinterladung eingeführt wurde. Man konstruierte zwei Kaliber, ein vier- und ein sechspfündiges, für welche neuerdings die Bezeichnung 9- und 8-Zentimetergeschütz gewählt wurde; die Bezeichnung der Geschützart nach Zentimetern entspricht der Abmessung des Kalibers (Durchmesser der Seele), während die Bezeichnung nach Gewicht des Geschosses längst schon nicht mehr zutreffend war. Die sechspfündige Granate wiegt beispielsweise nahe an 14 Pfund. Die Entzündung erfolgt beim Aufschlagen durch ein in die Mundlochschraube eingesetztes Sprenghütchen, welches explodiert und dann die Sprengladung der Granate entzündet.

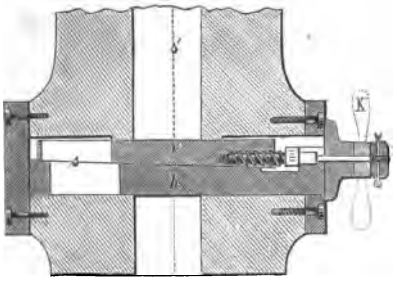



Preußisches sechspfündiges gezogenes Gußstahlrohr.

Dieses gezogene Geschütz führte nur Granaten und Kartätschen; Shrapnels sind erst nach dem Kriege 1870 allgemein eingeführt worden; letztere enthalten 180 Karabinerkugeln, die Kartätsche 41 Zinkkugeln; die Granate liefert durchschnittlich 40 Sprengstücke; sie wird gegen geschlossene Truppen, Geschütze, festere Ziele von Holz und Stein bis auf 2500 Schritte, dagegen auch bis auf 5000 Schritte gegen größere Truppenaufstellungen angewendet; der Kartätschschuß, die „Nahwaffe" der Artillerie, wird bis auf 600 Schritte gebraucht; es können in der Minute zwei Kartätschen abgefeuert werden und kommen sie nur noch zur Anwendung, wenn eine Batterie direkt, besonders durch Kavallerie bedroht wird. Eine nähere Beschreibung dieses Geschützes wird diesem oder jenem unsrer Leser vielleicht erwünscht sein.

Das Rohr ist von hinten nach vorn ganz durchbohrt. In den vorderen engen Teil dieses hohlen Raumes, die Seele, sind 18 Züge in spiralförmiger Windung von rechts nach links eingeschnitten. Die große Zahl und Breite der Züge bezweckt, dem eingezwängten Geschosse bei möglichst geringer Reibung am Rohre doch eine genaue Führung zu geben. — Der hintere, etwas erweiterte Teil der Seele bildet den Ladungsraum, welcher zur Aufnahme des Geschosses, der Pulverladung (sogenannte Kartusche) und des Verschlußkolbens bestimmt ist.

Um letzteren festzuhalten, geht durch ein zweites Loch, das quer von rechts nach links durch die Wände und den Verschlußkolben selbst gebohrt ist, ein Bolzen, dessen messingenen Handgriff wir in der oberen Ansicht bemerken. Das Laden erfolgt rasch. Sobald das Rohr durch Wegnahme des Bolzens und Verschlußkolbens unten geöffnet ist, wird die Kartusche hineingelegt, dann der Verschlußkolben eingeschoben und durch den Bolzen wieder festgestellt, schließlich die Endschraube angezogen, worauf die Kanone schußfertig ist. In späterer Zeit wurde der Kolbenverschluß durch den einfacheren Keilverschluß ersetzt. Derselbe besteht aus einem System von zwei auf ihren schiefen Flächen gegeneinander liegenden Keilen v und h, welche, ähnlich wie der Querbolzen beim Kolbenverschluß, hinten durch den Laderaum gehen und den hinteren Abschluß des ganz durchbohrten Rohres bilden. Durch Anziehen einer Kurbelschraube K wird der vordere Keil v auf der schiefen Fläche des hinteren Keils h vorgerückt, der Querriegel wird dadurch dünner und kann so weit hinausgeschoben werden, bis die durch beide Keile gehenden runden Öffnungen s gerade mit der Bohrung der Seele s zusammenfallen. Die Ladung kann nun in den Laderaum geschoben, demnächst der Querriegel wieder zugeschoben und die Schraube zurückgedreht werden, wodurch der Verschluß vollständig ist.



Horizontaldurchschnitt eines Rohres mit preußischem Keilverschluß.

Der Keilverschluß kam bei den gezogenen vierpfündigen Kanonen und bei den neueren preußischen Geschützen in Anwendung.

Es leuchtet ein, daß die Hinterladung bei den Feldgeschützen eine ganz andre Bedeutung hat als bei den Handfeuerwaffen. — Bei Belagerungs-, Festungs- und Marinegeschützen, welche dicht hinter einer Erd- oder Steinwand oder einer Schiffswand stehen und durch Scharten feuern, wird durch die Hinterladung die Bedienung allerdings erleichtert und die Mannschaft weniger exponiert; bei dem freistehenden Feldgeschütz ist aber der nötige Raum für die Bedienung vorhanden, auch erfordert die Ladung von hinten kaum weniger Zeit als die Vorderladung. Hier hat die Hinterladung vielmehr den Zweck, das genauere Einzwängen des Geschosses in die Züge zu ermöglichen. Dies erfordert aber noch eine besondere Einrichtung des Geschosses.

Das preußische Langgeschoß ist mit einem zackig geformten und deshalb um so fester eingefügten Mantel von Blei umkleidet, da dieses weichere Metall sich gefügiger durch die gewundenen Züge des Rohres hindurchzwängt und da durch den engeren Anschluß hierbei keine Pulvergase verloren gehen.

Sehr sinnig und einfach erscheint an dieser Granate die Einrichtung des sogenannten Konkussionszünders. Unterhalb des Mundlochs an der Spitze des Hohlgeschosses ist ein nach innen gekehrtes kupfernes Zündhütchen eingeschraubt; etwas tiefer befindet sich ein Bolzen in die cylindrische Bohrung des Mundlochs eingesetzt, der durch einen stählernen Vorstecker von dem Zündhütchen getrennt ist.

Auffahren der preußischen reitenden Gardeartillerie

Da der Bolzen in dem cylindrischen Mundloch Spielraum zur Bewegung vor- und rückwärts hat, so wird dieser leichte Körper beim Abfeuern hinter der Bewegung des Geschosses etwas zurückbleiben. Der Vorstecker, welcher eine zu frühe Explosion beim Handhaben und Laden des Geschosses verhütet, wird durch die Rotation desselben während des Fluges herausgeschleudert. Bei dem Aufschlagen des Geschosses auf die Erde oder bei jedem Widerstand, den dasselbe auf seiner Flugbahn durch einen festen Körper — Dämme, Wälle, Schanzen — erfährt, fliegt nun der Bolzen in der ihm durch das Geschoß mitgeteilten Richtung noch weiter, schlägt gegen das Zündhütchen an und bewirkt die Explosion der Granate.

Dagegen hat sich der Konkussionszünder für den Shrapnelschuß bis dahin nicht anwendbar erwiesen, weil bei dieser Schußart das Geschoß noch über der Erde platzen und die darin enthaltenen Kugeln das Ziel von vorn oder auch von oben, also einen hinter Brustwehren, Erdwällen u. dergl. gedeckten Feind treffen sollen. Wir sehen deshalb den Shrapnelschuß bis zum Schlusse des siebenten Jahrzehnts aus der preußischen Feldartillerie ausscheiden.

Granate des gezogenen preuß. Sechspfünders in 1/4 der nat. Größe.

Die Ausrüstung des preußischen Heeres mit gezogenen Geschützen schritt sehr langsam vorwärts, so daß 1866 noch vier Zehntel aller Feldgeschütze glatte waren, während auf Seite der Österreicher sich nur gezogene Geschütze befanden.

Sämtliche Staaten befinden sich schon seit mehr denn 20 Jahren nun im Besitz gezogener Geschütze, durch deren erhöhte Leistungen, sowohl an Wirkung als Tragweite und Trefffähigkeit, die Bedeutung der Artillerie als „Hauptfeuerwaffe" erheblich gestiegen ist.

Noch müssen wir der Erfindung der ebenfalls schon in Kürze erwähnten Raketen gedenken. Ihre Haupteigentümlichkeit besteht darin, daß die Geschosse nicht durch eine plötzlich wirkende, sondern durch eine allmählich sich entwickelnde Treibkraft an das Ziel gebracht werden. Jede Kriegsrakete besteht aus einer Hülse, deren Füllung, eine Mischung von Salpeter, Schwefel und Kohle, das nötige Gas zum Forttreiben des an ersterer befindlichen Geschosses liefert; ein hinten befestigter Stab dient demselben als Gegengewicht. Beim Abfeuern wird dieselbe auf die Leitrinne eines dreibeinigen Raketengestells gelegt; eines Geschützrohrs bedarf es also nicht. Ihr großer Vorteil besteht in ihrer großen Leichtigkeit (ein Mann kann das Gestell bequem fortschaffen), welche ihre Anwendung in Häusern, Gebirgen, ja selbst in den kleinsten Booten ermöglicht, doch ist ihre Trefffähigkeit gering; in neuerer Zeit werden sie mehr zu Signalen und zur Erleuchtung des Vorterrains im Festungskriege angewendet. Die Österreicher führten übrigens 1866 noch Kriegsraketen mit in das Feld.

Eine ganz besondere Geschützgattung sind ferner noch die „Kartätschgeschütze", von den Franzosen Mitrailleusen genannt. Schon vor mehr denn 300 Jahren hatte man sogenannte „Orgelgeschütze", bestehend aus mehreren zusammengefügten Gewehrläufen.

Manöver der sächsischen reitenden Artillerie. Zeichnung von A. Beck.

Dänemark hat sie in den Espignolen 1848 bis 1850 wie 1864 wieder aufleben lassen. Sie besaßen gewöhnlich drei Läufe, welche gezogen waren und 30 hintereinander lagernde Geschosse enthielten, zwischen je zwei derselben eingestreut die Pulverladung. Abgefeuert wurden sie von der Mündung her, mittels der Lunte. Die Wirkung dieser eigentümlichen Waffe, welche nur auf 80—90 Schritte gebraucht werden konnte, war sehr gering. Dem amerikanischen Bürgerkriege, der so viele Erfindungen zu Tage förderte, war es vorbehalten, die Kartätschgeschütze mit besserem Erfolge zu erwecken; von ihnen und den französischen Mitrailleusen wird später die Rede sein. Vorweg sei nur gesagt, daß wir sie als ein sehr brauchbares Werkzeug für den Krieg im freien Felde nicht erkannt und deshalb sie bei unsrer Feldartillerie nicht eingeführt haben.

Hat die letztere große Fortschritte zu verzeichnen, dann nicht minder die Belagerungs- und Festungsartillerie. Bei Belagerung und Verteidigung von festen Plätzen kommt es nicht allein darauf an, Menschen zu töten, sondern feindliche Geschütze zu zerstören (demontieren), Wälle und Mauern zum Einsturz zu bringen und einen gangbaren Weg zu öffnen, um in den Platz einzudringen. Zu diesem Zwecke gebraucht man schwere Geschütze von sehr großer Tragweite.

Was die Wirkung der schweren Geschütze zu Anfang dieses Jahrhunderts betrifft, so ist zu erwähnen, daß sie sehr einseitig war; die Kanonen hatten große Trefffähigkeit, bedienten sich aber nur der Vollkugeln, während die Haubitze zwar Hohlgeschosse (Granaten) gebrauchte, aber geringe Trefffähigkeit besaß. Diesem Mangel abzuhelfen, konstruierte der französische Oberst Paixhans im Jahre 1822 eine sogenannte Bombenkanone, d. h. eine Kanone, aus der man Hohlgeschosse mit großer Trefffähigkeit abfeuern konnte. Alle Staaten stellten solche Bombenkanonen her, und haben sie namentlich von seiten der Russen im Jahre 1853 bei Vernichtung der türkischen Flotte bei Sinope gute Verwendung gefunden. Die Erfindung der gezogenen Geschütze hat jedoch die „Bombenkanone" verdrängt; immerhin hat sie im Festungs- und Belagerungskriege eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, namentlich machte sie die früher sehr beliebte Anwendung glühender Kugeln, die man zur Anzündung feindlicher Ziele, namentlich Holzschiffen, anwandte, überflüssig; jene machten stets lange Vorbereitungen nötig und ihre Wirkung war nicht zuverlässig; bei einem Schießversuche in der Scheldemündung zeigte es sich, daß 196 glühende Kugeln erforderlich waren, um ein Fahrzeug zum Sinken zu bringen, während sechs Paixhanssche Vierundzwanzigpfündergranaten das Schiff in Brand setzten, bedeutende Löcher in die Wände rissen und es zum Untergehen brachten.

An die Stelle der früher hölzernen Lafetten traten ziemlich gleichzeitig eiserne für die schweren Geschütze der Festungsartillerie. In der Herstellung von „Monstregeschützen", welche in neuerer Zeit so große Fortschritte gemacht hat, leistete man übrigens schon vor 50 Jahren Bedeutendes; besonders schwerer Mörser, welche ein Geschoß von nahezu 1000 Pfund warfen und zu ihrer Bedienung 16 Mann erforderten, bediente man sich schon bei der Belagerung von Antwerpen 1831; ihre Wirkung entsprach jedoch den bedeutenden Herstellungskosten nicht.

Nach Einführung gezogener Geschütze wendete man solche natürlich auch im Festungs- und Belagerungskriege an; in Preußen wurden solche, aus Eisen gegossen, seit 1858 eingeführt. Bei der Belagerung der Düppeler Schanzen 1864 leisteten sie, nebst 12 cm Bronzekanonen, ihren ersten Dienst. Was die Amerikaner und Engländer in der Herstellung schwerer Geschütze geleistet haben, gehört einer späteren Zeit an und wird im dritten Teile dieses Werkes davon die Rede sein müssen.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß auch die angebliche Erfindung des Barthold Schwarz, nämlich das Schießpulver, Gefahr lief, durch eine neue Erfindung verdrängt zu werden, die der Schießbaumwolle. Zwei Professoren, Schönlein in Basel und Böttger in Frankfurt, hatten fast gleichzeitig die Erfindung gemacht, daß Baumwolle durch Eintauchen in eine Mischung von starker Salpeter- und Schwefelsäure eine dem Pulver innewohnende Kraft erhalte. Die leichte Entzündbarkeit und ungleichmäßige Wirkung des neuen Explosionsstoffs ließen es jedoch zur allgemeinen Einführung desselben nicht kommen; die eingehendsten Versuche fanden in Österreich statt, doch hat man dieselben nach kurzer Zeit wieder aufgegeben, und behauptet das Pulver, dessen Herstellung auch bedeutende Verbesserungen erfuhr, nach wie vor seinen ersten Platz als wichtigstes Explosionsmaterial für Kriegszwecke. Die Erfindung des gefährlichen Dynamits gehört ebenfalls dem späteren Zeitraume an.

Wir haben, um das Thema der Bewaffnung abzuschließen, noch die Erwähnung zu machen, daß auch die Kavallerie von den Verbesserungen der Handfeuerwaffen Nutzen gezogen hat. Sie bekam in Preußen 1857 Zündnadelkarabiner, im amerikanischen Kriege sogar Hinterlader mit einer Repetiervorrichtung. Die Kavallerie hat durch diese neuen Waffen sehr an Selbständigkeit, namentlich der Infanterie gegenüber, gewonnen, und ist im stande, zu Fuß kämpfend, selbst gegen kleine Abteilungen solcher in schwierigem Terrain sich zu behaupten. Dies kommt ihr bei dem Aufklärungsdienste, wenn es an Infanterie fehlt, sehr zu statten.

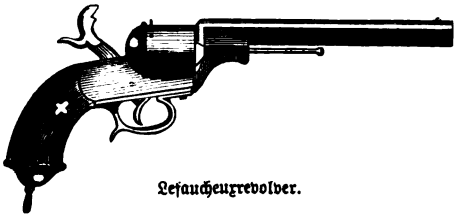
Preußischer Zündnadelkarabiner.

Auch anstatt der Pistolen kam eine bessere Waffe, der Revolver, vielfach in Gebrauch. Ein Amerikaner, Oberst Colt, kam auf den Gedanken, eine Pistole von nur einem Lauf so einzurichten, daß sie mehrere Male abgefeuert werden konnte. Zu diesem Zwecke brachte er zwischen Handgriff und Lauf einen massiven Cylinder von Stahl an, in welchem der Länge nach sechs Öffnungen oder Kammern, von gleicher Weite mit der Seele des Laufes, gebohrt waren. Dieser Cylinder kann um seine Achse so gedreht werden, daß mit jedem abgefeuerten Schuß eine nächstfolgende Kammer nebst der darin enthaltenen Patrone genau an die hintere Öffnung des Laufes schließt und dadurch einen weiteren Schuß

ermöglicht. Eine noch künstlichere Einrichtung des Schlosses, welche nicht nur die Drehung des Cylinders, sondern auch das Spannen und Losdrücken des Hahnes in einem einzigen Tempo, nämlich durch das bloße Drücken am Abzug, bewirken läßt, haben die Engländer Adams und Deane ersonnen. Ihre neue Art von Drehpistolen, mit denen man ohne Absetzen die sämtlichen Schüsse hintereinander abfeuern kann, ist bei der englischen Marine eingeführt worden und den britischen Offizieren in der Krim wie in Indien von großem Nutzen gewesen. Unter den vorzüglichsten Waffen solcher Art war der von Lefaucheux konstruierte Revolver besonders beliebt geworden, dessen Patronen, in einer Kupferblechbüchse eingeschlossen, zugleich Zündvorrichtung, Pulver und Geschoß in sich vereinigen. Der zusammengesetzte Mechanismus und die Kostbarkeit dieser Waffe ließen es zu allgemeiner Einführung derselben indessen nicht kommen.

Die blanken Waffen der Kavallerie haben naturgemäß keine nennenswerten Veränderungen erfahren können; dagegen haben die Schutzwaffen derselben mehr und mehr an Bedeutung verloren. Küraß und Stahlhelm schützen zwar gegen Hieb und Stich, nicht aber gegen die neueren Schußwaffen der Infanterie und Artillerie, wogegen sie den Reiter und sein Pferd ganz unverhältnismäßig belasten und ermüden. — Bei der Infanterie wurde vielfach, in Preußen erst nach dem Feldzuge 1870, das dreikantige Bajonett durch ein für gewöhnlich in der Scheide getragenes, nur zum Sturm aufgepflanztes Säbel- oder Haubajonett ersetzt. Das Gewehr trägt sich auf diese Weise besser und der Schuß ohne Bajonett auf der Mündung ist sicherer.

Wir wenden uns nun den anderweitigen Verbesserungen und Veränderungen in den Mitteln zur Kriegführung zu.



Lefaucheuxrevolver.

Transport Verwundeter.

## 2. Änderungen in der Festungsbaukunst. Sonstige militärtechnische Veränderungen. Eisenbahnen und Telegraphen in ihrer Bedeutung für die Kriegführung.

Über ein Jahrhundert galten die Grundsätze des großen französischen Kriegsbaumeisters Vauban als die maßgebenden beim Bau von Festungen; allein schon gegen Ende des vorigen bildete sich eine Opposition gegen sein System; Landsleute Vaubans, Montalembert, Carnot, Bousmard und andre, bemühten sich, seine Befestigungsmanier zu ergänzen, teilweis umzuformen durch Veränderung des Grundrisses. Durchgreifende Änderungen auf diesem Gebiete datieren aber erst seit dem Jahre 1830. Bei Linz begann Erzherzog Maximilian den Bau eines verschanzten Lagers, indem er im weiten Umkreise um die Stadt und das Lagerterrain eine große Anzahl selbständiger, sturm- und bombensicherer, mit schweren Geschützen armierter Türme auf den das Donauthal im weiten Kreise umgehenden Höhen anlegte. Die Franzosen, bei der in den vierziger Jahren vollzogenen Befestigung der beiden größten Städte Frankreichs, Paris und Lyon, behielten zwar das alte Vaubansche Bastionärsystem für die Umwallung der Stadt selbst bei, fügten aber hinzu einen Gürtel von detachierten Forts, welche als selbständige kleine Festungen die Stadt Paris in einem Umkreise von acht deutschen Meilen umgaben. Diese sogenannten Lagerfestungen, denen sich dann in späterer Zeit noch Metz

anschloß, sollten den Zweck erfüllen, einer geschlagenen Armee eine Zuflucht zu gewähren und bedeutende Streitkräfte des Feindes hierdurch in Schach zu halten. Bei Betrachtung des deutsch-französischen Krieges werden wir sehen, ob Paris den Erwartungen, welche man an die in großartigstem Maßstabe entworfene Befestigung desselben knüpfte, wirklich entsprochen hat.

Eine neue, selbständige Befestigung, in Anlehnung an Montalembert und Carnot, trat jedoch bei Gelegenheit des Neu- und Umbaues der Festungen in Preußen hervor, man nennt sie auch deshalb die neue preußische Befestigungsmanier. Bei den Festungen am Rhein, Mainz, Koblenz, Köln, dann später Ulm, Rastadt, Posen, Königsberg kam sie in Anwendung. Alle diese Plätze sind, wie Paris und Lyon, große Lagerfestungen, welche ganzen Armeen Aufnahme gewähren können und durch ihre Lage an wichtigen Knotenpunkten des Netzes von Eisenbahnen, Wegen und Gewässern einen bedeutenden strategischen Einfluß zu üben im stande sind. Bei diesen Anlagen hat man zu unterscheiden die Befestigung der Stadt oder die Enceinte, und die Linie der Forts. Die Stadtbefestigung besteht im wesentlichen in einem Hauptwall von Erde, vor dem zunächst eine freistehende, mit Schießscharten versehene (krenelierte) Mauer sich befindet; vor der Mauer dann ein breiter und tiefer trockener oder nasser Graben, dessen äußere, nach dem Feinde zu gelegene Seite eine steile Mauer hat; zur seitlichen Bestreichung der Gräben dienen kleine gemauerte Bauwerke, welche in den ausspringenden Winkeln der Umfassung liegen und „Kaponieren" genannt werden. Die Umfassung selbst bildet ein Vielseit, Polygon, dessen einzelne Seiten geradlinig sind und deren Zahl sich nach dem Umfange der Festung und dem Terrain richtet. Man nennt diese Art der Befestigung deshalb auch wohl „Polygonalsystem". Hinter dem Hauptwall liegen dann als letzter Stützpunkt bombensichere Kasernen, Defensionskasernen. Um das Ganze zieht sich ein gedeckter Weg mit Glacis. Genau nach den Prinzipien der Stadtbefestigung sind auch die einzelnen Forts angelegt, deren Zahl wiederum verschieden ist. Sie sind so weit von der Stadtbefestigung entfernt, daß es unmöglich wird, die Stadt selbst zu bombardieren. Die Pariser Forts sind zu einer Zeit angelegt worden, als man noch keine gezogenen, bis zu einer Meile Entfernung tragenden Geschütze kannte. Die Folge davon war, daß die deutschen Granaten bei dem Bombardement von Paris im Jahre 1870 und 1871 bis fast in den Mittelpunkt der Stadt reichten und dadurch nicht wenig zur Beschleunigung der Kapitulation von Paris beitrugen. — Zwischen und hinter den selbständigen Forts befindet sich ein genügend weiter Raum zur Lagerung, Aufstellung und Bewegung großer Truppenmassen, woselbst diese zu großen Ausfällen sich sammeln können. Wenn es der Verteidigung jedoch an der nötigen Energie fehlt und der Angreifer genügende Streitkräfte besitzt, um die Festung von allen Seiten einzuschließen, dann kann die Lage einer in einer solchen Festung eingeschlossenen Armee, namentlich wegen der Schwierigkeiten der Verpflegung so großer Massen, sehr bedenklich werden. In der That hat der Hunger die beiden großen Festungen Metz und Paris mit den in ihnen versammelten großen Armeen trotz wiederholter großer Ausfälle gezwungen, zu kapitulieren. — Um die Befestigung der preußischen Festungen hat sich der

General von Aster besonders große Verdienste erworben; der bedeutendste Ingenieur dieser Schule ist aber der belgische General Brialmont, der geniale Erbauer der schon erwähnten Festung Antwerpen. In fünf Jahren, von 1859—64, wurde dieser neue Waffenplatz mit seinem verschanzten Lager vollendet. Eine Enceinte nach geschilderter Art umgibt die ganze weitläufige Stadt nebst ihren sämtlichen Vorstädten; über dieselbe bis zu einer Meile Entfernung vorgeschoben sind zwölf detachierte Forts, welche eine Eisenbahn zum Transport von Truppen und Geschütz untereinander verbindet, während eine zweite Gürtelbahn hinter dem Hauptwalle der Festung herumführt. Hierdurch ist eine allseitige, feste Verbindung hergestellt, welche bei der Verteidigung von großem Einflusse sein wird. Die Festung Antwerpen, welche den Zweck erfüllen soll, die ganze belgische Armee bei einem überlegenen Angriff aufzunehmen, wird für lange Zeit als ein Muster der neueren Befestigungskunst gelten können.

Kleinere Festungen, deren namentlich Frankreich noch eine sehr große Zahl besitzt, haben sehr an Wert verloren; man mißt denselben nur noch Wert bei, wenn sie als Sperrungen für Gebirgspässe, Eisenbahnknoten und als Brückenköpfe für besonders wichtige Flußübergänge dienen.

Wegen ihrer Eigentümlichkeiten sind noch besonders hervorzuheben die Küstenbefestigungen, durch welche die zum Küstenschutze aufgestellten Truppen in der Abwehr feindlicher Landungen unterstützt, Hafenplätze gegen Bombardement, Arsenale und Kriegshäfen gegen Unternehmungen von der Land- und Seeseite sicher gestellt werden sollen. Um den Kampf mit gepanzerten Schiffen aufnehmen zu können, haben sie einerseits selbst sehr schwere Geschütze als Armierung, anderseits als Deckungsmittel vornehmlich Erde und Eisen, und zwar das Eisen entweder allein in Form eiserner, fester Türme von oft sehr bedeutendem Umfange und zum Drehen eingerichtet, oder aber Eisen in Verbindung mit Mauerwerk als Panzerschilde und Panzerkuppeln, zur Panzerung von Schießscharten und endlich zur Panzerung des ganzen Mauerwerks. Diese Eisenkonstruktionen können so stark gemacht werden, daß sie gegen das Feuer der schwersten Geschütze unbedingten Schutz gewähren. Je mehr die Marine, wie wir noch sehen werden, gegen die riesig wachsende Zerstörungskraft der Artillerie Schutz in Eisenkonstruktionen der Schiffe sucht, je mehr ist man darauf bedacht, solche auch in die Befestigungskunst einzuführen. Hat man doch im Laufe der Belagerung von Paris sogar gepanzerte Lokomotiven bei einigen Ausfällen, eingerichtet als fahrende Batterien, mit Vorteil benutzt.

Der Festungskrieg wird auch in Zukunft eine sehr bedeutende Rolle spielen; der Wert strategisch wichtiger Festungen ist allerseits anerkannt; ein gewaltiger Krieg der Neuzeit, der sogenannte „Krimkrieg", gipfelt sogar zum Schluß in der elfmonatlichen Belagerung und Verteidigung einer Festung, Sebastopol, mit deren Falle das Schicksal des Krieges entschieden ist. In allen Staaten ist darum der Bau von Festungen ersten Ranges in großer Ausdehnung von neuem betrieben worden.

Auch ein andrer Zweig der Befestigungskunst, die Feldbefestigung, hat eine vermehrte Wichtigkeit bekommen und erhebliche Ausdehnung erfahren. In anbetracht der erheblich gesteigerten Feuerwirkung sucht man sich den Schutz

des Terrains im Gefecht möglichst zu nutze zu machen und ist bestrebt, dasselbe für diesen Zweck entsprechend umzuwandeln, einerseits, um dem angreifenden Feinde Hindernisse zu bereiten, anderseits, um Schutz zu schaffen gegen die feindlichen Geschosse. Zu ersterem Zwecke bedient man sich der sogenannten Hindernismittel, als da sind Wolfsgruben, Baumverhaue, Verpfählungen, endlich der Drahtzäune und Drahtgeflechte, durch welche die Vorwärtsbewegung des Feindes beim Angriff von Stellungen im wirksamsten Feuerbereich gehemmt werden soll. Von höherer Bedeutung ist aber noch der Schützengraben in der neueren Zeit geworden. Man wird kein Schlachtfeld mehr finden, auf dem nicht von diesen leichten Erddeckungen mehr oder minder ausgedehnter Gebrauch gemacht wurde. In Zeit von nur wenigen Minuten kann eine geübte Truppe einen solchen Schützengraben herstellen. Das dazu erforderliche Werkzeug, vor allem den Spaten, führt jede Infanterietruppe in ausreichendem Maße bei sich, und wird die Herstellung solcher Deckungen als ein Gegenstand der Friedensübungen betrachtet; ungefähr jeder dritte Mann bei der Infanterie ist neuerdings mit einem kleinen, sehr handlichen Spaten versehen; außerdem bilden eine gewisse Zahl von Beilpicken, Beilen und großen Spaten das sogenannte tragbare Schanzzeug, einen Teil der Feldausrüstung der Infanterie. Man darf bei der Bedeutung von Schützengräben für die Schlacht den Spaten gewissermaßen als eine Art von Waffe des Infanteristen betrachten, welche demjenigen, der von ihr zweckmäßigen und rechtzeitigen Gebrauch zu machen weiß, sehr bedeutende Vorteile gewährt.

Eins der wirksamsten Mittel des Festungskrieges sind Minen, mittels welcher der Angreifer die feindlichen Befestigungswerke in die Luft sprengen will; dies zu verhindern durch Zerstörung der Angriffsarbeiten und Batterien, bedient sich der Verteidiger der Konterminen, welche von unterirdischen Galerien im Vorterrain der Festung vorwärts getrieben werden. Diese Arbeiten sind Sache der „Mineurkompanien", welche Teile der Pionierbataillone bilden. Die Mineurkompanien rekrutieren sich größtenteils aus Bergleuten, welche durch ihren Beruf schon mit dergleichen Arbeiten vertraut sind. Dieser Minenkrieg, welcher unter der Erde geführt wird, ist ein äußerst mühsamer für beide Teile, doch unumgänglich, wenn der oberirdische Angriff wegen eines überlegenen Feuers aus der Festung nicht fortschreitet, oder wenn auf andre Weise eine „Bresche" nicht erzeugt werden kann. In größtem Maßstabe ist von den Minen bei der Belagerung von Sebastopol Anwendung gemacht worden; man ist im stande, genau auf die Sekunde jetzt den Zeitpunkt der Sprengung einer Mine zu bestimmen, da dies jetzt mit Hilfe einer galvanischen Leitung durch den elektrischen Funken geschieht. Von einer andern Art der Minen, den Seeminen oder Torpedos, wird im nächsten Kapitel die Rede sein.

Zum Schlusse unsrer flüchtigen Umschau über die Wissenschaft und Thätigkeit des Ingenieurs möge noch erwähnt werden, daß auch die Kunst des Brückenschlagens durch neuere Erfindungen sehr gefördert worden ist. Die kriegerische Thätigkeit bringt es mit sich, daß fließende Gewässer jeder Art auch abseiten der vorhandenen Straßen überschritten werden müssen; dies geschieht durch Kriegsbrücken, welche von den Truppen herzustellen sind, entweder mit

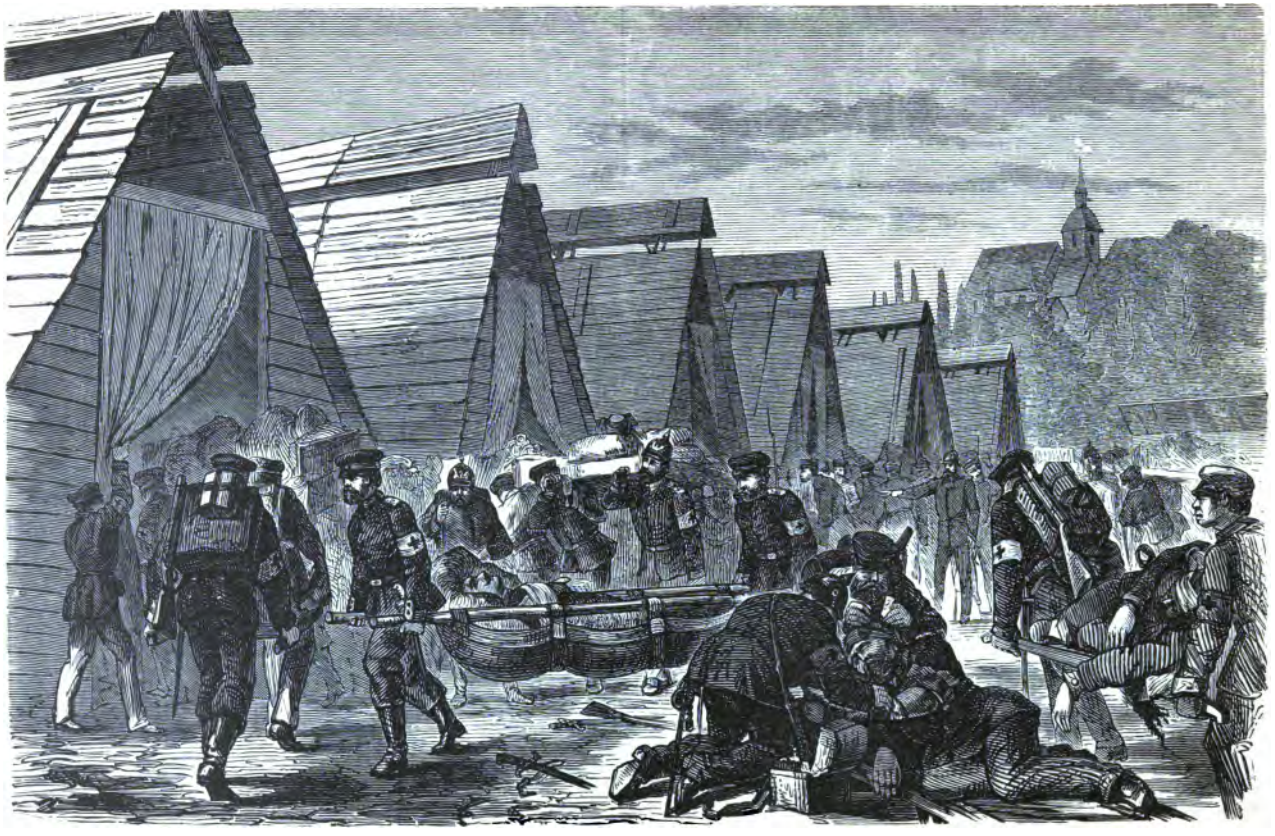
vorbereitetem Material, welches in den Ponton- und Feldbrückentrains mitgeführt wird, oder mit vorgefundenem Material. Die Pontons, Kähne von Eisenblech, stellen eine schwimmende Unterstützung der Brücke dar und werden nur bei einer Wassertiefe von mindestens zwei Fuß angewendet. Zum Überbrücken von Einschnitten und kleineren Gewässern bedient man sich aber neuerdings der sogenannten Biragoschen Böcke, von denen jeder aus einer Bockschwelle, auch Holm genannt, zwei Beinen von verschiedener Länge ($2\frac{1}{2}$—$5\frac{1}{2}$ m) und ein paar Fußscheiben zur Sicherung gegen zu tiefes Einsinken in weichem Boden besteht, ferner der Hängekette, welche, am oberen Ende der Füße befestigt, die Holmschwelle trägt. Auf die Holme legt man dann fünf Balken, über welche querüber dann die Belagbretter gelegt und aufgeschnürt werden. Der Bau einer solchen Bockbrücke geht außerordentlich schnell vor sich, da das ganze Material in den Wagen des Feldbrückentrains, deren jede Division einen hat, vereinigt ist.

Inwieweit die äußere Erscheinung der Truppen, die Uniformierung, Veränderungen erlitten hat, lehren die unserm Werke beigefügten Uniformbilder. Im allgemeinen ist die Bekleidung zweckmäßiger und praktischer geworden. An Stelle der Leibröcke ohne Schöße ist der den Unterleib schützende Waffenrock bei der Infanterie, Artillerie, Dragonern und Kürassieren getreten. Das Gepäck ist zum Teil erleichtert worden, auch hat man eine den Körper weniger belastende Tragweise eingeführt. An die Stelle des Tschakos ist bei der deutschen Infanterie, einschließlich der bayrischen, welche den Raupenhelm abgelegt hat, der Helm oder die Pickelhaube getreten; auch Dragoner, Kürassiere und Artillerie führen Helme verschiedener Art. Die neue Kopfbedeckung, welche schon in den vierziger Jahren eingeführt wurde, ist nicht nur sehr kleidsam, sondern schützt auch gegen den Regen und gibt im Kriege ein sehr gutes Erkennungszeichen ab, was von Wichtigkeit ist, denn es wird dann seltener vorkommen, daß man von den eignen Truppen auf den weiteren Entfernungen mit dem Feinde verwechselt und sogar beschossen wird, wie es bei Jägerbataillonen welche den Käppi tragen, vorgekommen ist.

Ganz ungemeine Fortschritte sind in der Neuzeit auch in der Sorge für den verwundeten und kranken Soldaten, im Sanitätsdienste, gemacht worden. Die Pflichten der Humanität gebieten es, dahin zu wirken, daß dem Kriege nicht mehr Menschenleben zum Opfer fallen, als es unbedingt erforderlich ist. Zu diesem Zwecke gilt es, die Fortschritte der medizinischen Wissenschaft für die „Kriegsheilkunde" nutzbar zu machen. Dies ist nur möglich, wenn, wie in Deutschland, das ganze Sanitätspersonal aus studierten Ärzten besteht; sie allein werden aber bei großen Verlusten nicht ausreichen, um den Anforderungen zu genügen; ihnen zur Seite stehen dann vielmehr die zahlreichen Vereine und Institute der freiwilligen Krankenpflege, durch deren aufopfernde Thätigkeit Tausende von tapferen Kriegern, welche verwundet auf dem Schlachtfelde hätten verschmachten müssen, dem sicheren Tode entrissen worden sind. Der wichtigste Fortschritt auf diesem Gebiete ist aber die berühmte Genfer Konvention vom Jahre 1863, welche den hochherzigen, von allen zivilisierten Staaten gebilligten Beschluß faßte: daß der verwundete Feind kein Feind mehr sei. Zu diesem Zwecke wurden ferner alle Lazarette, Ambulanzen, Ärzte, Lazarettgehilfen,

Krankenpfleger und sonstiges Verpflegungspersonal für neutral erklärt, dürfen also niemals zu Gefangenen gemacht und noch weniger darf auf sie geschossen werden; auch die Heranbildung von freiwilligen Krankenpflegern im Frieden wurde beschlossen. Als Erkennungszeichen des ganzen Sanitätspersonals und der Lazarette ꝛc. sollte fortan eine weiße Armbinde, bezw. Fahne mit einem roten Kreuze gelten. — Diese in der Genfer Konvention liegenden Humanitätsgedanken bezeichnen in der That einen großartigen Kulturfortschritt in der Kriegführung unsrer Zeit. Es wird den Leser gewiß interessieren, zu erfahren, daß schon vor 200 Jahren ein Herrscher aus dem Hause der Hohenzollern, nämlich der Sohn des Großen Kurfürsten, Friedrich III., späterer König Friedrich I., es war, welcher bei der Übergabe des von den brandenburgischen Truppen erstürmten Bonn 1689 eine den Bestimmungen der Genfer Konvention sehr ähnliche Klausel in die Kapitulationsverhandlungen aufnahm, denen gemäß Ärzten und Wärterpersonal des Feindes völlige Sicherheit gewährt wurde; doch in unsern Tagen erst ist dem Bestreben, das durch den Krieg herbeigeführte menschliche Elend nach Möglichkeit zu lindern, in der erwähnten Weise allgemeine Rechnung getragen worden.

Wir haben nunmehr zum Schlusse unsrer Betrachtungen über die Veränderungen im Kriegswesen einige Worte zu sagen über eins der neuesten und wichtigsten Hilfsmittel der Kriegführung, die Eisenbahnen und Telegraphen. Die Kriegsmacht eines Staates wird nicht nur nach der Stärke und Beschaffenheit seiner Armeen, Festungen und Kriegsschiffe zu beurteilen sein, sondern in Zukunft auch nach der Entwickelung seines Eisenbahn- und Telegraphennetzes. Die vorzüglichste Organisation aller Streitmittel hat erst dann einen Wert, wenn es gelingt, sie rasch aus ihren Friedensgarnisonen an die bedrohte Grenze zu schaffen, und dies kann nur geschehen mittels der Eisenbahnen. Die Hauptaufgabe der Eisenbahnen bei Ausbruch eines Krieges ist demnach, die Konzentrierung der Truppen an befohlener Stelle zu erleichtern. Wer hiermit, d. h. mit dem sogenannten „Aufmarsch“ seiner Armeen am frühsten fertig wird, kann eher als der Gegner die Operationen beginnen, in Feindes Land einbrechen, den noch nicht versammelten Gegner unter günstigen Verhältnissen angreifen, ihn strategisch überraschen. Bei der zu diesem Zwecke erforderlichen „Mobilmachung“ des Heeres leisten wieder die Eisenbahnen beim Transport der Reserven, Beurlaubten, Pferde ꝛc. die wichtigsten Dienste. So kommt es denn, daß der erwähnte „strategische Aufmarsch“ einer Armee mit Hilfe der Eisenbahnen jetzt kaum so viel Wochen in Anspruch nimmt als früher Monate. Im Jahre 1813 fand erst neun Wochen nach der Kriegserklärung der erste ernste Zusammenstoß mit dem Feinde statt, im Jahre 1870 schon nach 14 Tagen; nach sieben Wochen aber waren die beiden großen feindlichen Heere aus dem Felde geschlagen, kriegsgefangen oder in den großen Waffenplätzen des Landes, Paris und Metz, eng zerniert. — Um einen Begriff zu geben von den Leistungen der Eisenbahnen bei Beginn eines Krieges, sei nur gesagt, daß auf den neun Linien, welche 1870 der deutschen Armee zur Verfügung standen, in Zeit von acht Tagen 450000 Mann, denen weitere 100000 folgten, befördert worden sind und an der Grenze bereit standen, die Operationen zu beginnen.



Barackenlager für Schwerverwundete.

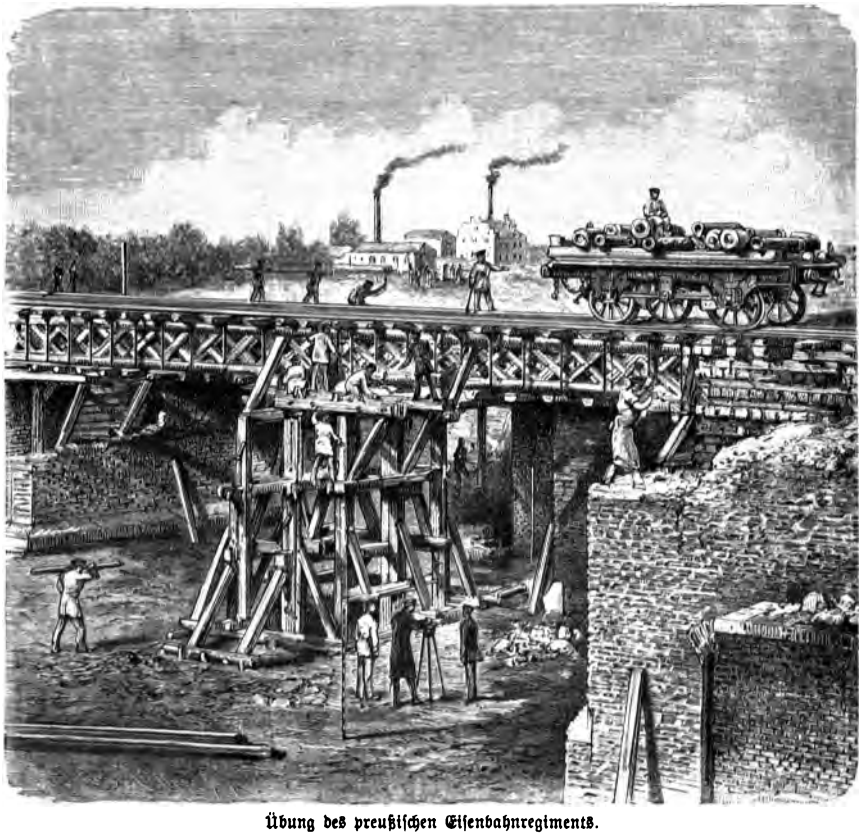
Der Feind, welcher uns mit seiner vom Zaune gebrochenen Kriegserklärung überraschen wollte, wurde es seinerseits selbst, denn seine Mobilmachung und die Versammlung seiner Streitkräfte war noch nicht vollendet; anstatt neun durchgehender Bahnlinien wie der deutschen, standen der französischen nur vier zur Verfügung. Die deutsche Heeresleitung hatte längst schon die überaus hohe Bedeutung der Eisenbahnen für die Kriegführung erkannt und alle Vorbereitungen für den Transport so kolossaler Truppenmassen nach einem bis auf Stunde und Minuten genau ausgearbeiteten Fahrplane getroffen. Der Dienst auf den Eisenbahnen, welcher in der Zeit der Mobilmachung ganz in die Hände der militärischen Leitung übergeht, vollzog sich denn auch mit der Genauigkeit wie die Arbeit eines Uhrwerks.

Um den Dienst auf den Eisenbahnen im feindlichen Lande, unabhängig vom Personal des Zivildienstes, versehen zu können, ferner, um zerstörte Eisenbahnen wieder herzustellen, kurze Strecken zu bauen, Bahnlinien, welche der Feind benutzt, zu zerstören, braucht man besonders für diesen Zweck geschulte Truppen, in Preußen ein Eisenbahnregiment, welches der Pioniertruppe beigezählt wird und im Kriege eine Anzahl von „Feldeisenbahnabteilungen“ für genannte Zwecke bildet. Dies führt uns auf einen zweiten Nutzen der Eisenbahnen im Kriege, nämlich die Möglichkeit, auf dem Kriegsschauplatze Streitkräfte hin und her zu schieben, Reserven heranzuziehen, ganze Armeekorps von einem Kriegsschauplatze auf den andern zu versetzen, wie dies beispielsweise der General Bourbaki 1871 bei seinem Abmarsch von der Loire nach Osten, um Belfort zu entsetzen, that. Eine dritte Aufgabe der Eisenbahnen ist endlich ihre Bestimmung als Verbindungslinien mit der Heimat im Rücken des Heeres zu ungestörter Nachfuhr von Truppen und Kriegsmaterial aller Art, zum Rücktransport aller bei der Armee entbehrlich werdenden Personen und Sachen, Verwundeten, Kranken, Gefangenen, endlich zur Heranziehung von Lebensmitteln aus den Magazinen, ohne welche die riesigen Heeresmassen heutzutage auf die Dauer gar nicht leben können, namentlich in einem ausgesogenen Lande. Ohne die Eisenbahnen wäre die Belagerung von Paris, zu der man einen Belagerungstrain von 100—150 schweren Geschützen nebst Munition heranzog, gar nicht möglich gewesen, ebensowenig hätte die Belagerungsarmee daselbst vier Monate leben können; das von den Truppen vor Paris verzehrte Brot war in Deutschland gebacken worden!

Kein Staat wird also in Zukunft, ebensowenig eine operierende Armee die Eisenbahnen entbehren können, von deren Besitz das Schicksal des ganzen Krieges abhängen kann.

Die natürliche Ergänzung der Eisenbahnen, als den wichtigsten Beförderungsmitteln, sind die Telegraphen, nämlich die elektrischen, mit denen die zu Anfang des Jahrhunderts in Anwendung gebrachten optischen nicht entfernt einen Vergleich aushalten. Heutzutage kann man Befehle und Meldungen fast ohne Zeitverlust auf Entfernung von beliebig vielen Meilen befördern, die Operationen von Heeren auf verschiedenen Kriegsschauplätzen von einer Zentralstelle aus leiten und sie dadurch einheitlich gestalten. Mehrfach wurden auf telegraphischem Wege in den letzten Kriegen Truppenverstärkungen gewährt und

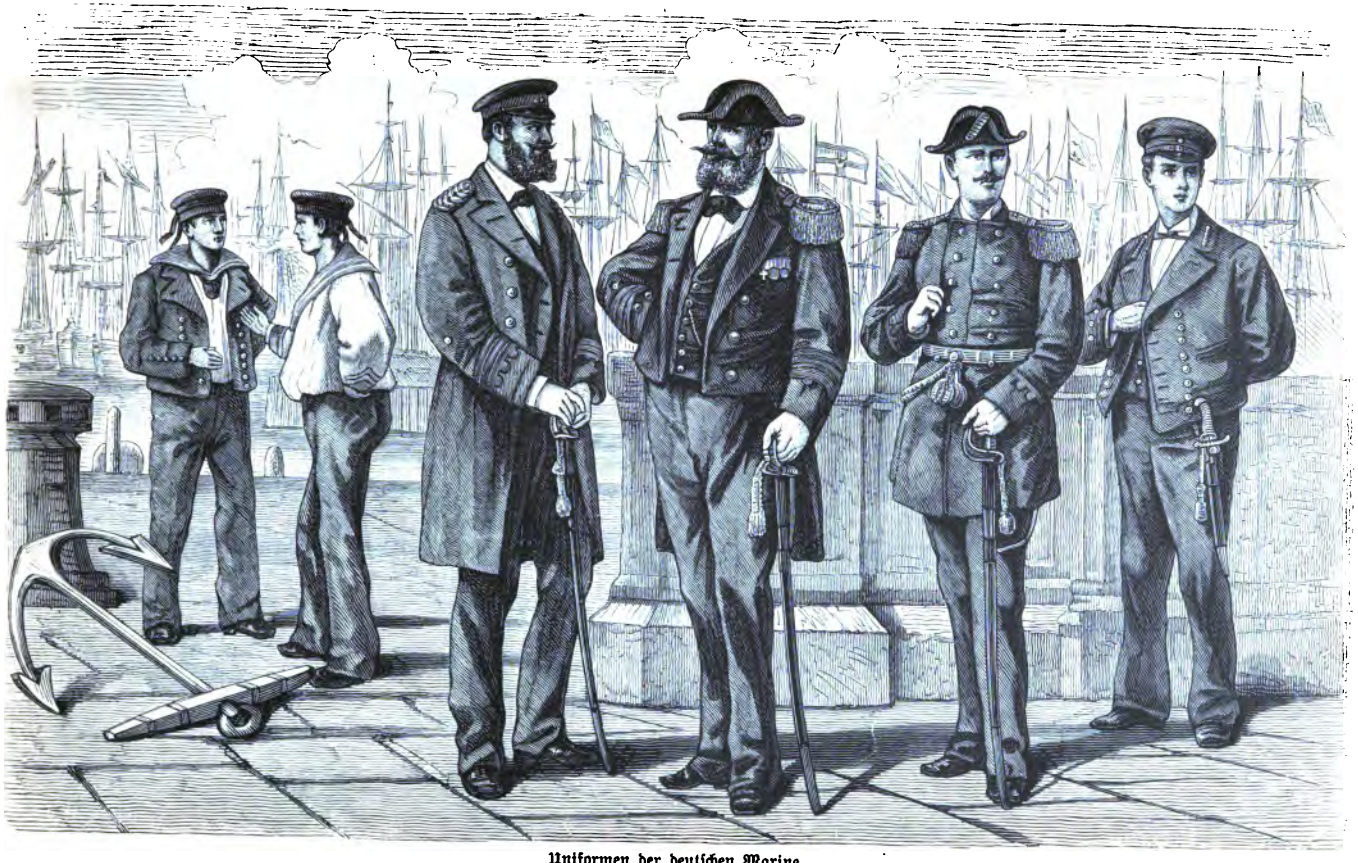
erbeten. Bei der Belagerung von Paris und Metz waren alle Truppen telegraphisch miteinander verbunden, so daß rechtzeitig bei Ausfällen der Besatzung die nötigen Verstärkungen zur Stelle waren. Zerstörung und Wiederherstellung der Telegraphen sowie deren Betriebnahme und Herstellung neuer Leitungen ist Aufgabe der den Armeen beigegebenen „Feldtelegraphenabteilungen".



Übung des preußischen Eisenbahnregiments.

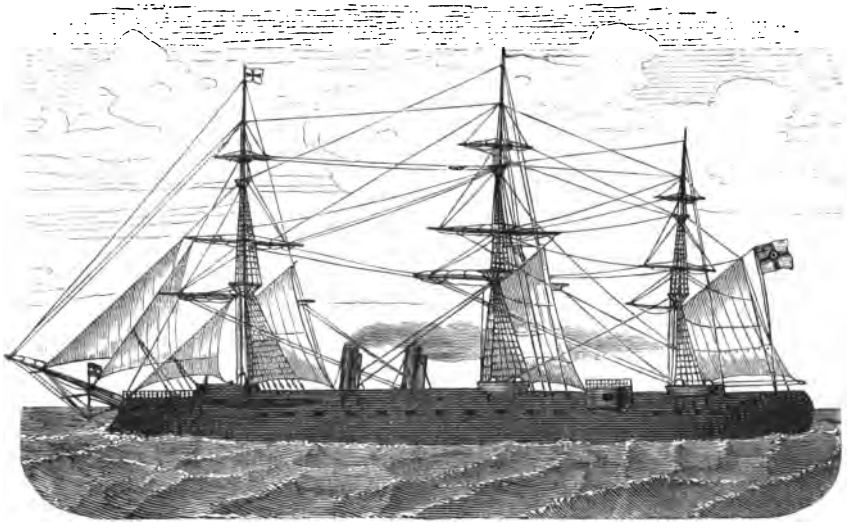
Es dürfte aus allem Gesagten sich ergeben, daß ein gut entwickeltes Eisenbahn- und Telegraphennetz nicht allein dem Wohlstande, dem Handel und Wandel zu gute kommt, sondern zur Erhöhung der Wehrkraft sehr wesentlich beiträgt. Dieser Erkenntnis entspringt auch die Anlage einiger, weniger rentierender als strategisch wichtiger neuer Bahnlinien, die man lediglich der politischen und militärischen Sicherheit des Staates halber gebaut hat.

Von einem andern, schon in der Revolutionszeit benutzten Hilfsmittel der Kriegführung, den Luftballons, wird im dritten Bande dieses Werkes die Rede sein.



Uniformen der deutschen Marine.

Matrosen. Korvettenkapitän. Admiral. Leutnant zur See. Seekadett.



Die deutsche Panzerfregatte „König Wilhelm“.

## 3. Einiges über das Seekriegswesen der Neuzeit.

### Die deutsche Flotte.

Unter den Veränderungen auf dem Gebiete des gesamten Kriegswesens hatten diejenigen, welche das Seewesen betrafen, noch vor wenigen Jahrzehnten für uns ein sehr geringes Interesse, da es eine deutsche Handelsflotte ersten Ranges zwar gab, nicht aber eine Kriegsmarine, wie sie sämtliche, auch die kleinsten Staaten längst besaßen, bereit und befähigt, für den Schutz der deutschen Flagge auch in fernen Meeren einzutreten, Deutschlands Meeresgrenzen, seine Machtstellung und nationale Ehre auch zur See zu verteidigen. Deutschland war zur See ohnmächtig; der erste dänische Krieg hatte dies in einer jeden Vaterlandsfreund tief beschämenden Weise bewiesen. Die ersten schwachen Anfänge einer deutschen Flotte, welche in das Jahr 1848 fallen, scheiterten kläglich genug. Das kleine schleswig-holsteinische Geschwader wurde von den Dänen als Kriegsbeute fortgeführt, die wenigen Schiffe der „deutschen Flotte“ aber, zum Gespött des Auslandes, öffentlich meistbietend versteigert. So endete schmachvoll der erste Versuch, Deutschland, dessen Kriegsflagge seit der ruhmvollen Zeit der deutschen Hansa vom Meere verschwunden war, wieder zur See mächtig zu machen. Nirgends trat die politische Ohnmacht unsres Vaterlandes schroffer zu Tage als in unsern maritimen Angelegenheiten. Preußen allein hatte vormals nicht die Mittel, neben einem achtunggebietenden, starken Landheere sich auch eine seiner Stellung entsprechende Flotte zu halten.

Der achtungswerte Versuch des Großen Kurfürsten, eine brandenburgische Flotte herzustellen, beweist zwar das große staatsmännische Talent dieses unvergleichlichen Fürsten, aber zu einer dauernden Einrichtung vermochte sie doch nicht zu gedeihen. Kaum hatte sich die Gruft über dem Sarge des Großen Kurfürsten geschlossen, als der rote brandenburgische Adler auch wieder vom Meere verschwand, bis der schwarze preußische, nunmehr deutsche Reichsadler seinen siegreichen Flug vom Fels zum Meer endlich von neuem in unsern Tagen begonnen und vollendet hat.

Das Interesse am Seewesen ist in allen Gauen unsres neu geeinten Vaterlandes mit der Wiederaufnahme der Kolonialpolitik des Großen Kurfürsten im Steigen begriffen. Söhne aller deutschen Stämme durchfurchen auf stolzen Kriegsschiffen, welche die deutsche Trikolore, schwarz-weiß-rot, am Wimpel führen, die Meere. So ziemt es sich denn wohl, daß die „Welt in Waffen" auch das Seewesen in den Kreis ihrer Betrachtungen zieht. Mit wenigen Andeutungen glaubten wir uns bezüglich der Vergangenheit mit diesem Thema abfinden zu können, ein wenig gründlicher müssen wir nun verfahren.

Auch das Seewesen hat im Laufe dieses Jahrhunderts, vornehmlich seit den letzten 30 Jahren, einen ungeahnten, mächtigen Aufschwung genommen. Unsre junge Kriegsmarine ist in fortschreitender Entwickelung begriffen und bereits, wenn wir von der Englands, Frankreichs und Rußlands absehen, der aller übrigen Staaten durchaus gewachsen, ihnen an Tüchtigkeit der Bemannung und Führung, Beschaffenheit der Schiffe, Ausrüstung, Bewaffnung mindestens gleichstehend, den meisten aber überlegen.

In bezug auf die Schiffbaukunst ist der wichtigste Fortschritt, daß an die Stelle der alten Segelschiffe nun Dampfer getreten sind. Die Zeit der wirklichen Segelschiffe schließt mit dem Jahre 1840 ab; seit jener Zeit ist bei Neubau von Schiffen die Benutzung der Dampfkraft, zuvörderst mittels Räder, dann später mit Hilfe der archimedischen Schraube, eine allgemeine geworden.

Zur Zeit der Segelschiffe führten die Schiffe ihre Geschütze, glatte natürlich, als Breitseitbewaffnung, in einer, zwei oder drei übereinander liegenden Batterien; man kämpfte auf nahe Entfernungen, Breitseiten abfeuernd, ähnlich wie im Landkriege die Infanterie sich mit Salven aus dem nicht weit tragenden glatten Gewehr niederzuschmettern suchte. Führten die abgegebenen Breitseiten nicht zum Untergange des feindlichen Schiffes, dann suchte man im Handgemenge die Entscheidung; die Schiffe legten sich hart aneinander, und der stärkere Teil versuchte, auf das Deck des feindlichen Schiffes hinüber springend, dieses zu entern, d. h. im Kampfe mit der feindlichen Besatzung diese zu überwältigen und das Schiff auf diese Weise in die Gewalt zu bekommen. Die Segel allein dienten zur Bewegung des Schiffes im Gefecht; ihre vorteilhafte Anwendung war demnach die wichtigste Kunst des Seemanns; Länder mit einer zahlreichen, tüchtigen seemännischen Bevölkerung, wie England, Holland und Frankreich, waren insofern im Vorteil, als jene, welche doch die Rekruten zur Marine zu liefern hat, die wichtigsten, dem Matrosen nötigen Kenntnisse beim Übertritt von der Handels- zur Kriegsmarine gleich mitbrachte. Das hat sich mit den neueren Erfindungen teilweise geändert. Zwar führen unsre für den

Dienst auf hoher See bestimmten Schiffe noch neben der Dampfmaschine die Segel, die sogenannte Takelage, gebrauchen dieselben auch bei günstigem Winde und außerhalb des Gefechts, im Gefecht aber wird nur noch mittels der Dampfkraft manövriert, letztere macht die Segel überflüssig. Das Schiff führt verbessertes, gezogenes Geschütz in verschiedener Aufstellung an den Seiten, im Bug und am Heck (Vorder- und Hinterteil) des Schiffes. Dazu tritt die Rückkehr zu einer schon der Alten Welt bekannten Waffe, dem Sporn am Bug des Schiffes, um mittels Rammens den Gegner in den Grund zu bohren. Segelschiffe, ohne gleichzeitige Dampfkraft, verwendet man jetzt nur noch als Schulschiffe für Schiffsjungen.

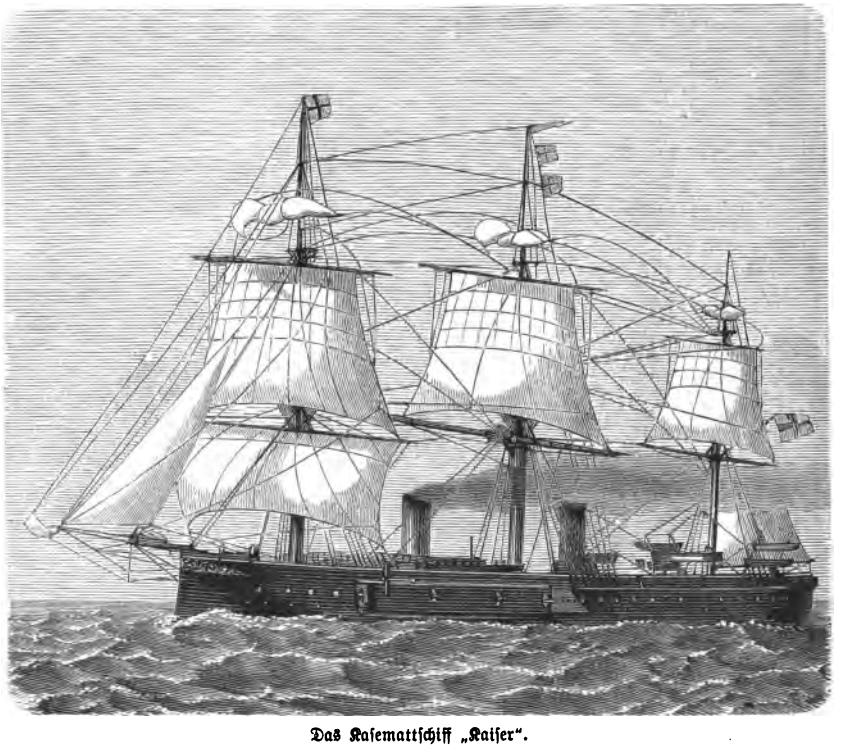
Die Verwendung der Dampfkraft hat seit der Erfindung der Dampfmaschine durch James Watt eine völlige Umwälzung im Seewesen herbeigeführt. Bereits im Jahre 1814 wurde das erste Kriegsdampfschiff der Welt, der „Fulton", auf einer englischen Werft gebaut. Derselbe war ein Raddampfer; solche aber sind, da bei ihnen die Maschine zum größten Teil über Wasser liegt, vor allem aber die treibenden Räder, durch feindliches Feuer sehr gefährdet und deshalb für den Seekrieg nicht recht brauchbar. Erst die Erfindung der Schraube, welche am Hinterteil des Schiffes, und zwar unter Wasser angebracht ist, schaffte den Dampfschiffen eine allgemeine Einführung in die Kriegsmarinen; dies ist der Fall etwa seit dem Jahre 1850. Gleichzeitig aber ist mit dieser Erfindung an die Stelle des Holzes als Schiffsbaumaterial das Eisen, der Stahl getreten, einerseits, weil es überall an guten, brauchbaren Hölzern für den Schiffsbau zu mangeln begann, dann auch, weil nur das Eisen gegen die Erschütterungen, welche die Umdrehung der Räder und der Schraube im Schiffskörper verursachen, unempfindlich genug ist. Hierzu kommt, daß das Eisen bei Beschießung des Schiffes mit Sprenggeschossen nicht entzündbar ist und allein die nötige Festigkeit bei der in neuerer Zeit eingeführten Panzerung der Schiffe zu geben vermag.

Die ersten gepanzerten Schiffe wurden, auf Veranlassung Napoleons III., in Frankreich gebaut, es waren drei mit 7—8 cm starken Platten belegte schwimmende Batterien mit 16 50pfündigen Bombenkanonen und 300 Mann Besatzung. Sie bewährten sich bei der Beschießung von Kinburn während des Krimkrieges derart, daß man nunmehr zur Panzerung auch größerer Schiffe schritt. Wiederum in Frankreich wurde 1858 durch den genialen Schiffsbaumeister Dupuy de Lôme die erste Panzerfregatte, die „Gloire", mit einem 120 mm starken Eisenbelag aus Holz erbaut; nun war die Bahn gebrochen und die beiden größten Seemächte, England und Frankreich, wetteiferten nunmehr in der Herstellung einer zahlreichen, stark gepanzerten Flotte, bei welcher meist die reine Eisenkonstruktion zur Anwendung kam. — Durch die Panzerung sollte die Wirkung der schweren Geschütze möglichst unschädlich gemacht werden; anfangs war dies in der That der Fall, aber bald stellte die Artillerie noch schwerere Geschütze, und in dem Maße, wie man die Panzer allmählich verstärkte, immer schwerere Geschütze her, so daß man von einem völligen Wettkampfe der Artillerie und der Panzerung wohl sprechen darf. Während die ersten Panzer nur eine Stärke von 120 mm hatten, ist man jetzt bereits bei 700 mm

angekommen, während die Kaliber der Schiffsgeschütze sogar die Stärke von 45 cm mit einem Geschoßgewicht von 900 kg, also 18 Zentnern, da und dort bereits erreicht haben. Millionen hat dieser Wettkampf bereits allen Seemächten gekostet und noch ist das Ende desselben nicht abzusehen. Mit der Einführung so großer, natürlich jetzt gezogener Geschütze wurde deren Bedienung immer schwieriger, derart, daß nunmehr dieselbe nicht mehr durch Menschenkraft, sondern durch hydraulische und Dampfmaschinen geschieht. So entstanden „Monstreschiffe", deren in jeder Marine wenigstens einige vorhanden sind. Um die Wirkung der Artillerie noch mehr abzuschwächen, ersetzte man die aus einfachem Eisen gefertigten Platten durch solche, welche durch Schmieden und Walzen hergestellt waren; man fertigt sie nicht mehr aus einem Stück, sondern schmiedet mehrere derselben zusammen. In der That haben solche „homogene" Platten eine sehr viel größere Widerstandsfähigkeit gezeigt. In Frankreich fertigte man Stahlplatten, in England dann neuerdings, ebenso in Deutschland Platten, die aus einer Vereinigung von härterem Stahl und weicherem, zähem Schmiedeisen hergestellt sind und „Compoundplatten" heißen.

Eine besondere Eigentümlichkeit unsrer heutigen Panzerschiffe ist der schon erwähnte *Sporn*, dessen Urbild wir schon in den altgriechischen Penteren und Hemiolen, wie sie die Zeichnung auf Seite 31 des ersten Teiles dieses Werkes nachweist, erkennen können. Es ist eben in der Welt „alles schon einmal dagewesen", wie der weise Ben Akiba sagt. Welche Verheerungen diese furchtbare Waffe anrichten kann, lehrt eine Episode aus der Seeschlacht von Lissa 1866 und der durch ein Unglück herbeigeführte Untergang des deutschen Panzerschiffs „Großer Kurfürst" 1878 zur Genüge. — Was den Umfang der Panzerung der Schiffsseiten anbetrifft, so ist man, um das Schiff nicht unnötig zu belasten und manövrierfähig zu erhalten, gezwungen, sich mit einem unverwundbaren Panzer in der Wasserlinie (Gürtelpanzer) und am Maschinenraume zu begnügen, dagegen die übrigen Teile und das oberste Deck, wenn überhaupt, nur mit schwachen Platten zu versehen. Eiserne Zellen, welche wasserdicht voneinander abgesperrt werden können, durch sogenannte *Schotten*, teilen den inneren Raum des Schiffes in eine Zahl von wasserdichten Abteilungen, so daß bei einem entstehenden Leck doch nur ein Teil des Schiffes, nicht aber das ganze, mit Wasser sich füllen kann; hierdurch wird die Sicherheit des Fahrzeugs bedeutend erhöht. Schiffe, welche eine derartige *teilweise* Panzerung haben, nennt man *Kasemattschiffe*, bei welchen, wie in den deutschen Panzerschiffen „Kaiser" und „Deutschland", die Geschütze in dem mittleren, stark gepanzerten Teile des Schiffes vereinigt sind. Diese Schiffe haben den Nachteil, daß die Geschütze, da sie unter Deck stehen, bei stürmischem Wetter und hochgehenden Wellen schwer oder gar nicht gebraucht werden können. Dem abzuhelfen, baute man Schiffe, welche ihre Geschütze in einem sehr stark gepanzerten, drehbaren Turme auf Deck haben und deshalb *Turmschiffe* genannt werden. Natürlich kann die Zahl der Geschütze nur sehr klein sein, dafür aber gibt man ihnen ein um so stärkeres Kaliber. Die ältesten Turmschiffe dieser Art waren der amerikanische *Monitor*, eine kleine schwimmende Batterie mit drehbarem Turme; von diesem ersten Schiffe dieser Art haben die dem ähnlichen den gemeinsamen Namen

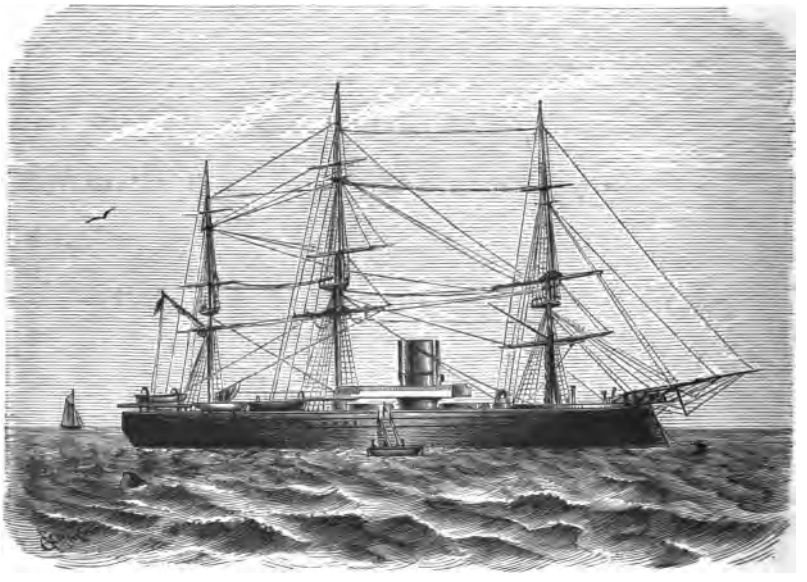
„Monitor“ erhalten; auch die Dänen haben im Kriege 1864 einen solchen, den „Rolf Krake“, bei Verteidigung der Düppelstellung und der Insel Alsen benutzt; von der deutschen Marine ist der „Arminius“ nach diesem System gebaut. Größere Panzerturmschiffe derselben sind die „Preußen“ und „Friedrich der Große“. Erstere, die Monitors, sind übrigens, da sie nur geringe Höhe haben und die hohe See nicht gut halten können, vorwiegend zur Küstenverteidigung bestimmt. Eine andre Art von Panzerschiffen, deren erstes die Panzerkorvette „Sachsen“ war, ist diejenige, welche auf den Breitseiten Geschütze führen, außerdem aber gepanzerte und drehbare Citadellen oder Plattformen auf Deck haben.



Das Kasemattschiff „Kaiser“.

Endlich hat man in neuerer Zeit kleine Fahrzeuge mit starker Panzerung und nur einem, aber sehr schweren Geschütz, welches starke Panzer auf große Entfernungen durchschlagen kann und durch einen feststehenden kreisförmigen Panzerschild gedeckt ist, gebaut, es sind dies die „Panzerkanonenboote“. Sie dienen lediglich dem Küstenschutze und können sich auch, ihres geringen Tiefgangs halber, in dem seichten Fahrwasser unsres Wattenmeeres an der Nordsee bewegen; hierhin vermag ihnen ein größeres, tief gehendes Schiff nicht, wenn sie verfolgt werden, zu folgen.

Wir können nicht alle Abarten im Schiffbau hier schildern, sondern wollen zum Schluß nur noch erwähnen, daß man in Rußland sogar linsenförmige Panzerschiffe, sogenannte Popowkas (nach dem Admiral Popow), gebaut hat. Die Panzerschiffe bilden heutzutage den Kern der „Schlachtflotte“ aller Staaten; die vorhandenen nicht gepanzerten Schiffe können zwar auch zur Seeschlacht herangezogen werden, doch sind sie den Panzern gegenüber naturgemäß im Nachteil. Zu welchen Resultaten eine Seeschlacht mit diesen neuen Kampfmitteln führen wird, ist abzuwarten, da in den letzten 20 Jahren keine vorgekommen ist.

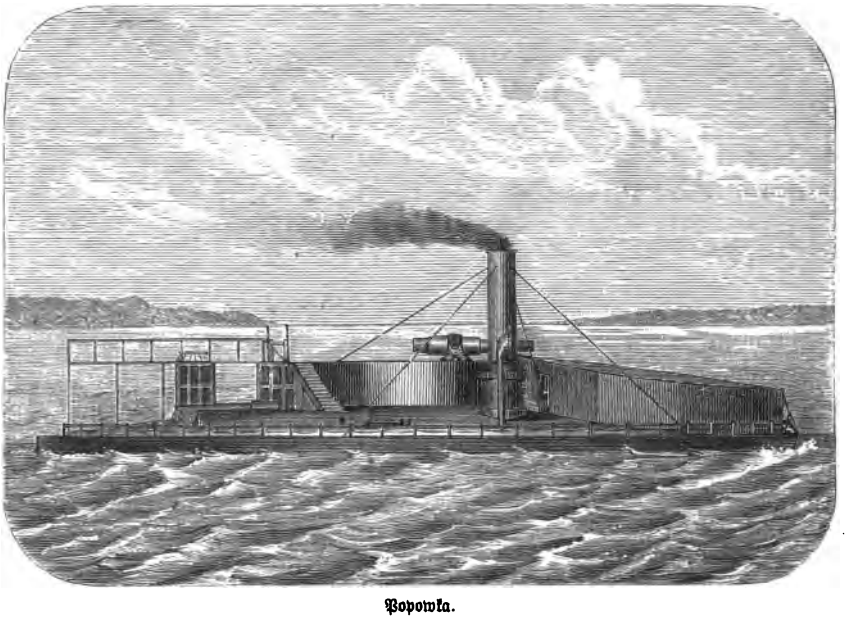


Das Turmschiff „Preußen“.

Wie der Schiffbau, so hat auch die Schiffsartillerie sehr große Veränderungen erfahren. Früher schoß man aus den glatten, verhältnismäßig leichten Kanonen, mit 4, 6, 12, 24, 48 und bis zu 66 Pfund Geschoßgewicht, Vollkugeln, Kartätschen, Ketten- und Stangenkugeln; später kamen die schon erwähnten „Bombenkanonen“ hinzu, welche eine Stärke erreichten, daß man mit ihnen Rundgeschosse von 400, ja 900 Pfund Schwere schleudern konnte. Neuerdings hat die Erfindung der gezogenen Geschütze auch hier neue Bahnen gebrochen. Das Großartigste auf diesem Gebiete liefert die Kruppsche Fabrik in Essen, welche Gußstahlringkanonen bis zu einem Kaliber von 30,5, ja 40 cm mit Hinterladung herstellt. Das Geschoß des 30 cm Geschützes wiegt 910 Pfund und bedarf dazu einer Pulverladung von 294 Pfund, also fast drei Zentner; es ist grobkörniges, zum Teil prismatisches Pulver. Die Geschosse der Schiffsgeschütze neuester Zeit sind eiserne oder stählerne Hartgußgranaten, auch Panzergranaten genannt, deren Sprengladung gar keine besondere Zündvorrichtung

nötig hat, da sich das Pulver beim Durchschlagen der Panzerwand von selbst entzündet. Während früher die größten Linienschiffe 100—120 Kanonen auf ihren Breitseiten führten, haben unsre größten jetzt selten mehr als 16, meist nur 6, 8 oder 12 schwere Geschütze, zu denen dann noch einige leichte, sogenannte „Jagdgeschütze“ treten.

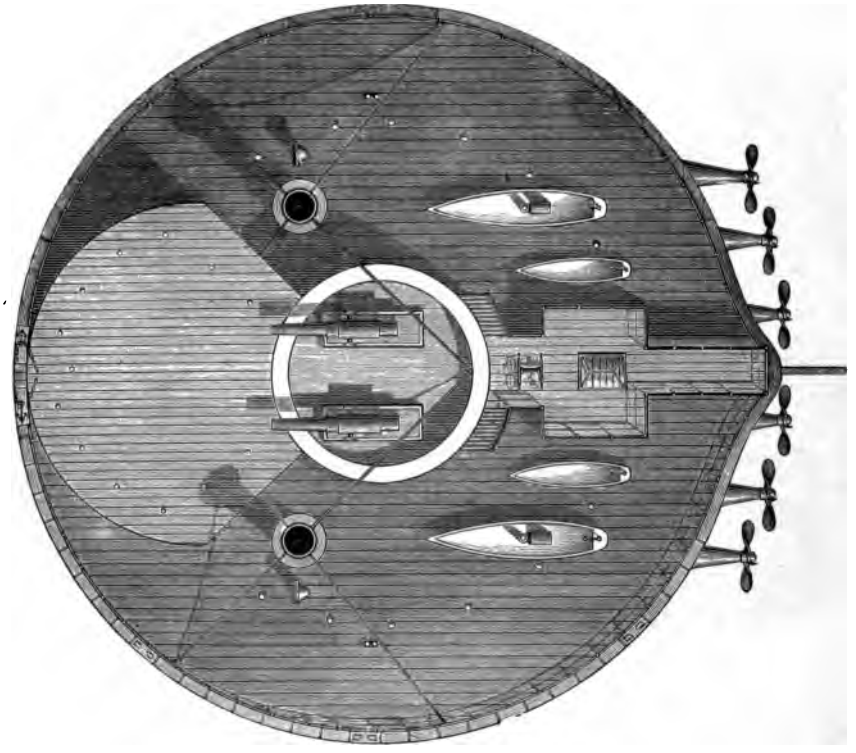
Wir müssen nun noch in Kürze das neueste, aber auch gefährlichste Kampfmittel im Seekriege schildern, die Torpedos und Seeminen.



Popowka.

Unter dem Namen Torpedo begriff man früher schon alle unter Wasser explodierenden Sprengkörper, deren Berührung eine Entladung zur Folge hatte, ähnlich der des in südlichen Gewässern vorkommenden Zitteraales, spanisch Torpedo genannt. Die ersten Seeminen wurden, wir wir aus unsern früheren Schilderungen wissen, 1585 bei der Belagerung von Antwerpen benutzt; es waren Schiffe, welche dem Strome zum Treiben überliefert worden waren und, mit Sprengstoffen gefüllt, durch ein Uhrwerk zur Explosion gebracht werden sollten. Eins dieser Schiffe explodierte, wobei an 2000 Spanier ums Leben kamen, das andre verfehlte sein Ziel. Im amerikanischen Unabhängigkeitskriege wurden zum erstenmal unterseeische Höllenmaschinen in Anwendung gebracht; man baute ein Taucherboot, welches Sprengmittel am Boden der englischen Schiffe befestigen und diese durch ein Uhrwerk zur Entzündung bringen sollten. Die Erfolge entsprachen jedoch den Erwartungen nicht, ebenso die späteren Versuche dieser Art in England und Frankreich. Ein Verwendung

von Seeminen im Kriege, und zwar in größtem Maßstabe fand im Krimkriege an den russischen Ostseeküsten statt; es waren birnenförmige Hohlkörper von Blech, gefüllt mit 50 Pfund Pulver, welches durch einen Zünder (eine mit Schwefelsäure gefüllte Glasröhre, bei deren Anstoß durch Zerbrechen sich die Säure auf ein Gemisch von chlorsaurem Kali und Zucker ergoß und dadurch eine Flamme erzeugte) zum Explodieren gebracht wurde.



Popowka von oben gesehen.

Man nannte diese Minen Kontakttorpedos. Von ihnen ist im amerikanischen Kriege der sechziger Jahre stark Gebrauch gemacht worden; 41 Schiffe der Nordstaaten wurden durch diese und elektrische Minen vernichtet; auch sogenannte Treibtorpedos, welche dem Fahrwasser überlassen wurden, kamen zur Anwendung. Von der Gewalt dieser Seeminen kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß ein gepanzerter Monitor im August 1864 durch eine solche Mine förmlich aus dem Wasser gehoben, zerbrochen und mit der ganzen Besatzung in den Fluten begraben wurde. Auch in dem zweiten dänischen Kriege 1864 wendeten die Dänen im Alsensunde dergleichen an, doch ohne Wirkung. Im Verlaufe des Krieges gegen Frankreich waren unsre Küsten im ausgedehntesten

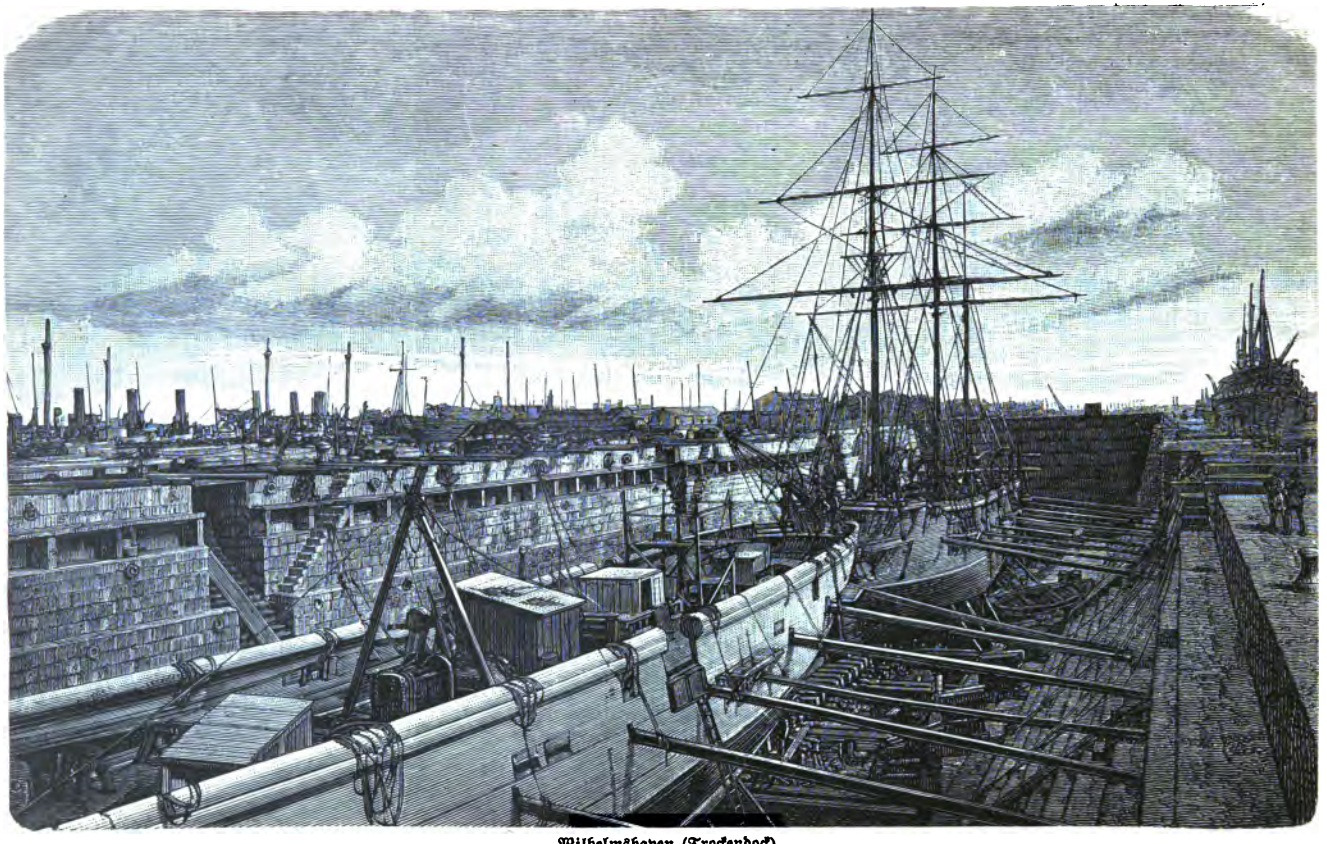
Maße mit solchen geschützt. Jetzt nun haben diese gefährlichen Waffen eine um so größere Gewalt, weil man statt des Pulvers Dynamit oder Schießbaumwolle anwendet. Gezündet werden die festen, verankerten Seeminen durch elektrische Leitung, die vom Lande aus dirigiert wird, und zwar mit Hilfe einer Camera obscura, welche das Spiegelbild eines ankommenden Fahrzeugs gibt, wenn es sich mit einer eingetragenen Minenmarke deckt.

Der Whiteheadsche Fischtorpedo.

Außerdem hat man in der neuesten Zeit noch sogenannte Offensivtorpedos konstruiert, welche an der Spitze langer Stangen angebracht sind und von kleinen Dampfern, sogenannten Torpedobooten, unter den Boden feindlicher Schiffe geschoben werden sollen. Doch ist dies Manöver nicht ungefährlich für diese Boote selbst. Sinnreicher noch ist der mit selbständiger Bewegung versehene Fischtorpedo, der in Form einer Zigarre oder eines Fisches aus Stahl durch zwei der Schiffsschraube ähnliche Schrauben in Rotation versetzt wird und sich vorwärts bewegt, nachdem er aus einem Lancierrohr abgelassen worden ist, welches sich über oder unter der Bordwand befindet. Die Explosion dieser Torpedos erfolgt,

sobald sie einen festen Gegenstand treffen. Ihre genaue Einrichtung wird von den verschiedenen Staaten noch geheim gehalten. Die mit der Bedienung dieser Torpedos betrauten Torpedoboote sind kleine, bei Nacht und Nebel wie im Pulverdampf schwer sichtbare, äußerst schnelle Boote, welche allen Schlachtschiffen als gefährlichste Angriffswaffe beigegeben worden sind. Welche Resultate man mit derselben im Kampfe auf hoher See erreichen wird, bleibt abzuwarten; jedenfalls werden in Zukunft die Torpedoflottillen bei der Verteidigung der Küsten eine sehr bedeutende Rolle spielen.

Die deutsche Kriegsflotte, noch vor einigen Jahrzehnten als kaum vorhanden anzusehen, hat sich in überraschend kurzer Zeit zu einer Kriegsflotte zweiten Ranges emporgeschwungen. Sie führt den Namen deutsche Marine erst seit der Wiedererrichtung des Deutschen Reiches und ist aus der norddeutschen Bundesmarine, diese wieder aus der preußischen Marine emporgewachsen, aus bescheidenen, sehr bescheidenen Anfängen. Dem sogenannten Flottengründungsplan vom Jahre 1873 entsprechend weist unsre Marine jetzt im Jahre 1887 folgenden Bestand nach: 1) 13 Panzerschiffe, deren größtes der „König Wilhelm“ mit 29 Geschützen, die übrigen zu 16, 15, 8 und 6 Geschützen. Man nennt die fünf größeren derselben auch Hochseeschlachtschiffe, weil sie, bei einer starken Artillerie, im stande sind, den Kampf auf hoher See mit einer feindlichen Flotte aufzunehmen; die übrigen acht „Schlachtschiffe“ zur offensiven Küstenverteidigung. Sie haben keine Takelage, nur wenige, aber großkaliberige Geschütze und Lancierrohre zum Abschießen von „Offensivtorpedos“. 2) 14 Panzerkanonenboote, welche in seichtem Fahrwasser bei geringem Tiefgang sich bewegen können, sehr manövrierfähig sind und nur ein schweres Geschütz führen, dazu einen Sporn zum „Rammen“; der noch aus älterer Zeit stammende „Arminius“ führt vier Geschütze. Diese 27 Panzerschiffe und Fahrzeuge haben zusammen 164 Geschütze, 7450 Mann Besatzung. Dazu tritt dann noch eine Torpedoflotte, welche zum Teil noch im Bau begriffen ist. Vorwiegend dem Schutze des Handels in überseeischen Ländern dient ferner unsre Kreuzerflotte, dies sind ungepanzerte Dampfer verschiedener Größe, nämlich neun Kreuzerfregatten mit je 12—19 Geschützen, acht Kreuzerkorvetten mit je 8—14 Geschützen, fünf Kreuzer mit je vier oder fünf, fünf Kanonenboote mit je vier, fünf Avisos mit je 2—5 Geschützen. Die Kanonenboote sollen im Verein mit den Avisos den Aufklärungs- und Sicherheitsdienst im Verbande mit größeren Kriegsschiffen versehen sowie schnell Nachrichten und Befehle überbringen können; sie sind die leichten Truppen im Seekriege. Die Kreuzerflotte zählt demnach 32 Schiffe mit 288 Geschützen und 8000 Mann Besatzung. In Summa besitzt unsre Marine demnach 59 zu kriegerischer Verwendung jeder Zeit bereit zu stellende Schiffe, zu deren Bemannung etwa 10000 Mann erforderlich sein werden. Zwei Kriegshäfen, Wilhelmshaven für die Nordsee, Kiel für die Ostsee, sind die Marinestationen der deutschen Flotte, von welcher stets ein großer Teil, nämlich der Kreuzerflotte, auf auswärtigen Marinestationen in andern Erdteilen, oder als Schulschiffe zur Ausbildung von Kadetten und Mannschaften „in Dienst gestellt“ und unterwegs ist. — Von höchstem Werte für die Zukunft unsrer jungen Kriegsflotte wird der im Bau begriffene Nord-Ostseekanal werden.

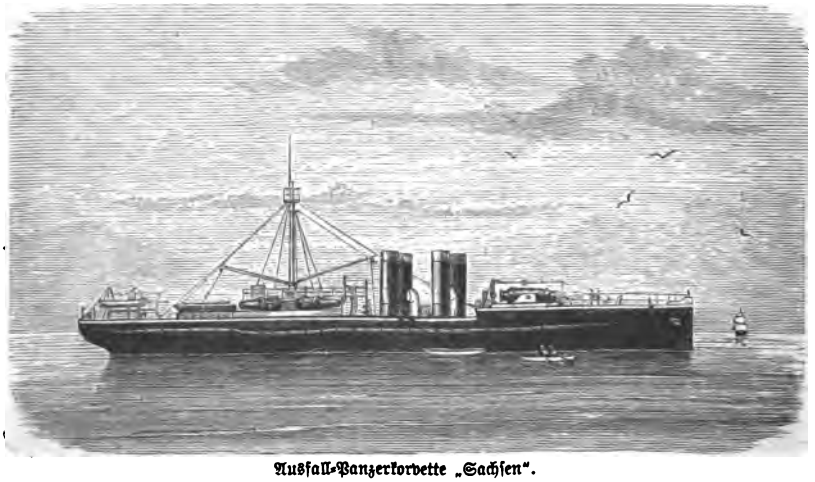


Wilhelmshaven (Trockendock).

Er wird beide Meere, also auch die Flottenstationen Kiel und Wilhelmshaven, in kürzeste, vom Auslande unabhängige Verbindung setzen. Darin beruht seine strategische Bedeutung. — (Des Vergleiches halber sei erwähnt, daß die englische Flotte 560 Schiffe, davon 73 Panzerschiffe, die französische 366 Schiffe, davon 68 Panzerschiffe, zählt.) Alljährlich im Sommer ist ein Übungsgeschwader von mehreren Panzerschiffen nebst einem Aviso im Dienste zur Erprobung der Schiffe und zur Ausbildung des Personals.

Unsre Marine hat eine denkwürdige Vorgeschichte, deren in Kürze bei den maritimen Bestrebungen des Großen Kurfürsten schon gedacht wurde; die jetzige Flotte datiert in ihren Anfängen aus dem Jahre 1849, ihre Feuertaufe erhielt sie bereits im Jahre 1864. Was sie in diesem und im Kriegsjahre 1870—71 geleistet hat, wird im dritten Teile dieses Werkes an geeigneter Stelle beizubringen sein. Ein preußischer Prinz war es, dem im Jahre 1849 der Oberbefehl über die ersten preußischen Kriegsfahrzeuge übergeben wurde, es ist der unvergeßliche Prinz Adalbert von Preußen. Unsre junge, aufstrebende Marine wird es zu würdigen wissen, daß bei dem ersten kriegerischen Auftreten eines ihrer Schiffe ein Hohenzoller, der ritterliche Prinz an ihrer Spitze, sein Blut vergossen hat; es war im Jahre 1856 bei einer unweit Kap Tresforcas an der marokkanischen Küste zur Züchtigung räuberischer Riffpiraten unternommenen Landung.

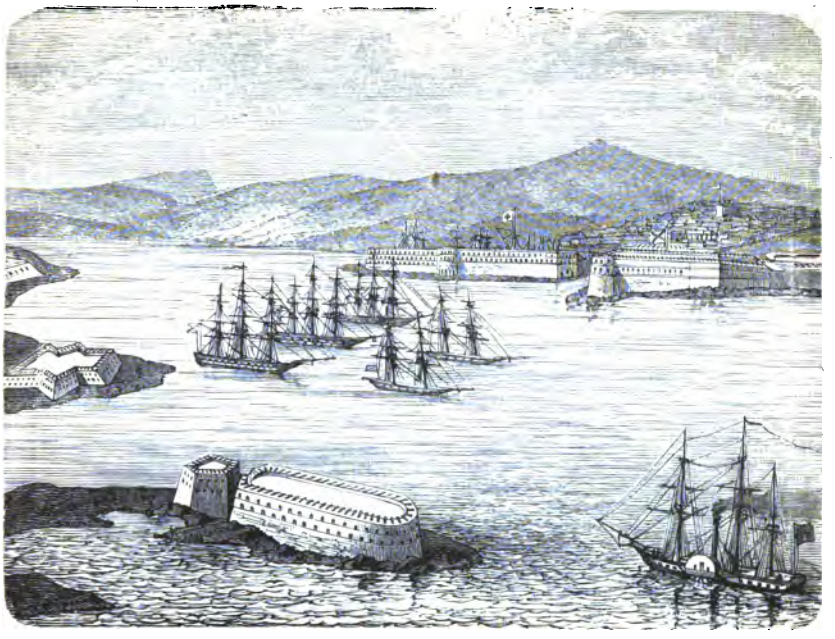
Wir müssen nun den Faden der Erzählung der kriegerischen Ereignisse wieder aufnehmen und verweisen diejenigen unsrer Leser, welche sich des Näheren über maritime Verhältnisse unterrichten wollen, auf das im gleichen Verlage 1881 in fünfter Auflage erschienene Werk „Deutsches Flottenbuch“, bearbeitet von Kapitänleutnant von Holleben; außerdem sind noch die Schilderungen zweier unsrer älteren Seeoffiziere, „Das Buch von der deutschen Flotte“ des Admirals Werner und das neue treffliche Werk „Zur See“ des Admirals von Henk hervorzuheben. Zudem bietet das Seewesen für jeden Gebildeten so viel des Belehrenden und Interessanten, daß die Beschäftigung mit demselben nicht nur einen Genuß eigner Art, sondern auch wirkliche Befriedigung gewährt.



Ausfall-Panzerkorvette „Sachsen“.

## Die Russische Armee.

Offizier der Garde-Husaren. Offizier der Grodno-Husaren. Kaiser Alexander. Muselmann von der kaiserlichen Eskorte. Ural-Kosak. Infanterist.



Befestigung von Sebastopol.

## 4. Der orientalische oder Krimkrieg 1853—56.

Die Absichten Rußlands, sich zum Herrn des Schwarzen Meeres und der Dardanellen zu machen, demnach sich den Weg zum Weltmeere im Süden des Reiches zu erkämpfen und die türkische Herrschaft auf Asien zu beschränken, sind seit dem kühnen Eroberungszuge Katharinas II. bei jeder günstig scheinenden Gelegenheit in den Vordergrund getreten. Eine solche glaubte Kaiser Nikolaus, der „Selbstherrscher aller Reußen", erkannt zu haben, als nach den Stürmen des Revolutionsjahres weder von Österreich, noch Preußen eine Störung seiner Pläne zu erwarten stand, Frankreich mit seinen eignen Angelegenheiten beschäftigt schien seit Wiedererrichtung des Kaisertums, und England, so glaubte er, durch das Anerbieten von Ägypten und Kandia gewonnen werden könne. Allein die Engländer ließen sich durch die lockende Aussicht nicht blenden, da eine Machtvergrößerung, wie sie Rußland anstrebte, das europäische Gleichgewicht bedenklich gestört und namentlich den englischen Handel in der Levante empfindlich getroffen hätte.

Nunmehr beschloß Rußland, allein seinen Kampf mit der Türkei auszufechten. Als Vorwand einen Streit wegen des heiligen Grabes zwischen den

griechischen und katholischen Christen benutzend, forderte er, daß die Pforte das Vorrecht der ersteren in einem förmlichen Vertrage ausspreche. Von Frankreich und England unterstützt, wies der Sultan Abdul-Medschid dieses Verlangen zurück. Nunmehr sandte Rußland den Fürsten Menschikow mit außerordentlicher Vollmacht an denselben. In der Konferenz mit den türkischen Ministern erschien (dies ist historisch) Menschikow, statt im Hofkleide, im Paletot und nicht eben blanken Stiefeln, dadurch dem Muselmanen zwar seine Verachtung bezeigend, aber sicherlich keine außergewöhnliche diplomatische Befähigung. Fuad Effendi rächte den der Pforte angethanen Schimpf durch die Worte: „Der russische Koloß meint, wenn er Schmutz an den Stiefeln zeige, werde Europa nicht bemerken, daß sie thönerne sind." Menschikow reiste drohend ab und übernahm später das Kommando der bei Sebastopol liegenden Flotte, woselbst auch eine russische Landarmee von 30000 Mann aufgestellt war. Die Westmächte rüsteten ihre Flotten, die französische unter Admiral Hamelin segelte nach Salamis, die englische unter Admiral Dundas lief erst später von Malta aus. In der Besikabai an den Dardanellen vereinigten sich beide. Am 2. April 1853 schritten unter Fürst Gortschakow zwei Armeekorps über den Pruth, den Grenzfluß Rußlands, und besetzten die Donaufürstentümer Moldau und Walachei, wo sie unerschwingliche Steuern erhoben, sich aller Vorräte bemächtigten und die einheimische Miliz nötigten, in ihre Regimenter einzutreten. Nach langen Hin- und Herberatungen erklärte die Türkei am 4. Oktober den Krieg an Rußland.

Um das russische Volk für den Krieg zu begeistern, suchte der Zar demselben einen religiösen Charakter zu geben. Vor dem Übergang über den Pruth veranstaltete er in Petersburg eine große Parade und feierlichen Gottesdienst, wobei er als Patriarch der russischen Kirche, das griechische Kreuz in der Hand, in die Isaakskirche zog, um den Beistand des Himmels für den heiligen Kampf zu erflehen. Am 1. November 1853 erschien das Kriegsmanifest des Zaren, in welchem er erklärte, daß dies nur zur Verteidigung des heiligen orthodoxen Glaubens geschehe. Das türkische Reich litt zwar nach der allgemeinen Annahme an tiefen, inneren Schäden, Heer und Finanzen waren im Verfall; allein als die Kriegserklärung erfolgte, zeigten die Unterthanen des Sultans eine große Bereitwilligkeit, für seine gerechte Sache einzutreten. Viele Freiwillige meldeten sich zum Heeresdienste, selbst aus Ägypten und dem fernen Tunis, und in kurzem stand eine ansehnliche Streitmacht unter dem energischen Omer Pascha an der Donaugrenze zum Kampfe bereit.

Bevor wir zur Schilderung der Kriegsereignisse schreiten, müssen wir auf den Zustand der einander bekämpfenden Heere einen Blick werfen.

Das Heerwesen der Türkei hatte seit dem russisch-türkischen Kriege des Jahres 1828 eine Umwandlung nach europäischem Muster erfahren. Das bisherige Zwangssystem der Aushebung wurde im Jahre 1843 in die Rekrutierung durch das Los umgewandelt. Das Heer umfaßte die aktive Armee (Nizam) und die Reserve (Redif). Die Nizamtruppen bestanden aus sechs Armeekorps (Ordu) unter dem Befehle eines Feldmarschalls (Muschir). Jeder Ordu zerfällt in zwei Divisionen unter Divisionsgeneralen (Ferik); jede Division ist drei Brigaden stark, deren Kommandanten Livas heißen. Der Effektivstand

eines Ordu ist sechs Infanterieregimenter, vier Kavallerie- und ein Artillerieregiment, im ganzen 21000 Mann, davon 3000 Reiter und 60 Geschütze. Zur aktiven Armee zählten ferner die Festungsartillerie, die Geniebrigade und die 16000 Mann starken Besatzungen von Kandia, Tripolis und Tunis.

Türkische Truppen im Jahre 1852.
Irreguläre Reiterei. Baschi-Bozuks. Linieninfanterie.
Im Hintergrund Reiterei.

Nach fünfjähriger Dienstzeit im Nizam treten die Soldaten zur Reserve mit siebenjähriger Dienstverpflichtung über. Die Redifftruppen sind wie die Nizams organisiert und ebenso stark an Zahl. Außerdem gebot die Türkei noch über 100000 Mann Serben, Bosnier, Albanesen, Ägypter, Tunesen als Hilfskontingente und 50000 Mann irreguläre Soldaten, Baschi-Bozuks, so daß auf dem Papier die osmanische Streitmacht 447000 Mann und 820 Geschütze betrug.

Die Armee hatte, mit Ausnahme des Fes, der roten Mütze, einen ganz europäischen Anstrich, die Nizams dunkelblaue Waffenröcke, die Redifs Jacken

oder Spenser. Reinlichkeit und Sorgfalt im Anzuge sind in dem türkischen Heere nicht zu Hause. Am abenteuerlichsten stolzieren die Baschi-Bozuks (verlorene Köpfe) einher, in ihren phantastischen Kostümen, mit langen Gewehren und Säbeln. Es sind meist Abenteurer und Räuber, die als irreguläre Truppen den Krieg auf eigne Faust führen und sich keiner Organisation fügen. Der türkischen Armee fehlte es vor allem an guten Unteroffizieren und Offizieren. Die Artillerie war besser daran; sie ist seit Soliman die Lieblingswaffe und der Stolz der Türken. Auch ein freilich kleines Jägerkorps (3000 Mann) war vorzüglich geschult. Die Subordination ist streng, die Art der Strafen und die Behandlung der Offiziere und Mannschaft erscheint uns unwürdig. Der Sold ist gering, aber ein Türke lebt wochenlang von Zwieback, ohne sich zu beklagen, wenn er nur seinen Tschibuk und Kaffee hat. Die Bewaffnung der Infanterie bestand aus glatten Perkussionsgewehren; die Reserven (Redif) führten zu Anfang des Krieges noch Steinschloßflinten. Der Geist der türkischen Armee ist gleichwohl ein guter, wenn es sich um einen Krieg gegen die verhaßten Christen handelt; der religiöse Eifer ergreift dann die ganze muselmanische Bevölkerung. Wird gar die „Fahne des Propheten" entrollt (ein Zeichen, daß der Glaube bedroht sei), dann kann der Sultan auf unbedingte Hingebung rechnen. — Der Oberbefehlshaber des Heeres, Omer Pascha, von Geburt ein Kroate und österreichischer Kadett gewesen, hatte seine Laufbahn als Schreiblehrer des Sultans begonnen, auch den Islam angenommen, und war als erklärter Günstling, obschon jeder gediegenen Kenntnisse entbehrend, zu seinem verantwortlichen Posten emporgestiegen. Dies darf in der Türkei, wo mehr noch als anderswo Gunst und Laune bei Besetzung der Ämter entscheiden, nicht wundern; ein Feldherr war er nicht, wie wir im Verlaufe des Krieges sehen werden.

Über das russische Heer haben wir schon wiederholt berichtet (vergl. III. Abteilung, erstes Kapitel). Zur Erklärung des nebenstehenden Bildes der russischen Truppen diene nur die Bemerkung, daß die Grundfarbe der Uniform ein dunkles Grün ist; die Kürassiere tragen weiße, mehrere Husaren- und Garderegimenter himmelblaue Uniformen. Die Kopfbedeckung der Infanterie bildete ein von dem preußischen Muster etwas abweichender Helm. Gänzlich abweichend in ihrer äußeren Erscheinung sind die schon oft besprochenen Kosaken, von denen wir einiges berichten wollen, da sie in diesem wie in allen Kriegen der Russen eine bedeutende Rolle gespielt haben.

Die **Kosaken,** jenes Mischlingsvolk von tatarischem, türkischem und polnischem Blute, sind seit Jahrhunderten in verschiedenen Teilen Rußlands seßhaft. Sie entstanden aus Reiterbanden, welche sich nach dem Einfall der Mongolen im 13. Jahrhundert am Don und Dnjepr festsetzten und ein eignes Staatswesen gründeten; sie wählten sich zu diesem Behufe alle drei Jahre einen Hetman zum Oberhaupte und stellten diesem einen Rat der Ältesten, die Starschinen, zur Seite. Die großrussischen Kosaken vom Don sind nördlich vom Asowschen Meere und dem Berglande angesiedelt. Von diesen Donschen Kosaken sind die Niederlassungen an der Wolga, am Asowschen Meere, die längs des Ural und Kuban sowie in Sibirien ꝛc. ausgegangen, und die Posten derselben hat man immer weiter nach Zentralasien vorgeschoben. Von den Donschen Kosaken ist

auch die Eroberung Sibiriens ausgegangen, und seit sich Rußland diese rührigen Steppenvölker unterthänig gemacht hat, haben sie stetig zur Ausbreitung der russischen Herrschaft weiterhin nach Asien beigetragen. Überaus interessant ist die Geschichte der Besitzergreifung von Sibirien durch den Kosakenhäuptling Jermak.

Russische Truppen verschiedener Waffengattungen im Jahre 1853.
Gardist v. Grenadier-Reg. Kaiser Paul. Lesgier. Donischer Kosak. Tscherkesse. Husar. Kürassier. Im Hintergrunde Reiterei. Jäger. Kosak vom Ural.

Mit nur 840 Mann überschritt dieser kühne Führer im Jahre 1578 den Ural; sein Zug glich an Abenteuerlichkeit und Großartigkeit des Erfolges dem der Spanier unter Cortez zur Eroberung Mexikos. — Eine zweite, kaum minder waghalsige Unternehmung bildet die Eroberung von Asow, welches etliche Kosakenschwärme durch einen Handstreich gewannen. Doch sind die Kosakenstämme sämtlich sehr zur Unbotmäßigkeit geneigt, und Rußland hat es Mühe genug gekostet, den Aufstand der wilden kleinrussischen oder Dnjeprkosaken unter ihrem Hetman Mazeppa zu unterdrücken. Noch eine Weile vergönnte man den Steppenreitern eine gewisse Unabhängigkeit; später gab man ihnen eine

militärische Verfassung und ordnete sie in Pulke oder Reiterregimenter ein. Seit man die Kosaken zu festen Ansiedelungen genötigt, hat ihr ehemals wilder, überaus kriegerischer Sinn sich gemildert, aber auch ihre Thatenlust ist nicht mehr die frühere. Doch leisten sie noch immer als Grenzwächter am Ural, Kuban, in Sibirien, längs der chinesischen Grenze, in der Krim, am Asowschen Meere, wie neuerdings am Aralsee, sowohl in dem stehenden Heere Rußlands wie auch als Milizen schätzenswerte Dienste. Der Staat gibt ihnen Land als Lehen, wogegen jeder Kosak dienstpflichtig ist. Wo die Kosaken sich seßhaft gemacht, während Rußland seine Grenzen über ihre Niederlassungen hinausschob, da werden sie Zollwächter, Gendarmen oder nach Befinden auch gute Ackerbürger. In letzterer Zeit sind sie immer mehr in reguläre Regimenter umgeformt, diszipliniert und gleich diesen einexerziert worden. Bei Ausbruch des Krieges mögen die Kosakenheere 82000 Reiter und Infanterie mit 120 Geschützen gezählt haben. Ähnlich den Kosaken sind die nicht russischen Milizen organisiert, welche gleichfalls zum Kriegsdienst herbeigezogen werden können und auch hauptsächlich zur Ausbreitung der russischen Grenzen dienen, wie die Tataren der Krim, die Bewohner des Kaukasus, die Baschkiren, die Tunguſen.

Die Kosakenpferde suchen an Ausdauer ihresgleichen: Tagemärsche von 20 Stunden legen sie mühelos zurück. Der Kosak reitet mit gebogenem Knie, kurzen Steigbügeln, hohem Sattel und losem Zügel, er pflegt sein Pferd mit Liebe; dieses ist abgehärtet und sehr gelehrig. Ihre Hauptwaffe ist die zwölf Fuß lange Pike ohne Fähnchen, dazu ein über den Rücken gehängtes Gewehr und ein Tscherkessensäbel. Unübertrefflich waren ihre Leistungen im Sicherheits- und Kundschaftsdienste und zur Verfolgung. Die größten Dienste haben sie unter Hetman Platow und gegen Napoleon I. geleistet. Sie sind noch heute zu Fuß und zu Pferde gleich brauchbar. Geschlossen als Kavallerie traten sie nur selten auf und attackierten dann in eingliederiger Front, doch vermochten sie den Anprall regulärer Reiter nie auszuhalten. Ihren Vorpostendienst betrieben sie nach tatarischer Weise: Trupps von vier Mann (Kosakenposten) hart am Feinde, dahinter größere von zwölf. Pferde und Waffen waren ihr Eigentum, auf Gleichmäßigkeit der Uniform wurde nicht gesehen; Furage und Verpflegung mußten sie nehmen, wo sie sie fanden; kein Wunder, daß ihre Mannszucht bei Freund und Feind nicht eben im besten Rufe stand. Neuerdings sind die Kosaken hinsichtlich Verpflegung, Löhnung ꝛc. den übrigen Truppen gleichgestellt und kann man sie jetzt als eine Dragonertruppe bezeichnen, welche den Dienst zu Fuß und zu Pferde gleich gut zu versehen vermag. Hinderlich ist dabei die Pike, welche durch ein Bajonettgewehr ersetzt werden soll. Die Regimenter (Pulks) wurden eingeteilt in Sotnien (100 Reiter) und halbe Sotnien. 1875 zählte man 896 Sotnien zu Pferde, 131 zu Fuß, dazu 232 Geschütze. Im Falle einer Bedrohung des Vaterlandes sind alle Kosaken verpflichtet, sich zu erheben, und rechnet man, daß dieselben an 350000 Mann genügend für den Kriegsdienst vorbereitete Männer werden stellen können. — Welche Heeresmassen dem Zaren bei Ausbruch des Krieges zur Verfügung standen, wurde schon erwähnt (III. Abth. 1. Kap.), allein an einem notwendigen Dinge fehlte es, wie wir ebenfalls erwähnten, an genügenden Verbindungen, namentlich

Eisenbahnen, ein Übelstand, welcher den unglücklichen Ausgang des Krieges wesentlich mit verschuldet hat, denn es wurde unmöglich, am Punkte der Entscheidung rechtzeitig genügende Streitkräfte aus dem weiten Gebiete des Reiches zusammenzuziehen.

Betreten wir jetzt nach dieser Abschweifung den Schauplatz des orientalischen Krieges.

Dem Fürsten Gortschakow fiel beim Beginn des Krieges die Aufgabe zu, das linke Donauufer mit einer geringen Truppenzahl auf der weiten Strecke von Turn-Severin bis zu den Mündungen des Flusses zu decken. Die Hauptmacht des Russenheeres stand bei Bukarest; verschiedene Detachements waren gegen die Donau vorgeschoben. In Braila und Galaz sowie in dem südlichen Teile von Bessarabien befanden sich gleichfalls russische Korps. Die türkische Armee unter Omer Pascha zählte etwa 130 000 Mann und war, wie die Russen, längs der Donau verzettelt; 30 000 Mann lagerten bei Schumla, am Balkan. Omer Pascha begann den Krieg in sehr unentschlossener Weise. Ein kräftiger Angriff auf den linken russischen Flügel, hinter welchem die Rückzugslinie Gortschakows lag, würde die feindliche Streitmacht von Rußland abgeschnitten und vielleicht auf österreichisches Gebiet versprengt haben. Statt dessen ging Omer Pascha bei Kalafat über die Donau, um sich gegen den rechten Flügel der Russen zu wenden, und brauchte 14 Tage, um diese Aufstellung zu bewerkstelligen. Es kam aber, da Gortschakow die geeigneten Gegenmaßregeln traf, zu keiner entscheidenden That. Im Gefecht bei Oltenitza am 4. November 1853 trugen die Türken zwar einige Vorteile über die Russen davon, allein eine Entscheidungsschlacht, zu der es Omer Pascha aufstutzen wollte, war es nicht; dieser zog im November, durch das schlechte Wetter veranlaßt, seine Trnppen wieder über den Strom zurück, um Winterquartiere zu beziehen.

Dragoner vom Kaukasus.

Im Schwarzen Meere errangen die Russen einen Vorteil. Hier kreuzte eine türkische Flottille, um Waffentransporte zu decken, welche die Pforte den Bergvölkern des Kaukasus zuführen ließ. Sie rechnete dabei auf Schamyl, der aber, wie wir früher gesehen haben, unthätig verblieb. Diese Flottille, aus elf kleineren Kriegsschiffen bestehend, legte sich später im Hafen von Sinope vor Anker und wurde daselbst von dem russischen Vizeadmiral Nachimow, der über sechs Linienschiffe, zwei Fregatten und drei Dampfer gebot, bei dichtem Nebel überfallen und vernichtet (30. November 1853); nur ein kleiner Dampfer

entkam, um die Niederlage in Konstantinopel zu melden. In dem ungleichen Kampfe gerieten drei türkische Fregatten in Brand; als das Feuer die Pulverkammern erreichte, flogen sie in die Luft. Die Fregatte „Nizami" sprengte ihr Kommandant selbst in die Luft! Die übrigen Schiffe wurden in den Grund gebohrt. Von der 5050 Mann starken Besatzung blieben 4155 tot, 150 wurden gefangen, 300 schwer verwundet, ein beispielloser Verlust.

Bald nachher, Anfangs 1854, liefen die vereinigten Flotten Englands und Frankreichs in das Schwarze Meer ein. Man muß im Auge behalten, daß die Westmächte Rußland den Krieg noch immer nicht erklärt hatten, sondern daß in Wien eine Konferenz tagte, um den Frieden zu erhalten. Als aber Kaiser Nikolaus gewahrte, daß man ihn nötigenfalls mit Gewalt an der Ausführung seiner Pläne hindern werde, als die englisch-französische Flotte in das Schwarze Meer, das er schon als russischen See betrachtete, eindrangen, rief er seine Gesandten von Paris und London ab.

Gortschakow hatte schon Ende 1853 den Befehl erhalten, Omer Pascha anzugreifen, in Serbien festen Fuß zu fassen, den Fürsten Alexander zu vertreiben und Miloš auf den Thron zu setzen. Gortschakow, der, wie wir wissen, seine Streitmächte an der Donau zersplitterte, konnte den Auftrag seines Gebieters nicht rasch genug ausführen, und Omer Pascha ließ nun von Kalafat aus den rechten russischen Flügel mit Übermacht angreifen. Bei dem Dorfe Tschetate kam es am 6. Januar 1854 zum Gefecht, wobei die Türken 3580 Mann, die Russen 2032 Mann verloren, und jede Partei sich den Sieg zuschrieb. Gewiß ist, daß die Türken das Dorf erobert hatten, aber sie erfuhren, daß andre russische Korps unter General Bellgard und Anrep bereits im Anmarsche waren, und gaben es deshalb wieder auf. Und nun verfiel Omer Pascha wieder in Unthätigkeit.

Der bisherige Gang des Krieges hatte den großsprecherischen Verkündigungen der Russen nicht entsprochen. Die russischen Heere waren nicht nur vor Kalafat zurückgewichen, sondern auch bei Cetate überfallen und geschlagen worden. Da Rußlands bisherige Machtstellung hauptsächlich auf dem Glauben der Welt an seine unerschöpflichen Hilfsmittel beruhte, so mußte zur Erhaltung des bisherigen Ansehens und zur Rettung der Waffenehre der Krieg mit mehr Nachdruck geführt werden. Deshalb wurden Rüstungen und Aushebungen in großer Ausdehnung durch das ganze Reich veranstaltet und der greise Fürst Paskewitsch, der berühmteste Feldherr seiner Zeit, zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt. Zugleich wurde der Kriegsschauplatz weiter nach Osten verlegt, zum Teil, um den Österreichern jede Besorgnis zu nehmen, zum Teil in der Hoffnung, die slawischen Christen, Serben, Bulgaren, Montenegriner würden im Rücken des türkischen Heeres eher geneigt sein, sich mit den Waffen zu erheben; allein sie verhielten sich ruhig, zum Teil deshalb, weil die russischen Waffen keine Erfolge aufzuweisen hatten; nur in Griechenland waren die Aufwiegelungen russischer Sendboten wirksam genug, einen unbedeutenden Aufstand zu erregen; allein der König widerstand dem Drängen der Russenfreunde aus Furcht vor den Westmächten, die mehrere Schiffe in den Piräeus einlaufen ließen, und so wurden die zuchtlosen griechischen Freischaren mit leichter Mühe zersprengt.

Am 20. März erfolgte die Kriegserklärung Englands an Rußland; Frankreich hatte dieselbe schon für den Fall der Nichtannahme seiner Bedingungen ausgesprochen. Österreich, auf welches der Zar unbedingt gerechnet hatte, vergaß die 1849 in Ungarn geleistete russische Hilfe und stellte vorerst an der serbischen Grenze eine Beobachtungsarmee von 50000 Mann unter Erzherzog Albrecht auf. Im März überschritten die Russen endlich die Donau, und die Türken, überrascht, wichen überall so eilig zurück, daß selbst die Kosaken ihre Nachhut nicht mehr einholen konnten. So rückten die Russen bis an den Trajanswall vor, durch welchen die Römer einst ihre Provinz Mösien gegen feindliche Einfälle gesichert hatten.

Türkischer Wachtposten bei Silistria.

Es war für die Russen von großer Wichtigkeit, ehe die Franzosen und Engländer sich am Kriege beteiligen konnten, den Übergang über das Balkangebirge zu bewerkstelligen und die Straße nach Adrianopel und von da nach Konstantinopel sich zu sichern. Zu diesem Zwecke mußte vorher die Festung Silistria genommen werden. Trotz der von dem russischen Ingenieurgeneral Schilder gut geleiteten Belagerung, trotz der schlechten Beschaffenheit der Festungswälle schlugen sich die Türken mit solcher heldenmütigen Ausdauer, wiesen so energisch alle Stürme zurück, daß Silistria nicht eingenommen werden konnte, vielmehr hoben die Russen nach vergeblicher vierwöchentlicher Belagerung dieselbe auf und zogen sich hinter den Pruth zurück. Von seiten der Russen behauptete man allerdings, daß die Haltung Österreichs, das sich den Schein gab, aus seiner bewaffneten Neutralität herauszutreten, die Einnahme von Silistria unmöglich gemacht habe.

Nun regten sich auch die Westmächte. Schon im April segelte ein englisches Heer von 20000 Mann unter Lord Raglan, dem alten Freunde und Waffengefährten Wellingtons, der bei Waterloo einen Arm verloren hatte, und ein doppelt so starkes französisches Heer unter dem genialen Marschall St. Arnaud, welcher soeben noch durch rasche Entschlossenheit zum Gelingen des Staatsstreichs in Paris wesentlich beigetragen hatte, nach dem Orient.

Es war eine Zeitlang auf beiden Seiten ein Stillstand in den Operationen eingetreten. Omer Pascha sah sehnsüchtig dem Auftreten der Verbündeten entgegen, die in Gallipoli zwar ihre Landung bewerkstelligten, aber erst die noch am Meere befindlichen Truppentransporte ꝛc. abwarten wollten, ehe sie vormarschieren konnten. Die türkischen Reserven waren noch in der Bildung begriffen. Kurz, Omer Pascha befand sich in übler Lage. Aber zum Glück für die Türken ließ sich jetzt Österreich herbei, einen neuen Druck auf Rußland auszuüben, und Kaiser Nikolaus sah sich genötigt, um nicht noch eine Großmacht zum offenen Feinde zu haben, die Walachei zu räumen; ein österreichisches Korps marschierte in die Moldau ein und besetzte einen Teil derselben. Der erste Besuch der alliierten Flotte im Schwarzen Meere galt der wichtigen Handelsstadt Odessa, welche, wiewohl am 22. April 1854 von 350 Kanonen bombardiert, dennoch nicht genommen werden konnte. Vier Tage nachher zog die Flotte der Alliierten wieder ab. Die verbündete Armee der Franzosen und Engländer dagegen war, nachdem sie ihre Organisation in Gallipoli vollendet, zur Unterstützung des türkischen Heeres endlich bis nach Varna vorgerückt. Der Mangel an Transportmitteln für das Kriegsmaterial, die Schwierigkeit der Verpflegung und der Ausbruch der Cholera hinderten jedoch an bedeutsameren Unternehmungen. Eine planlose und verfehlte Expedition nach der Dobrudscha, dem sumpfigen Küstenlande, welche 6000 Menschen das Leben kostete, mußte wieder aufgegeben werden.

Werfen wir zuvörderst einen Blick auf den Zustand der beiden Armeen, welche jetzt auf dem Kampfplatze erscheinen.

Die französische Armee hatte im großen und ganzen äußerlich sich seit der Thronbesteigung Napoleons III. nicht verändert, aber, wie dieser es verstanden hatte, die Armee seinen Zwecken dienstbar zu machen, um mit ihrer Hilfe den Thron zu besteigen, so hatte er auch in ihr einen Geist entwickelt, der lebhaft an die alten napoleonischen Scharen erinnert; mit Vorliebe wurden die Traditionen der Vergangenheit gepflegt, auch eine Kaisergarde errichtet, zunächst in der Stärke einer Division; auch die Uniformen dieser Elitetruppe, welche keine Rekruten einzog, sondern sich nur aus vorzüglichen Leuten der Linie rekrutierte, erinnerten an die vergangene napoleonische Herrlichkeit. Die gesamte Armee begann wieder, sich zu fühlen und brannte vor Ungeduld, eine Probe ihrer militärischen Brauchbarkeit zu geben. Zum erstenmal wurden auch die schon von der vorigen Regierung geschaffenen Zuavenregimenter auf einem europäischen Kriegsschauplatze verwendet. Sie wurden seitdem die von den Franzosen aller Stände besonders begünstigte Truppe und haben sich im Krimkriege den wohl berechtigten Ruf einer besonders tüchtigen Truppe erworben. Bewaffnet war die Infanterie meist noch mit glatten Gewehren, nur die Jäger

und die Garde hatten teils Thouveninsche Büchsen, teils Miniégewehre. Die Artillerie führte als Feldgeschütz die von Napoleon selbst erfundene zwölfpfündige Granatkanone (vergl. Kap. 1), welche sich jedoch nicht sehr bewährte; im Belagerungspark aber unter andern bereits vier gezogene Kanonen, welche jedoch seltsamerweise bei der Belagerung von Sebastopol nicht zur Verwendung kamen. Sehr zahlreiche Anwendung fanden die Kriegsraketen von größtem Kaliber, obschon mit zweifelhaftem Erfolge.

Frankreich glaubte von seinen nach dem Orient gesendeten Truppen das Größte erwarten zu dürfen; die Armee hat diesen Erwartungen in dem beschwerlichen Winterfeldzuge im ganzen gut entsprochen.

Die englische Armee landete in der geringen Stärke von 20000 Mann. Aber während die französische nach und nach auf weit über 100000 Mann wuchs, hat die der Engländer nie die Stärke von 40000 erreichen können; es liegt dies in dem Werbesystem, welches der Beschaffung größerer Menschenmengen bei eintretenden Verlusten nicht günstig ist, begründet. Überhaupt hat die englische Armee, trotz erwiesener Tapferkeit, ihren früheren Ruhm in den Kämpfen dieses Krieges nicht vollständig aufrecht erhalten können. Wir haben die Eigentümlichkeiten des englischen Heeres schon kennen gelernt und fügen noch hinzu, daß sowohl die Unkenntnis der Offiziere, als auch die große Schwerfälligkeit der Verwaltung sich sehr störend fühlbar machten; daran vermochte auch die glänzendste Tapferkeit von Offizieren und Mannschaften nichts zu ändern.

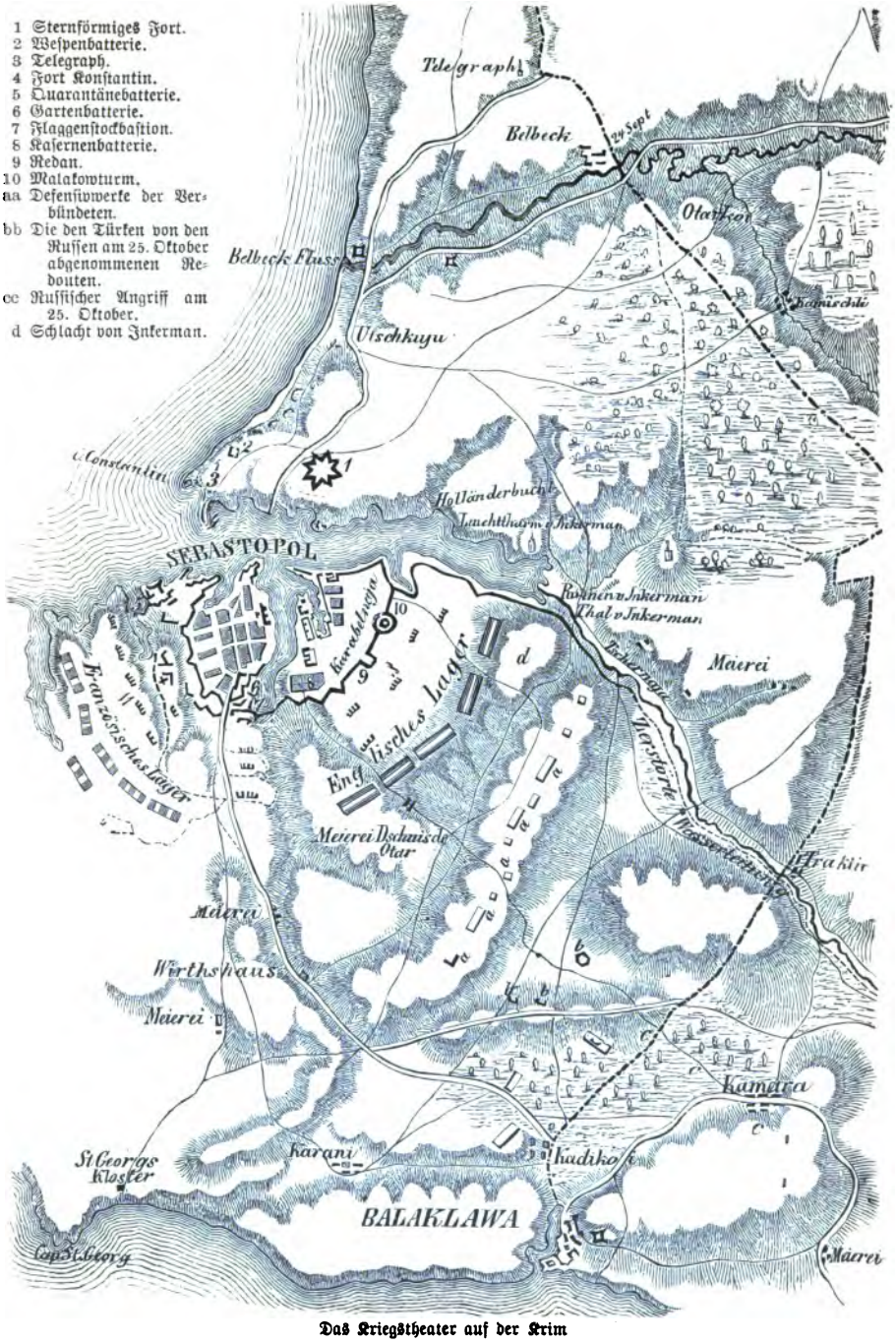
Ausrüstung und Bewaffnung waren übrigens vortrefflich. Die Infanterie führte schon gezogene Gewehre, einen Vorderlader, die Enfieldbüchse. Seltsamerweise focht sie noch in der starren Lineartaktik des vorigen Jahrhunderts und wie bei Waterloo, nur ein wenig geändert durch vermehrte Anwendung von Tirailleurs. Die Artillerie führte noch glatte Geschütze, außerdem Raketen und ein neu erfundenes Geschütz, die Lancasterkanonen, welche eine sehr künstlich gebohrte Seele und elliptische Geschosse hatten, sich aber ganz und gar nicht bewährten.

**Die Expedition nach der Krim.** An der Spitze der 40000 Franzosen stand, wie schon erwähnt, Marschall St. Arnaud; die 20000 Engländer kommandierte Lord Raglan. Keiner dieser Führer zeigte Neigung, sich dem andern unterzuordnen. Dadurch, daß die Russen die Donaufürstentümer verließen, wurden eigentlich weitere Operationen auf jenem Kriegsschauplatze gegenstandslos. Krankheiten, verfehlte Unternehmungen, Unthätigkeit und Mißmut erschütterten die Disziplin in den Heeren der Verbündeten. Die Unzufriedenheit verbreitete sich aus den Lagern nach Frankreich und England. Hier wie dort begehrte man laut, daß endlich etwas geschehe, die Waffenehre zu retten. Wohin aber den Angriff richten? Auf dem bisherigen Schauplatze war kein Krieg zu führen möglich; nach Bessarabien vorzudringen, um die russischen Truppen dort zu bekämpfen, schien nicht ratsam, und so wurde denn beschlossen, die Truppen nach der Krim überzusetzen, was mit der „prächtigsten Flotte, die jemals die Welt gesehen", sich leicht bewerkstelligen ließ. Einer schwimmenden Stadt gleich, durchschnitt die vereinigte englisch-französische Flotte von 33 Linienschiffen, 102 Kriegs- und Schleppdampfern und 420 Transportschiffen

die Wogen des Schwarzen Meeres, und am 13. September 1854 lag die Felsenküste der Krim vor den Augen der Truppen. Zu Eupatoria, 14 Stunden nördlich von Sebastopol, landeten einige Tausend Alliierte, denen sich die schwache russische Besatzung dieser Stadt ohne weiteres übergab. Am 14. September begann die Ausschiffung beim Fort Kalamita. Mit den aus Europa angekommenen Ergänzungen betrug die Stärke der französischen Landarmee jetzt etwa 35000, die englische war auf 27000 Mann gebracht worden, jene der türkischen Hilfsdivision belief sich auf 7000 Mann. Unterstützt wurde diese Expeditionsarmee durch die schweren Schiffskanonen der Flotten und 25000 Matrosen und Marinesoldaten.

**Das Kriegstheater.** Man kann sich die Landmasse der Krim in Gestalt eines Quadrats von ungefähr 23 Meilen Seitenlänge denken, dessen Seiten jedoch nicht gerade sind, sondern gegen das Meer zu Bogen bilden. An der südlichen zieht sich die taurische Bergkette in einer Länge von 21 und in einer Breite von 4—5 Meilen hin. Während sie mit ihrem höchsten Gipfel sich bei 1570 m über das Meer erhebt, verflacht sie sich gegen Norden und Westen hin in Kalkhügel, um noch weiter nordwärts in ein ebenes Steppenland überzugehen, welches durch die Landenge von Perekop mit den südrussischen Ebenen zusammenhängt. Der südliche Abhang der taurischen Gebirgskette ist überaus fruchtbar, die kurzläufigen Küstenflüsse verleihen den Thälern eine südliche Vegetation. Vom Nordabhang strömen zwar mehrere größere Flüsse hinab, doch wenden sich dieselben bald nach Osten, so daß der Wassermangel in der nördlichen Krim sehr fühlbar ist.

Beim Beginn des Orientkrieges war die russische Besatzung der Krim sehr schwach, verstärkte sich aber nach und nach auf einige 40000 Mann. Diese Macht war in der Nähe Sebastopols konzentriert; auf der Halbinsel führte jetzt Menschikow den Oberbefehl. Diesem energischen Manne hatte die russische Flotte einen großen Teil ihres Aufschwungs zu verdanken, die türkische dagegen ihren Untergang beziehentlich die verhängnisvolle Niederlage bei Sinope, dank jenem trefflich organisierten Spioniersystem, mittels dessen er über jede Bewegung der türkischen Flotte unterrichtet wurde. Fürst Menschikow, von dessen eiserner Entschlossenheit man das Äußerste erwarten durfte, hatte kaum durch seine Kosaken die Nachricht von der Landung der Alliierten erhalten, was er nicht verhindern konnte, so war er auch entschlossen, sie auf ihrem Vormarsche aufzuhalten; er nahm zu diesem Behufe nördlich von Sebastopol, am linken Ufer der Alma, auf beherrschenden Höhen Stellung, die künstlich durch Jägergruben, Schanzen und Verhaue verstärkt wurden. Am 20. September griffen die Verbündeten die Werke der Russen an. Anstatt jedoch den rechten russischen Flügel mit Energie anzugreifen, denselben in der Flanke zu bedrohen und die Russen gegen das Meer hinzudrängen, wo die Flotte sie dann vollends vernichten konnte, beschlossen die Heerführer, ein Korps die Alma an einer Furt in der Nähe ihrer Mündung überschreiten und jenseits die steilen, zerrissenen Klippen ersteigen zu lassen. Auf dem Plateau zwischen Alma und Katscha sollte dieses aus Türken und Franzosen bestehende Korps den Russen in den Rücken fallen, während die Franzosen unter St. Arnaud den linken, Lord Raglan den rechten Flügel der Russen in der Fronte angreifen wollten.




Das Kriegstheater auf der Krim

Die Franzosen bemächtigten sich des einen Almaufers und begannen um halb 2 Uhr nachmittags das andre Ufer zu ersteigen, wobei ihnen acht Dampfschiffe, die mit Kartätschen vom Meere aus das Plateau von den Russen säuberten, gute Dienste thaten. General Bosquet leitete den Angriff der Franzosen mit großem Geschick; die Zuaven erkletterten die felsigen Uferhöhen, welche Menschikow selbst für Ziegen zu steil gehalten hatte. Nachdem die Franzosen das jenseitige Ufer gewonnen, hörte natürlich die Unterstützung der Schiffe auf, und nun leisteten zwölf russische Bataillone den vereinten Angriffen dreier französischer Divisionen so entschlossenen Widerstand, daß St. Arnaud das Vorgehen der Reserven befehlen mußte. Um 4 Uhr war der Kampf auf dem linken russischen Flügel zu gunsten der Franzosen entschieden, wobei sich besonders die Generale Canrobert und Bosquet ausgezeichnet hatten. Jetzt setzte sich auch Lord Raglan in Bewegung. Auch hier am rechten Flügel ging es scharf her; der Almaübergang konnte von den Engländern erst dann erzwungen werden, nachdem sie verschiedene Male durch die Bajonettangriffe der Russen erschüttert, ja einige Male zurückgeworfen worden waren. Um halb 4 Uhr entschloß sich Menschikow, der Übermacht der Verbündeten zu weichen. Er zog sich zurück, nur matt verfolgt; ja es gelang ihm, seine gesamte Artillerie in Sicherheit zu bringen. In dieser Schlacht büßten die Russen 4442, die Franzosen 1363, die Engländer 1975 Tote und Verwundete ein. Die Russen hatten mit etwa 33000 Mann gegen 66000 Mann das Möglichste geleistet. — Menschikow erreichte auf einem Umwege Sebastopol, verstärkte dessen Besatzung angemessen und traf die notwendigen Anstalten zur Verteidigung des Platzes.

Zwei Tage blieben die Verbündeten auf dem Schlachtfelde stehen, begruben ihre Toten und berieten, was nun zu thun. Wiewohl sie nur wenig Kavallerie besaßen, ist es doch unbegreiflich, daß sie am 23. September darüber sich in Ungewißheit befanden, wohin sich Menschikow mit seiner Armee gewendet. Man wünschte und hoffte ihn an den Flüssen Katscha oder Belbeck zu finden, marschierte dahin ab, fand ihn jedoch nicht. Gleichzeitig langte die unwillkommene Nachricht an, daß die Bucht von Sebastopol durch versenkte russische Schiffe gesperrt worden sei. Jetzt beschlossen die Verbündeten, mit gesamter Macht auf die Südseite Sebastopols, die Stadtseite, zu marschieren. Da es nicht gelungen war, die russische Feldarmee zu vernichten, so blieb nur die Belagerung Sebastopols übrig. Die Nordseite dieser Festung anzugreifen, war unthunlich, denn die Bucht war gesperrt; im Süden dagegen, wo der Hafen von Balaklawa den Alliierten die Zufuhr sicherte, schien der Angriff nicht sehr schwer, wenn man von dort aus die gegen das Meer erbauten Festungswerke in der Kehle, von rückwärts, faßte. St. Arnauds, des französischen Oberbefehlshabers, Gesundheit war in hohem Grade zerrüttet. Während der Schlacht an der Alma hatte er schon geglaubt, sein Ende nahe heran, zwei Adjutanten mußten ihm stets zur Seite sein und ihn auf dem Pferde festhalten. Als altem Soldaten, meinte er, stehe es einem Marschall Frankreichs wohl an, auf dem Pferde zu sterben. Das Gefühl der Ehre hielt ihn aufrecht; er leitete die Schlacht und sah den Feind noch fliehen. Jetzt aber machte die Cholera, an der er litt, reißende Fortschritte. Mit von Krankheit durchfurchtem, blassem

Antlitz lag der energische Mann auf einem Bündel Heu am Boden des blutgetränkten Schlachtfeldes und übergab an General Canrobert den Oberbefehl; auf ein Schiff gebracht, starb er hier schon nach drei Tagen. — Die Alliierten setzten sich in Bewegung, um durch einen Flankenmarsch die Südseite Sebastopols zu gewinnen. Gleichzeitig hatte auch Menschikow einen Flankenmarsch angeordnet, um seine Verbindung mit Rußland wieder herzustellen und eine gesicherte Rückzugslinie zu gewinnen; so ereignete sich der merkwürdige Fall, daß beide Armeen sich auf diesen Märschen kreuzten; ohne daß die Hauptarmeen es merkten, kam es am Kreuzungspunkte nur zu einem leichten Scharmützel, dann setzte jede Armee ihren Weg unbehelligt fort.

Schlacht an der Alma.

Die Engländer nahmen Balaklawa, das, von der Land- und Seeseite eingeschlossen, kapitulierte. Sobald Menschikow den wichtigen Wechsel, der durch den Marsch der Alliierten nach Balaklawa auf dem Kriegstheater eingetreten war, klar erkannte, marschierte er mit sämtlichen Feldtruppen auf die Höhen am Belbeck zwischen Tscherkeß Kermane und Ruthor Makensia, schob seine Avantgarde bis zur Bucht von Sebastopol, an die Ruinen von Inkerman vor, wodurch er sich in unmittelbare Verbindung mit den Werken der Festung setzte und zugleich die rechte Flanke der neuen Aufstellung der Alliierten bedrohte. Der Raum, welcher den Verbündeten als Operationsfeld gegen Sebastopol zur Verfügung stand, wird im Osten von dem Baidar, einem Nebenflüßchen der

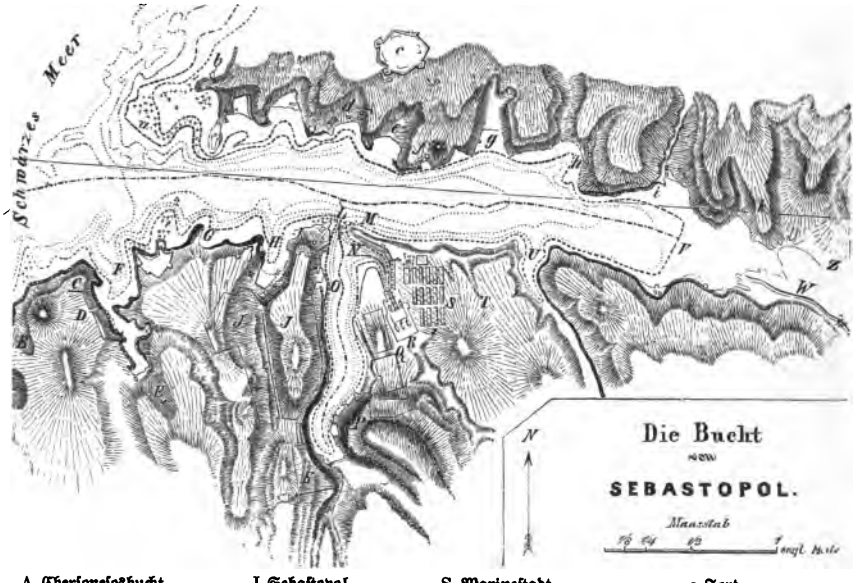
Tschernaja, im Norden von den Befestigungen der Südseite Sebastopols, im Westen und Süden vom Meere begrenzt. Das ganze Terrain ist in eine Reihe von Abschnitten durch Schluchten zerlegt, welche am Meere in Meerbusen und Baien endigen. Die Stadt Sebastopol steigt vom Meere, mit ihrer Ostseite an den steilen Rand des Kriegshafens gelehnt, zwischen diesem und dem Quarantänehafen empor. Gegenüber der Stadt, östlich vom Kriegshafen, breitet sich die Vorstadt Karabelnaja aus, wo sich die Docks, das Arsenal, alle Magazine 2c. befanden. Bisher war Sebastopol nur auf der Seeseite durch sieben Forts und den Malakowturm mit 720 Feuerschlünden schwersten Kalibers befestigt. An einen Angriff von der Landseite aus hatte bei Erbauung der Festung kein Mensch gedacht. Alsobald nach Landung der Verbündeten in der Krim aber hatte man mit dem Bau einer südlichen Verteidigungslinie begonnen. Einige Bastionen waren fertig, und unter Leitung eines ausgezeichneten Ingenieurs, des Oberstleutnants v. Totleben, wurde nun mit unermüdlicher Thätigkeit daran gearbeitet, den Angreifern im Rücken der eigentlichen Befestigungen neue Werke entgegenzustellen. Nun begann eine Belagerung, so langwierig und so hartnäckig von beiden Seiten, wie die Kriegsgeschichte wenig dem Ähnliches aufzuweisen hat; wir werden deshalb uns eingehender mit derselben zu beschäftigen haben.

In den letzten Tagen des Septembers und Anfangs Oktober zogen die Verbündeten ihre Linien etwa 4000 bis 5000 Schritte von den Werken des Platzes. Die Franzosen teilten sich in zwei Korps, das Belagerungs- und Beobachtungskorps.

Das Belagerungskorps lagerte in erster Linie, den linken Flügel der Belagerung bildend, sich bis zu den Küsten des Meeres ausdehnend, wo tiefe Buchten das Landen von Munition und Provision 2c. erleichterten. Das Beobachtungskorps kampierte an der Straße nach Balaklawa; die Engländer hatten ihr Lager zwischen der Schlucht des Kriegshafens und der Tschernaja aufgeschlagen und bildeten einen Haken längs der Tschernaja und des Baidar bis zu den Höhen von Kamara, wohin auch die Türken dirigiert wurden. Dem Vordringen der Russen über die Tschernaja suchte man durch Befestigungen des Ufers einen Damm entgegenzusetzen.

Man überzeugte sich bald, daß man von allen Regeln, die bisher für Angriff und Verteidigung fester Plätze galten, abweichen müsse. Von einer Seite war Sebastopol gar nicht eingeschlossen, eine Armee stand der Festung im freien Felde zur Seite, welche die Garnison jederzeit ablösen und verstärken konnte und selbst aus dem Innern Rußlands fortgesetzt neuen Zuzug erhielt. Neue Reihen von Erdwerken, oft in drei Abschnitten und Stufen hintereinander, wurden erbaut, jemalig dem Boden angepaßt. In ausgehobenen Löchern, Jägergruben, lagen die russischen Vorposten, um die Approschen oder Annäherungsgräben der Belagerer zu beschießen, und immer kühner und weiter schickten die Belagerten ihre Schützen vor, immer näher rückten diese Jägergruben den Alliierten, so daß die Rollen vertauscht schienen und der Belagerte gegen den Belagerer vorging. Regelmäßig begonnen, wurde die Belagerung schließlich durch Erstürmung der wichtigsten Bollwerke beendet. Der erbitterte Kampf erforderte eine kolossale Machtentfaltung von beiden Seiten! Die Verbündeten

verstärkten sich durch Nachschub aus der Heimat allmählich bis auf 250000 Mann und 800 Geschütze, die Russen zogen nach und nach die Hälfte ihrer ganzen Heeresmacht heran und riefen zuletzt noch die Reichswehr zu Hilfe. Geraume Zeit schien es unmöglich, die Festung zu nehmen. Die Russen waren insofern die Begünstigten, als der felsige Boden dem Belagerer, namentlich auf englischer Seite, keine Erde zum Bau schützender Wälle bot; mit unsäglicher Mühe mußte das Material herbeigeschleppt werden. Ein furchtbar strenger Winter brach herein, Krankheiten rieben das Heer auf, dessen Verpflegung, namentlich anfangs, dem ungeheuren Bedarfe nicht gerecht werden konnte.




A Chersonesosbucht.
B Schlachthäuser.
C Ruinen von Chersonesos.
D Quarantäne.
E Gottesacker.
F Quarantänebucht.
G Kap Alexander.
H Artilleriebucht (Kauffahrteihafen).
J Sebastopol.
K Boulevardgarten.
L Kap Nikolaus.
M Kap Paul.
N Kriegshafen.
O Südbucht.
P Artilleriedepot.
Q Hospital. Kaserne.
R Docks.
S Marinestadt.
T Uschakovajabalka.
U Der Ausbesserungshafen.
V Bucht von Inkerman.
W Fluß Tschernaja-Retschka.
X Ruinen von Inkerman.
Z Thal von Inkerman.
a Kap Konstantin.
b Telegraph.
c Fort.
d Nordschlucht.
e Trockene Schlucht.
f Hühnerschlucht.
g Saniotowschlucht.
h Holländerschlucht.
i Sukharnaja.
k Leuchtturm.

Und dennoch fiel endlich die Festung nach elfmonatlicher Belagerung. Die außerhalb der Festung stehende russische Armee war stark genug, einen vernichtenden Hauptschlag gegen die Verbündeten zur Rettung Sebastopols zu thun; sie unternahm einige schwächliche Versuche zum Entsatz der Festung, aber nach ihrem Fehlschlagen wartete sie ab, ob sich der Feind nicht selbst die Köpfe an den Festungswällen zerstoßen werde — und darüber ging Sebastopol verloren.

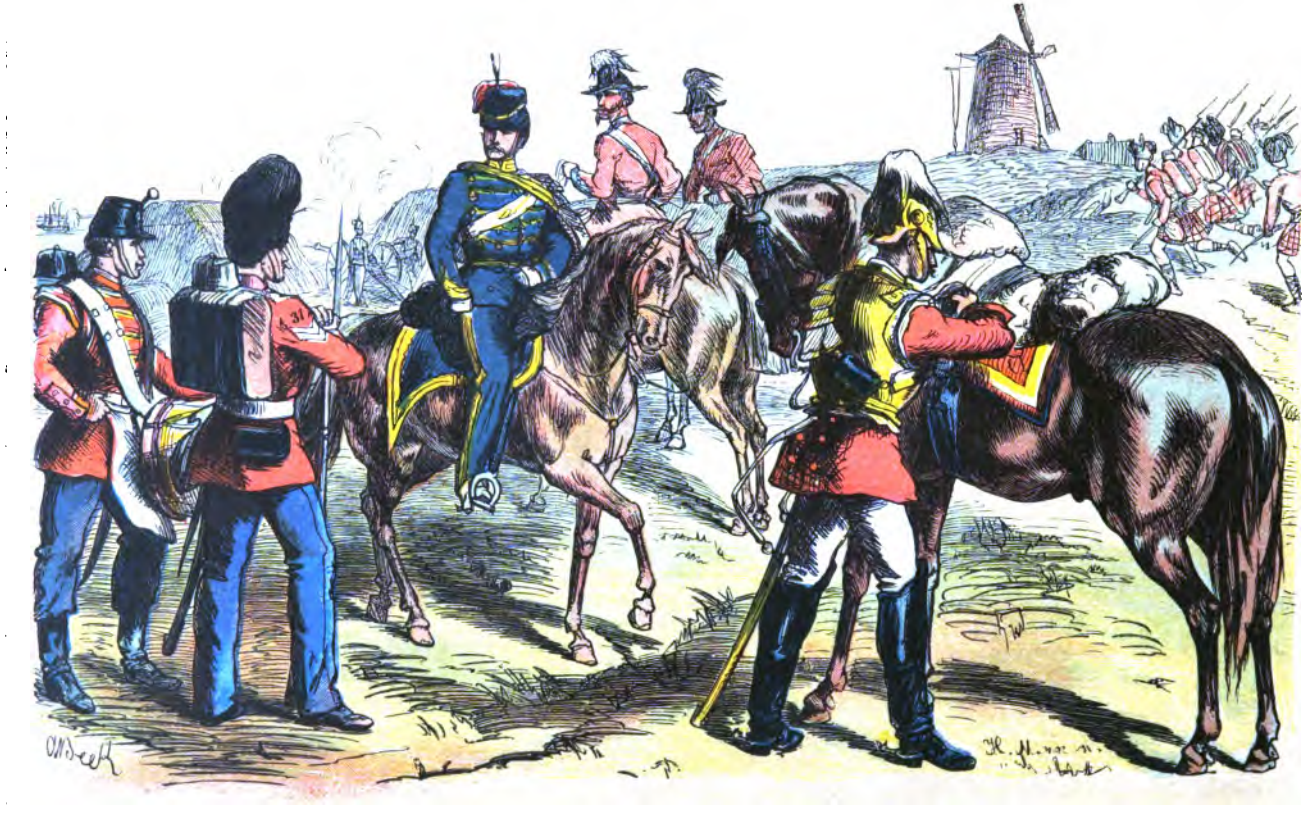
In der Nacht vom 9. auf den 10. Oktober eröffneten die Franzosen die Laufgräben, am 12. war eine große Batterie so weit vollendet, daß sie mit 53 Geschützen versehen werden konnte; die Engländer hatten am 16. Oktober

73 Geschütze zur Aufstellung gebracht; so konnte denn das Bombardement, durch welches man anfänglich die Festung zu bezwingen hoffte, seinen Anfang nehmen.

Die Russen antworteten lebhaft; bald waren zwölf französische Geschütze zerstört, das Hauptpulvermagazin der Franzosen und noch ein kleineres flog in die Luft; die Franzosen mußten das Feuer einstellen. Die Engländer, glücklicher, fügten dem Malakow bedeutenden Schaden zu, und eine ihrer Bomben fiel in ein russisches Pulvermagazin der Bastion Nr. 3, so daß eine furchtbare Explosion 33 Geschütze außer Kampf setzte. Gleichzeitig griffen die Flotten der Verbündeten die gegen das Meer gerichteten Festungswerke an; doch auch sie brachten nichts fertig, im Gegenteil, sie wurden von den Russen so arg zerschossen, daß sie mit 500 Mann Verlust, mit zerbrochenen Masten und zerfetztem Takelwerk sich zurückzogen.

Die Alliierten sahen ein, daß ein Bombardement nicht zum Ziele führe, und man entschloß sich nun, aus der ersten Parallele mit Laufgräben vorzugehen, also zur regelmäßigen Belagerung zu schreiten, mit deren Einzelheiten wir uns jedoch nicht aufhalten können.

Daß es den Russen an der nötigen Energie nicht fehlte, bewiesen sie acht Tage später; unter Befehl des Generals Liprandi griffen sie am 25. Oktober die an der Tschernaja von den Engländern erbauten Schanzen an und stürmten elf von den Türken besetzte Redouten. Die Engländer hatten sich jedoch mittlerweile in Schlachtordnung aufgestellt und empfingen die russische Reiterei kaltblütig mit wirksamen Salven. Die englische leichte Kavalleriebrigade unternahm infolge eines mißverstandenen Befehls Lord Raglans eine Attacke in das verheerendste Kreuzfeuer hinein, um eine russische Batterie zu erobern, und verlor dabei über die Hälfte ihrer Leute und Pferde, so daß sie als selbstständiger Truppenteil nicht mehr auftreten konnte. Während dieser heroische Zwischenakt abspielte, hatte die englische Infanterie Verstärkungen herangezogen und eine französische Division erschien auf dem Kampfplatze; aber es gelang nicht, die Russen aus den eroberten Schanzen zu vertreiben. Doch schlugen die Engländer einen gegen ihre Angriffsarbeiten gemachten Ausfall der Belagerten am 26. zurück. Wäre dieser Ausfall geglückt, so hätte der russische General Liprandi, der die Schanzen bei Balaklawa besetzt hielt, aufs neue die Alliierten angegriffen, welche nicht wagten, den in ihrer rechten Flanke, ja fast im Rücken stehenden Feind zu vertreiben, sondern nun ihrerseits bei Balaklawa neue Schanzen gegen denselben errichteten und sich in der Verteidigung verhielten, um die eigentlichen Belagerungsarbeiten desto eifriger fortsetzen zu können. War es doch hauptsächlich auf die Zerstörung der russischen Flotte abgesehen und dieses erst dann möglich, wenn Sebastopol sich in den Händen der Alliierten befand. Dann war die Flotte, die sich den Ausweg selbst versperrt hatte, verloren. Schon arbeiteten die Franzosen an ihrer dritten Parallele, als der Kaiser Nikolaus befahl, die Feldarmee solle von neuem zum Angriff gegen das Belagerungsheer schreiten. Die jüngsten Söhne des Kaisers, die Großfürsten Michael und Nikolaus, waren im Lager eingetroffen, um den Mut der russischen Armee aufs neue zu beleben.



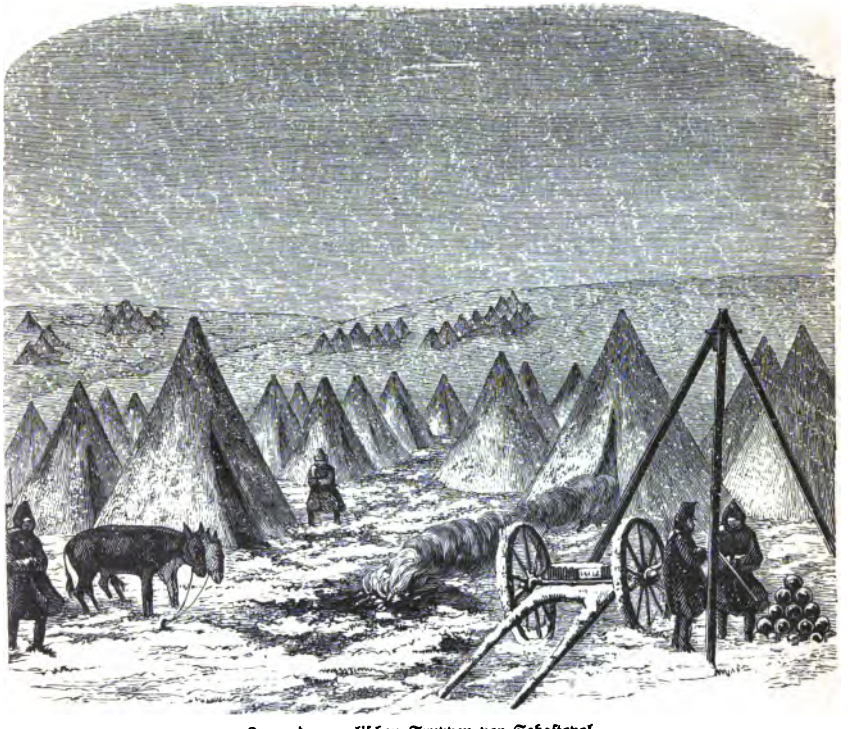
Neues Soldatenbuch II.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

## Englische Armee.

Linien-Infanterie: Tambour. Fußgarde: Unteroffizier. Husar. General. Adjutant. Horseguards. Hochländer: Infanterie.

Am 5. November wurde, nachdem Menschikow Verstärkungen erhalten hatte, die mörderische Schlacht bei Inkerman geliefert. Die Engländer, vom russischen Angriff überrascht, mußten anfänglich den Russen mehrere Schanzen überlassen; letztere drangen sogar bis in das englische Lager vor. In dieser Bedrängnis kam den Engländern Hilfe durch den französischen General Bosquet, der einen Teil seiner Truppen unter Befehl des später so viel genannten Generals Bourbaki denselben zur Unterstützung schickte.



Lager der englischen Truppen vor Sebastopol.

Sehr heftig wurde um eine damals sehr schwache Schanze gekämpft, später die „Redoute des 5. November" genannt, wobei die englischen Garden besonders beteiligt waren. Die mehrstündigen Kämpfe auf den Höhen von Inkerman waren von einer in der Kriegsgeschichte seltenen Heftigkeit, wie deren ungemein blutiger Verlauf beweist. General Bosquet rettete die Ehre des Tages, an dem die Franzosen 1726, die Engländer 2590 Mann verloren. Den Russen kostete die Schlacht von Inkerman an 11000 Mann.

20000 Mann der Verbündeten hatten gegen 38000 Russen einen folgewichtigen Sieg erfochten, der ihnen nun die Fortsetzung der Belagerungsarbeiten möglich machte.

Langsam nur schritten die Belagerungsarbeiten vorwärts, denn jetzt begann die ungünstige Jahreszeit, welche sich am 14. November durch einen furchtbaren Sturm ankündigte, der den Alliierten durch das Scheitern vieler mit den notwendigsten Vorräten beladener Schiffe sowie durch die im Lager angerichteten Verheerungen großen Schaden zufügte. Anhaltende Regengüsse verwandelten den Lehmboden in Morast, die Laufgräben füllten sich mit Wasser. Darauf folgte ein für jene Gegenden sehr strenger Winter; nach den kalten Nächten befanden sich die Mannschaften, welche in den überschwemmten Laufgräben hatten aushalten müssen, oft in einem solchen Zustande der Erstarrung, daß sie kaum im stande gewesen wären, energischen Widerstand zu leisten. Infolge dieser Verhältnisse verschlimmerte sich der Gesundheitszustand der Truppen, besonders bei Engländern und Türken, in bedenklicher Weise. Die Cholera begann zu wüten, wozu dann später noch der Skorbut trat. Besser stand es bei den Franzosen, für deren Verpflegung, auch mit Wein, gut gesorgt wurde, auch warme Kleider und selbst Pelze für die Vorposten waren von der sorglichen französischen Heeresleitung beschafft worden. Die Engländer, denen alle Transportmittel fehlten, vermochten nicht, aus den ungeheuren Vorräten, die bei Balaklawa aufgestapelt waren, auch nur das Nötigste herbeizuschleppen. Kein Tier konnte auf den grundlosen Wegen mehr fortkommen, die Truppen mußten mit ungeheurer Mühe sich selbst von den zwei Stunden entfernten Magazinen die Lebensmittel holen. Die Russen litten kaum weniger als ihre Gegner von der Ungunst der Witterung, während sie in bezug auf Nachschübe von Vorräten aller Art durch die mangelhaften Wege weit ungünstiger gestellt waren als jene, die alles zur See erhalten konnten. Nichtsdestoweniger fuhren die Verteidiger von Sebastopol unter Totlebens genialer Leitung fort, in mannigfacher Richtung eine bewunderungswürdige Thätigkeit zu entwickeln. Unermüdlich wurden Wälle und Brustwehren erhöht, Gräben vertieft, neue Verteidigungsabschnitte geschaffen, Batterien und Schützengräben gebaut, die vor der Front der alten Werke entstanden und die vom Belagerer zu bewältigenden Hindernisse bis ins Unendliche vermehrten. Zahlreiche Ausfälle, also eine aktive Verteidigung, bildeten ein Hauptteil der Thätigkeit der russischen Armee. Die Zahl der von den Russen erbauten Batterien belief sich schließlich auf 127, welche mit 700 Geschützen armiert waren.

Der Krieg hatte bei weitem größere Dimensionen angenommen, als man geglaubt hatte. Wenn auch die russische Feldarmee noch viel mehr hätte leisten können, so wurde doch die Verteidigung Sebastopols durch Gortschakow und Totleben mit Meisterschaft geleitet. Das Zuwarten lag aber nicht im Sinne des Mannes, der sich in den Kopf gesetzt hatte, an Rußlands Stelle den Vorsitz im Rate der Nationen Europas zu führen. Napoleon III. schickte Anfangs 1855 den General Niel, einen der geschicktesten Ingenieuroffiziere, nachmals Kriegsminister und Organisator der Armee, nach der Krim, damit er erkenne, warum bislang trotz allen Nachsendungen an Truppen und Belagerungsmaterial die Festung nicht genommen worden war. General Niel änderte sofort den Belagerungsplan und richtete den Angriff nicht mehr auf die eigentliche Stadt, sondern auf die Schiffervorstadt, wo die Arsenale und Marinebauten lagen.

Als Schlüssel zu der Vorstadt erkannte er den Malakowturm mit den vorliegenden Erdwerken, am sogenannten Grünen Hügel (mamelon vert). Dies machte eine neue Aufstellung der Armee notwendig. Das französische Heer wurde nun in zwei Armeekorps geteilt; das erste unter dem aus Algier nach der Krim versetzten Pelissier behielt die früheren Stellungen, das zweite unter Bosquet wurde gegen die neue Angriffsfront aufgestellt. Daneben standen die Engländer, hierzu kamen noch zwei türkische Divisionen.

Mitte Februar begannen die neuen Belagerungsarbeiten; aber Totleben ließ sich nicht überraschen und warf auch neue Wälle und Schanzen auf. Menschikow hatte den Oberbefehl über die russische Heeresmacht in der Krim an Gortschakow abgetreten.

Gefecht zwischen russischer und englischer Reiterei. Zeichnung von A. Beck.

Kaiser Nikolaus, der Urheber des orientalischen Krieges, erlebte das Ende desselben nicht mehr. Er starb, tief erschüttert durch das Mißlingen seiner Pläne, ganz unerwartet am 3. März 1855. Friedenshoffnungen tauchten nun auf, ein Kongreß trat in Wien zusammen, aber Alexander II. verkündigte in einem Manifest seinen Völkern, daß er der Politik seines Vaters treu bleiben werde. So wurde denn der Krieg, der schon so große Opfer gekostet, fortgesetzt.

Anfangs April eröffneten die Alliierten eine 14 Tage andauernde Kanonade aus 508 Geschützen, von den russischen Batterien, wenn auch in größeren Pausen, beantwortet. Eine Viertelmillion Geschosse wurden nach Sebastopol geschleudert. Die Russen verloren durchschnittlich jeden Tag 400 Mann und

15 zerschossene Geschütze, welche letztere sie leichter aus ihren Vorräten ersetzen konnten als die Mannschaften. Auch die Alliierten beklagten beträchtliche Verluste. Aber selbst das in der Kriegsgeschichte fast einzig dastehende Bombardement führte nicht zu dem erwarteten Erfolg, man konnte noch immer keinen Sturm unternehmen. Lord Raglan war der Meinung, daß man mit dem Angriff auf Sebastopol überhaupt nur die Haut des russischen Bären ritze, und Canrobert, der Verantwortlichkeit des Oberbefehls und des ewigen Haders mit dem verbündeten Feldherrn müde, legte das Oberkommando nieder, und bat für seine Person, wieder an die Spitze seiner Division treten zu dürfen.

Neue Verstärkungen unter Regnault de St. Angely aus Frankreich, zwei Divisionen sardinischer Hilfstruppen unter General La Marmora, 15000 Mann, langten jetzt in der Krim an, da Viktor Emanuel einen Bund mit Frankreich und England geschlossen hatte; es war dies seinerseits eine Angelegenheit weit blickenden staatsmännischen Scharfblicks und weiser Voraussicht, denn auf den Schlachtfeldern in Oberitalien sollte kaum drei Jahre später der energische Fürst, dem, nächst Cavour, Italien seine nationale Wiedergeburt zu danken hat, die Früchte dieser damals unbegreiflich scheinenden Teilnahme am orientalischen Kriege ernten; hatte er sich doch die Westmächte zu Danke verpflichtet.

Den Oberbefehl erhielt General Pelissier, den wir schon aus Algier kennen, eine rücksichtslose schroffe Soldatennatur, dem Menschenleben nichts galten, wenn er ein bestimmt gestecktes Ziel erreichen wollte. Der Krieg wurde nun mit verdoppelter Energie fortgesetzt. Obwohl man in Rußland, wo der Krieg schon enorme Opfer verlangt hatte, den Frieden wünschte, so verlangte doch die Ehre der Nation und die Achtung vor dem verstorbenen Kaiser, daß der Kampf fortgesetzt werde. Der Belagerungskrieg gewann eine furchtbare Gewalt und Ausdehnung.

Auch der Minenkrieg nahm eine größere Ausdehnung an, bald über, bald unter der Erde suchte der Feind den Feind. Doch hat sich vor Sebastopol gezeigt, wie geringe Ergebnisse die Minen gewähren. Besonders leisten sie bei Erdwerken fast gar nichts, da die in die Luft gehobene Erde beim Herabfallen den Minentrichter beinahe ganz wieder ausfüllt.

Am 7. Juni wurden endlich die weißen Werke und der grüne Hügel, beides russische Befestigungen, erstürmt, und am 17. Juni leitete ein allgemeines Bombardement den Sturm auf den Malakow ein, der am 18. mit zwei Kolonnen, die aus den Laufgräben vorbrachen, unternommen, aber nach dreistündigem Kampfe auf allen Punkten abgeschlagen wurde. Der blutige Tag hatte den Verbündeten 7000 Mann gekostet. Der alte Lord Raglan nahm sich die Unfälle, welche seine Armee betrafen, so zu Herzen, daß auch er das Kommando niederlegte. Er starb am 28. Juni an der Cholera. General Simpson trat an seine Stelle.

Im Juli fiel nichts Besonderes vor; Canrobert wurde vom Kaiser nach Frankreich zurückberufen und durch Mac Mahon ersetzt. Vor dem Malakow wurde mittlerweile die fünfte und sechste Parallele vervollständigt, und man schritt nun in einer siebenten Parallele noch näher gegen das Bollwerk des Feindes vor. Totleben aber, der Unermüdliche, verstärkte nun auch seinerseits

den Malakow durch neue Bauten. Sodann begannen die russischen Ausfälle, die eine Zeitlang geschwiegen hatten, von neuem.

Seit der Schlacht von Inkerman, also seit zehn Monaten, hatte sich die Feldarmee der Russen nicht mehr gerührt. Was man erwartet, daß sie nämlich der so heldenmütigen Verteidigung von Sebastopol durch einen kräftigen Angriff auf die Belagerer zu Hilfe komme, war nicht geschehen. Das Feldheer lag in starrer Unthätigkeit auf den Höhen jenseit der Tschernaja. Fürst Gortschakow mußte endlich einsehen, daß nach dem Verlust der Außenwerke der Fall der Festung unvermeidlich sei, wenn nichts zu ihrem Entsatze geschah.

General Pelissier.

Daher entschloß er sich zu einem letzten Schlage und ließ zu diesem Behufe eine Floßbrücke über die Reede von Sebastopol schlagen, um die Verbindung der umlagerten Südseite mit der freien Nordseite zu erleichtern und der Garnison für alle Fälle den Rückzug zu sichern. Gortschakow wählte zu dem Entsatzversuche den 16. August. Er hatte, wie aus dem Plane, den man bei der Leiche seines Generals Read vorfand, ersichtlich ist, die Absicht, die Alliierten in ihrer Flanke an der Tschernaja anzugreifen, nach Balaklawa zurückzuwerfen und diesen Ort selbst zu bedrohen, während gleichzeitig ein mächtiger Ausfall aus der Stadt gegen die Werke des linken französischen Flügels und ein zweiter gegen die äußersten Werke des rechten Flügels stattfinden sollte. In der Nacht rückten die Russen gegen die Tschernajalinie vor. Ein paar Mann einer französischen

Patrouille, die in einen russischen Hinterhalt gefallen waren, hatten sich gerettet und machten Meldung vom Vordringen der Russen gegen die sardinischen Vorposten. Noch hinderte ein dicker Morgennebel, die Feinde zu sehen; als derselbe sich verzog, hatten die Russen die Höhen der Tschernaja bereits mit Batterien gekrönt, deren eine, von den Soldaten Gringalet (Zähneblöcker) genannt, die über die Tschernaja führende Brücke beherrschte. Die Kanonade begann; die Sardinier mußten weichen, und ehe die Armee der Alliierten noch recht unter den Waffen stand, gingen die Russen über die Brücke und bei den drei Furten über die Tschernaja. Ohne einen Schuß zu thun, stürmten sie an; aber das 20. leichte und das 2. Zuavenbataillon hielten den Anprall auf, und ein wütender Kampf um die Brücke und die dort liegenden befestigten Hügel entspann sich. Massenhaft stürzten die von den sardinischen Geschützen in die Flanke genommenen Russen in die Gräben, zurückgeschlagen stürmten sie wieder von neuem, bis sie endlich Schritt für Schritt zurückgedrängt wurden. Während dieses Vorgangs am linken Flügel der Schlachtlinie drang eine andre russische Kolonne gegen den rechten Flügel der Franzosen vor. Auf diesem Punkte erschienen die Russen in so dichten Massen, daß sie, obwohl reihenweise niedergeschmettert, nicht aufzuhalten waren. Die Zuaven begannen zu wanken. Vier französische reitende Batterien, schnell auf einem Punkte vereinigt, schossen nun, nur mit Kartätschen, in die Massen der Russen hinein; dennoch drangen diese vorwärts. Da empfing sie eine Salve von drei in Linie entwickelten Bataillonen, und sie mußten nun zurück. Ein letzter furchtbarer Kampf entbrannte noch einmal auf der ganzen Linie, die Russen wurden auf das rechte Ufer der Tschernaja zurückgeworfen. Um aber das rettende Plateau jenseits zu erreichen, mußten sie vorher, von einem Hagel von Geschossen überschüttet, die nun von den Alliierten beherrschte Brücke passieren, oder die steilen Ufer hinab durch das Wasser waten und jenseits wieder hinaufklimmen, wo sie Gefahr liefen, wehrlos niedergeschossen zu werden.

Jenseit der Tschernaja sammelten sich die Flüchtenden von neuem wieder und stellten sich hier in Schlachtordnung auf, nun ihrerseits einen Angriff erwartend. Doch die Alliierten hüteten sich, ihnen zu folgen. Um Sebastopol war es ihnen zu thun, nicht um Thaten der Tapferkeit der Feldarmee gegenüber. Gortschakow trat jetzt seinen Rückzug in die früheren, so viele Monate behaupteten Stellungen an. Nach dem Kampfe war der Anblick, den das Flußufer gewährte, entsetzlich. Die Tschernaja und der französische Wasserleitungskanal war mit Leichen von Tapferen gefüllt, deren Mehrzahl sicherlich dort umgekommen waren, nachdem sie die Böschungen hinuntergerollt. Der Verlust der Russen war ein empfindlicher. Unter der Zahl der gefallenen Tapferen befand sich General Weimann, ebenso General Read, der auf seine Verantwortung hin den Angriff zu früh eröffnet hatte. Der Verlust an Mannschaften betrug 8000 Mann.

Nach diesem Gemetzel waren die Tage Sebastopols gezählt. Der Sturm wurde beschlossen. Die französischen Angriffsbatterien vor der Front des Malakow, der russischen Redanbatterie und dem Redan der Kielbucht lagen nur noch 25 m von diesen Werken entfernt.

Erstürmung des Malakow am 8. September 1855. Zeichnung von R. Knötel.

Die Engländer, von großen Terrainschwierigkeiten aufgehalten, hatten sich bis auf 200 m den Befestigungen der Vorstadt Karabelnaja genähert. Die Brücken über die Gräben, Leitern und sonstige Werkzeuge zur Ersteigung der Wälle und Mauern waren in Bereitschaft. Am 5. September begann das allgemeine Bombardement, welches Gortschakow selbst in seinem Bericht ein „hölliſches“ nennt. Um halb 6 Uhr morgens stiegen drei Feuersäulen auf, die gewaltige Erdmassen emporschleuderten. Es waren französische Flatterminen, welche die Grabenböschungen der russischen Schanzen einwerfen sollten und das Signal zur Eröffnung zu Feuers gaben. Als ob sich die Erde öffne und Feuer ausspeie, begann jetzt auf der ganzen langen Linie des Angriffs die Kanonade. Die Russen antworteten. 1500 Geschütze donnerten und sandten einander die todbringenden Geschosse entgegen. Bald hüllte ein undurchdringlicher Pulverdampf die französischen Linien ein, und aus dem Nebel zuckte und blitzte es ununterbrochen und flammte das Feuer in unversiegbarem Strome. Die verheerenden eisernen Sendlinge fegten die Wälle hinweg, die platzenden Bomben und Granaten zerstäubten die Böschungen, rissen die Schanzkörbe mit sich fort oder flogen, Tod und Verderben bringend, in das Herz der standhaft widerstrebenden Festung. Nach drittehalb Stunden hielten die Franzosen inne; aber schon um 10 Uhr begann das grausige Brüllen und Lärmen von neuem. Die Russen antworteten in langsameren Pausen, aber durch wohlgezielte Schüsse. Beim Einbruch der Dunkelheit eröffneten die englischen Linien gemeinsam mit den französischen ihr Feuer aus allen Mörsern und schweren Geschützen. Aus dem Rumpfe einer russischen Fregatte brachen um 8 Uhr abends Flammen hervor, und das brennende Schiff beleuchtete nun den Hafen und die nördlichen Festungswerke. Erst um Mitternacht schwieg das Feuer, um am Morgen des 6. September von neuem zu beginnen; es wurde bis zum 7. September fortgesetzt; am 8. sollte der Sturm vor sich gehen. Mit Jubel begrüßte das Lager die Nachricht. Das Hauptziel der Franzosen blieb der Malakowturm. Sobald man ihn besaß, lagen die Flotte und die Marineetablissements der Russen wehrlos da, und die südliche Stadt mußte geräumt werden. Das Fort Malakow, von den Russen Kornilow genannt, umfaßte ein ungeheures Erdwerk, 350 m lang, 150 m breit, auf dem Rücken eines Hügels erbaut, der die ganze Vorstadt Karabelnaja beherrschte. Die Wälle waren mit 62 Kanonen verschiedenen Kalibers besetzt. Am vorderen Teile dieses Forts lag der Malakowturm; nur im Erdgeschoß mit Geschützen armiert, waren die übrigen Etagen mit Holzwerk so geschützt, daß sie den Russen als Zufluchtsort dienen konnten. Die Besatzung des Forts betrug etwa 2500 Mann. General Mac Mahon sollte den Malakow, Bosquet den Kielbuchtredan, das englische Korps den großen Redan nehmen; auf der linken Seite dagegen eine gemischte Division von Franzosen und Sardiniern durch die Zentralbastion in die innere Stadt eindringen. Von der Flotte war keine Unterstützung zu erwarten; ein heftiger Wind peitschte das Meer, so daß kein Schiff den Ankerplatz verlassen konnte. Punkt 12 Uhr hörten die Angriffsbatterien zu donnern auf, die Sturmkolonnen setzten sich in Bewegung, die Zuaven des ersten Regiments voran stürzten wie ein Bienenschwarm über den etwa 30 Schritt breiten freien Raum,

der die letzten Laufgräben von den russischen Wällen trennte. Die Russen empfingen die Stürmenden mit einem Hagel von Kartätschen, aber die Zuaven warfen sich hinab in den Graben, und Offiziere und Mannschaften kletterten ohne Leiter und, ohne sich von dem sich ergießenden Kugelregen aufhalten zu lassen, über die Leiber der Gefallenen hinweg und wie Katzen bis in die Höhe der Schießscharten.

Im Finnischen Meerbusen. Kronstadt mit dem Fort Menschikow und den Außenwerken.

Die Russen fochten in dem jetzt unvermeidlichen Einzelkampfe mit dem Mute der Verzweiflung. Da ward alles zur Waffe, was zur Hand lag, Steine, Hauen, Äxte, zerbrochene Gewehre, Kanonenwischer, Faust und Zähne. Aber Mac Mahon konnte nach einer Viertelstunde die Meldung machen, daß der Malakow genommen sei. (Der Zuavenunteroffizier Eugen Libault hatte sich das Offizierspatent errungen, indem er die französische Trikolore auf

der Höhe des Malakow aufpflanzte.) Die übrigen Angriffe jedoch mißlangen trotz allem Ungestüm der Stürmenden; General Bosqut, verwundet, mußte den Kampfplatz verlassen. Dadurch ermutigt, versuchten die Russen es mehrmals, den Malakow zurückzuerobern. Aber General Mac Mahon, dem eine Kugel die Mütze vom Haupte reißt, dessen Regimentsfahnen von Kugeln zerfetzt sind, weicht nicht mehr von der Stelle. Rechts und links fliegen Minen auf, von allen Seiten richten die Russen ihre Geschütze auf den Malakow, aber alle Angriffe werden abgeschlagen, der Malakow verbleibt in den Händen der Franzosen. Damit war auch die Behauptung der Südseite der Stadt für die Russen nicht länger möglich, und Gortschakow ließ bei eintretender Dunkelheit den Rückzug nach der Nordseite der Stadt antreten, sodann die Brücke abtragen, alles Artilleriematerial vernichten und 35 Pulvermagazine in die Luft sprengen. Was von Gebäuden noch stand, geriet jetzt in Flammen; wie einst Moskau, hatten die Russen jetzt Sebastopol in Brand gesteckt. Die Forts an der Seeseite wurden am 9. gesprengt und die russischen Schiffe auf Gortschakows Befehl ins Meer versenkt. Sebastopol war nicht mehr; die prächtige russische Flotte, der Stolz des Kaisers Nikolaus, 17 Linienschiffe, 4 Fregatten, 82 kleinere Fahrzeuge, zusammen 103 Kriegsschiffe, war vernichtet, dem Meeresgrund überliefert worden. — Aber um welchen Preis hatte dieser Ausgang der Krimexpedition erkauft werden müssen! Über alle Maßen groß waren auf beiden Seiten die Opfer dieses Krieges, unerhört die Anstrengungen der Heere.

Die Alliierten hatten 1600000 Artilleriegeschosse gegen die Festung verbraucht. Die meist in Felsen gesprengten Laufgräben hatten eine Ausdehnung von 123440 m (380000 Fuß) gewonnen; 80000 Schanzkörbe, 60000 Faschinen und fast 1000000 Erdsäcke waren verwendet worden. Bei dem Sturme am 8. September fielen allein 10000 Mann auf jeder Seite. Die Verluste an Mannschaften während des ganzen Laufes der Belagerung beziffern sich auf 94000 Russen, 44000 Franzosen, 13000 Engländer. Sehr hoch belaufen sich daneben die Verluste durch Krankheiten. Das ist der Krieg! Kolossal war auch der Verbrauch an Geschütz; fielen doch allein mit den Werken der Südseite 3800 Geschütze in die Hände der Alliierten.

An Großartigkeit steht die Belagerung von Sebastopol als ein Unikum da, auch insofern, als eine Einschließung der Festung niemals stattgefunden hat; es handelte sich demnach mehr um den Angriff einer verschanzten feindlichen Schlachtlinie mit den Mitteln der Belagerungskunst. — So endigte der denkwürdige Belagerungskrieg von Sebastopol, mit dessen Falle Rußlands Herrschaft im Schwarzen Meere vernichtet wurde.

Der elfmonatliche Kampf um Sebastopol war beendigt.. Niemand jedoch außer Kaiser Napoleon III. erwartete, daß, nachdem der Opfer genug gebracht, nun der Frieden herannahe. Die russische Feldarmee stand noch ungebrochen da; in Asien waren die Russen Sieger, in der Ostsee hatten die Alliierten nichts ausgerichtet, und es war natürlich, wenn alle Welt annahm, daß der Krieg nun erst recht beginne.

Zur richtigen Zeichnung der ganzen Lage des Riesenkampfes erscheint es nun an der Zeit, noch einen Blick auf zwei andre weit auseinander liegende

Kriegstheater, nach den Küstenländern des Schwarzen Meeres und der Ostsee zu werfen.

Zuerst nach Asien, wo die Türken sich ihrer geographischen Provinzen wieder zu bemächtigen suchten. Dabei rechneten sie auf die Erhebung der Kaukasusvölker und — verrechneten sich. Die türkische Armee war den dort unter Fürst Bebutow aufgestellten Russen an Zahl weit überlegen, dennoch wurde sie 1853 und 1854 in zwei Feldzügen geschlagen. Bebutow, sonst ein Mann von Begabung und Thatkraft, hatte es jedoch versäumt, sich rechtzeitig der Festung Kars zu bemächtigen; dadurch gewann der englische General Williams, der als Militärbevollmächtigter bei der türkischen Armee in Asien fungierte, Zeit, den fast unhaltbaren Platz durch Oberstleutnant Lake in ein starkes Bollwerk verwandeln zu lassen. Lake übernahm auch die Verteidigung. Kars gilt als Schlüssel zu Kleinasien. General Murawiew, 1855 zum russischen Gouverneur des Kaukasus ernannt, griff Kars im Juni 1854 an, und wie Sebastopol in der Krim, so wurde Kars in Kleinasien der Brennpunkt des Kampfes. Ebenso heldenmütig verteidigt, dabei in gleicher Weise von der türkischen Feldarmee verlassen, wie Sebastopol von der russischen, fiel Kars endlich, ohne von der Welt gleicher Beachtung gewürdigt zu werden, wiewohl die tapfere Verteidigung es verdient hätte. Nach längerer Einschließung unternahmen die Russen am 29. September einen Sturm, wurden aber nach siebenstündigem Kampfe mit 8000 Mann Verlust zurückgeschlagen. Die Blockade dauerte fort; der türkische Kommandant der 14000 Mann starken Feldarmee, Selim Pascha, war so wenig wie Omer Pascha, der inzwischen in Asien gelandet war, zu bewegen, etwas zur Rettung des wichtigen Platzes zu wagen, wo die Hungersnot und Cholera der Besatzung von 12000 Mann kaum weniger zusetzte als die Russen. Nachdem General Williams am 30. November kapituliert hatte, war der Krieg in Asien zu Ende.

In der Ostsee schwang, wie schon angeführt, die Kriegsfurie gleichfalls ihre Brandfackel. Der russische Koloß sollte von zwei Seiten gepackt und auf seinen „thönernen Füßen“ umgestürzt werden. Um Rußlands Macht zu brechen, kam es besonders darauf an, seine Flotte zu vernichten. Einen Teil derselben haben wir bei Sebastopol ins Meer versinken sehen. Gegen den andern Teil, dessen meiste Schiffe in Kronstadt, Helsingör ꝛc. geborgen lagen, sandten die Alliierten im Frühjahr 1854 eine Expedition aus, welche jedoch nichts ausrichtete und sich damit begnügen mußte, die unbedeutende Festung Bomarsund auf der Insel Aland nach kurzer Belagerung einzunehmen. Diesen armseligen und winzigen Erfolg stellte man jedoch der Welt als überaus wichtig dar. General Baraguay d'Hilliers, der Bomarsund erobert, wurde zum Marschall ernannt. General Niel, der bei der Leitung der Ingenieurarbeiten vor Bomarsund sich ausgezeichnet hatte, wurde, wie wir wissen, nach der Krim beordert. Im Jahre 1855 ging eine zweite, stärkere Expedition unter den Admiralen Dundas und Pénaud unter Segel, gleichfalls nach der Ostsee. Da aber die Russen in den Küstenländern mit ihren 170000 Mann stark genug waren, alle Landungsversuche zu vernichten, so blieb den alliierten Flotten nichts übrig, als einzelne Häfen zu blockieren, umher zu kreuzen und gelegentlich diesen oder

jenen unbewachten Küstenstrich zu verheeren, in welchen Unternehmungen sich namentlich die Engländer sehr geschickt erwiesen. Kronstadt blieb unnahbar, Sweaburg dagegen hoffte man, trotz seiner Granitmauern, zu zerstören und dadurch die Expedition mit einer ruhmvollen That abzuschließen. Die alliierte Flotte erschien auch mit 75 Fahrzeugen vor Sweaburg und bombardierte den Platz drei Tage lang. Aber die abgefeuerten 20—25000 Geschosse richteten keinen erheblichen Schaden an; der Angriff zeigte sich gänzlich verfehlt und die Flotten kehrten im September ruhmlos nach Hause zurück.

Mitten unter den großartigsten Vorbereitungen von seiten der Beteiligten, den Orientkrieg weiter fortzusetzen, überraschte die Welt die Nachricht vom Friedensschluß. Der Kaiser Napoleon III. hatte sein Ziel erreicht. Die Heilige Allianz, in erster Reihe gegen das Haus der Napoleoniden gerichtet, war aufgelöst, Rußland und Österreich bitter bis zur Unversöhnlichkeit verfeindet, letzteres mit Preußen gespannt, weil sich dasselbe der Aktion gegen Rußland nicht hatte anschließen wollen. Frankreichs Armee hatte sich neue „Gloire“ erkämpft, Englands Waffen sich den französischen nicht ebenbürtig erwiesen, die französische Seemacht war in solcher Weise verstärkt worden, daß sie fortan mit der englischen sich messen konnte. Napoleon dachte nicht daran, Eroberungen zu machen; er war zufrieden, Frankreich wieder zum Mittel- und Schwerpunkt des europäischen Staatensystems gemacht zu haben. Am 30. März 1856 zu Paris wurde der Friede abgeschlossen. Alles eroberte Gebiet wurde gegenseitig zurückgegeben; Rußland verlor nur einen unbedeutenden Landstrich in Bessarabien, es mußte Kars jedoch den Türken wieder überlassen und dem Protektorat über die Donaufürstentümer entsagen. Es sollte fortan am Schwarzen Meere keine Arsenale mehr errichten und dort nicht mehr Kriegsschiffe halten dürfen als die Türkei. Die Donauschiffahrt wurde frei erklärt, die Unabhängigkeit der Pforte ausdrücklich ausgesprochen.

Eine halbe Million Menschen waren dem Kriege zum Opfer gefallen; abgesehen von der Menge zerstörten Eigentums und Vermögens, hatte der Orientkrieg allen beteiligten Mächten eine Schuldenlast von mehr als 1500 Millionen Thalern aufgebürdet.

Zwanzig Jahre ruhte die sogenannte „orientalische Frage“, bis sie, angeregt durch den Aufstand in der Herzegowina, zu einem neuen, gewaltigen russisch-türkischen Kriege führte, diesmal *ohne* die Beteiligung der Westmächte. Im dritten Bande dieses Werkes wird davon die Rede sein.

Angriff der Österreicher.

## 5. Der italienische Feldzug des Jahres 1859.

England, kaum aus dem orientalischen Kriege hervorgegangen, bekämpfte mit Anstrengung den großen, von uns schon geschilderten Aufstand in Indien; mit Mühe nur hielt es sein Bündnis mit Frankreich aufrecht, welches mehr und mehr sich Rußland näherte. Auf den Trümmern von Sebastopol war die erste Annäherung erfolgt und seit jener Zeit alles geschehen, um die neue Freundschaft zu befestigen. Österreich aber hatte den grimmigsten Haß der Russen durch seine zweifelhafte Haltung während des Krimkriegs auf sich geladen; es mußten Rußlands und Österreichs Interessen sich zudem immer an der Donau kreuzen; Preußen aber hatte keinen Grund, eine größere Annäherung oder gar die Bundesgenossenschaft seines Nebenbuhlers in Deutschland zu suchen,

welcher noch vor kurzem demselben eine schlimme Demütigung bereitet und die Herstellung des ohnmächtigen Bundes, trotz Preußens Widerstreben und innerem Groll, auf das eifrigste betrieben hatte. So stand denn Österreich isoliert nach Beendigung des orientalischen Kriegs, während doch bei der gespannten Lage der Dinge zwischen Sardinien und Österreich ein neuer Kampf in Italien nur noch als eine Frage der Zeit erschien.

Durch die Teilnahme am Krimfeldzuge an der Seite der Westmächte hatte sich Sardinien während der Pariser Konferenzen eine Stimme im Rate der europäischen Großmächte verschafft. Seitdem ließ Graf Camillo Cavour, einer der geschicktesten Staatsmänner aller Zeiten, der seit 1852 Ministerpräsident in Sardinien war, keine Gelegenheit vorübergehen, um Frankreich und England für die italienische Einheit zu interessieren; es kam dies um so mehr Napoleons III. geheimen Plänen entgegen, als er längst willens war, Österreichs Macht und Übergewicht in Italien zu brechen und das Frankreichs an dessen Stelle zu setzen. Dazu schien bei der geschilderten Weltlage die Zeit gekommen zu sein. Seit dem Pariser Frieden spielte Napoleon die Rolle des Schiedsrichters in Europa, und die sogenannte „Italienische Frage" gab ihm wiederum Gelegenheit, sein Wort zu sprechen, seine Macht und seine Bedeutung allen Völkern in Erinnerung zurückzurufen. Im Herbste 1858 trafen der Kaiser Frankreichs und Cavour, der bereite Staatsmann Italiens, in Plombières zusammen. Man verständigte sich. Ein gemeinschaftliches Vorgehen gegen Österreich wurde verabredet und die Vermählung des Prinzen Napoleon mit Klothilde, der ältesten Tochter des Königs Viktor Emanuel, sollte das neue Bündnis noch enger knüpfen. Daß es dabei auch auf eine Vergrößerung Frankreichs abgesehen war, trat bald zu Tage. Indessen durch alle diese Beweggründe hätte sich der vorsichtige Kaiser nicht so schnell bestimmen lassen, für die Italiener das Schwert zu ziehen, wäre nicht ein Ereignis eingetreten, welches großen Eindruck auf ihn hervorbrachte. Als er am 14. Januar 1857 mit seiner Gemahlin in die Oper fuhr, platzten unter und neben seinem Wagen drei Hohlgeschosse von so zerstörender Wirkung, daß die Straße von Leichen und Verwundeten bedeckt, alle Fenster der anstoßenden Häuser zertrümmert wurden, Kaiser und Kaiserin aber wie durch ein Wunder dem Tode entgingen. Orsini, ein Mitglied jenes Geheimbundes der Karbonari, dem auch der Kaiser einst als junger Prinz angehört hatte, wollte diesen auf eine wahrhaft dämonische Weise an seinen Schwur, die Befreiung Italiens mit allen Mitteln zu bewirken, erinnern. Die Werkzeuge dieser verbrecherischen That waren gefüllte Bomben in Birnenform, derart mit Zündhütchen gespickt, daß, wo sie auffielen, sie sogleich explodieren mußten. Orsini starb auf dem Schafott; aber was der Lebende nicht erreichte, das erzielte er im Tode durch die allgemeine Teilnahme, welche zwei an den Kaiser kurz zuvor geschriebene und bekannt gewordene Briefe in ganz Italien hervorriefen. — Keine Frage, daß Orsinis That die Krisis beschleunigte; es fehlte nur noch am Vorwande zum Kriege. Solcher aber war bald genug gefunden.

Am Neujahrstage 1859 sprach Napoleon zu dem österreichischen Gesandten, Baron Hübner: „Ich bedauere, daß unsre Beziehungen nicht so gut sind, als ich wünschte u. s. w.", und Viktor Emanuel erklärte seinen Kammern, daß er

nicht länger gegen den „Schmerzensschrei Italiens“ unempfindlich bleiben könne. Die Rüstungen begannen, Frankreich hielt in Algerien seine kriegstüchtigsten Truppen zur Einschiffung bereit, Österreich stellte das lombardisch-venezianische Königreich unter das Kriegsgesetz und schickte Truppen über Truppen nach Italien. Am 23. April 1859 drohte der österreichische Gesandte mit sofortigem Kriege, wenn die Regierung in Turin nicht augenblicklich entwaffne. Napoleon ließ in Wien eröffnen, daß er den Übergang der Österreicher über den Ticino als eine Kriegserklärung gegen Frankreich betrachten werde; so war der Krieg unvermeidlich.

Am 29. April gingen die Österreicher, an deren Spitze der Generalfeldzeugmeister Graf Gyulay stand, über den Ticino; die Würfel waren gefallen. Franz Gyulay, Graf von Maros-Nemeth, stand im 61. Lebensjahre, als des Kaisers Vertrauen ihn an die Spitze der Armee Österreichs berief. Er hatte sich 1848 als Kommandant von Triest, dann als Kriegsminister wirkliche Verdienste erworben, aber noch nie Gelegenheit gehabt, ein großes Heer im Kriege zu führen. Seit Juli 1850 kommandierte er in Italien, später lag ihm als Landesgouverneur auch die Zivilverwaltung in den Händen. Er gehörte jener Partei am Wiener Hofe an, welche sich nicht vom Althergebrachten losmachen konnte. Seine Strenge hatte ihn den Lombarden verhaßt gemacht, sein eignes Heer empfand nicht das hingebende Vertrauen zu ihm, welches den Sieg mit verbürgt. Unter ihm kommandierten die Generale von Benedek, Zobel und Urban. Benedek war der Armee vom Jahre 1848 und 1849 her, wo er sich in Italien und Ungarn einen glänzenden Namen errungen, wohlbekannt; ebenso rühmte man Zobels Unerschrockenheit und kaltblütigen Mut; Urban hatte in Ungarn seine Treue und Kühnheit oft bewährt.

In Piemont erwartete man jeden Augenblick den Einmarsch der Österreicher und die Armee räumte die Poebene, da man sich erst nach Ankunft der französischen Armee gegen die Österreicher wenden wollte. Um Turin und die Straße über den Mont Cenis zu schützen, stellte sich General Cialdini, ein Soldat der napoleonischen Schule, mit 20000 Mann an der Dora Baltea auf. Die sardinische Hauptmacht, etwa 80000 Mann unter persönlicher Führung des Königs, ging auf das rechte Pouser, faßte zwischen Valenza und Casale, die Festung Alessandria in der Mitte, Stellung. Durch französische und italienische Agenten waren längst alle italienischen Mittelstaaten zum Aufstand vorbereitet. Auf die Nachricht von der Landung der Franzosen in Genua wurden die Regenten der Herzogtümer verjagt und provisorische Regierungen eingesetzt.

Gyulay, nachdem er den Tessin überschritten, nahm von der reichen Provinz Lomellina Besitz. Statt aber direkt auf Turin loszugehen oder doch wenigstens die noch nicht vereinigten Franzosen und Piemontesen einzeln zu schlagen oder ihre Verbindung zu hindern, blieb Gyulay unschlüssig stehen und ließ die Franzosen unbehelligt den Mont Cenis und den Mont Genèvre überschreiten, während Garibaldi mit seinen „Alpenjägern“ sich am Fuße des Gebirges aufstellte, um von dort aus den rechten Flügel der Österreicher zu beunruhigen.

Am 12. Mai kam Napoleon III. in Genua an und erließ, die Tagesbefehle seines großen Onkels nachahmend, einen Aufruf an sein Heer, worin er sagte: „daß sie für eine heilige Sache kämpften, welche die Sympathien der ganzen Welt besitze.“ „Überstürzt euch nicht!“ lautete der Schluß, „das ist die einzige Sache, die ich fürchte. Die neuen Präzisionswaffen (in Österreich waren eben weittragende Gewehre mit Expansionsgeschossen eingeführt worden) sind nur in der Ferne gefährlich; die eure wird wie immer das Bajonett sein. Das Vaterland erwartet viel von euch. Schon tönen durch ganz Frankreich Worte einer glücklichen Vorbedeutung: „Möge die neue Armee von Italien ihrer älteren Schwester würdig sein.“

Napoleon übernahm selbst den Oberbefehl über die französisch-sardinische Armee. Die fünf Armeekorps führten Baraguay d'Hilliers, Mac Mahon, Canrobert, Niel und Prinz Napoleon; die piemontesische Armee, vom Könige befehligt, zerfiel in die Armee des rechten und linken Flügels unter General Alfons Lamarmora und Hektor von Sonnaz.

Ohne von den Österreichern, die rein verteidigungsweise zu Werke gingen, belästigt zu werden, trafen die Franzosen und Piemontesen alle Vorbereitungen zum Angriffe. Zwischen Tessin und Sesia setzte sich Gyulay fest und zog sogar am 7. Mai seinen rechten Flügel über den Po zurück, um ihn keinem Flankenangriff auszusetzen. Diesem Flügel drängten sogleich die Piemontesen lebhaft nach, bis die Österreicher bei Vercelli Halt machten, das ihnen als Brückenkopf an der Sesia diente, so daß sie am linken Pouser ganz gut gegen Turin einen Schlag hätten führen können. Solch kühne Gedanken hatte Gyulay jedoch längst aufgegeben, glaubend, der Feind werde seine stärkste Stellung, seinen linken Flügel, zuerst angreifen. Als aber die Hauptmacht der Alliierten, zwischen Tortona und Alessandria und Casale vereinigt, gar keine Miene machte, über den Po zu gehen, so beschloß er, sich durch eine gewaltsame Rekognoszierung Aufklärung über die Absichten des Feindes zu verschaffen. Feldmarschallleutnant Graf Stadion überschritt am 20. Mai mit etwa 12000 Mann, sechs Schwadronen Kavallerie und 20 Geschützen den Po und marschierte jenseit des Flusses die sanft ansteigenden Höhen hinauf. Kleine Obstpflanzungen hinderten den Blick in die Ferne, der Boden war vielfach von Gräben durchschnitten. Diese Deckungsmittel benutzten die Österreicher und näherten sich dem Feinde, um, wie es bei gewaltsamen Rekognoszierungen in der Absicht liegt, ihn zum Entwickeln seiner Stärke zu reizen oder eine wahrgenommene Schwäche sogleich durch Übergang zum Angriff auszunutzen. Die Österreicher stießen nur auf Reiterei, welche trotz des ungünstigen Terrains und schwerer Verluste die Vordringenden aufzuhalten suchte. Der piemontesische General Sonnaz hatte sofort den Marschall Baraguay d'Hilliers benachrichtigen lassen, daß er angegriffen werde; so verwegen auch die piemontesischen Reiter sich gegen die österreichische Infanterie schlugen, den Husaren zeigten sie sich keineswegs gewachsen.

Graf Stadion war auf diese Weise immer weiter vorgedrungen und hatte schon das Gehöft Genestrello, das am Kamme des Pousers liegt, besetzt. Hier kam das Gefecht zum Stehen, denn mittels der Eisenbahn war schon General Forey mit fünf französischen Bataillonen und zwei Geschützen angekommen und

hatte seine Truppen gleich ins Gefecht geworfen. Langsam sahen sich die Österreicher — hinter jedem Graben entspann sich das Gefecht von neuem — gegen das tiefer liegende Montebello hin gedrängt, wo sie sich bis abends 6 Uhr wacker hielten. Von Gasse zu Gasse, von Haus zu Haus wurde gekämpft, jede Hütte wurde zur kleinen Festung — aber endlich fiel das Dorf doch in die Hände der Verbündeten. Jedoch war damit für sie nichts gewonnen, denn noch besaßen die Österreicher ein Reduit in dem Kirchhofe von Montebello. Auf einem kleinen Hügel gelegen, mit mehreren Geschützen besetzt, die das Dorf mit einem Hagel von Kartätschen übergossen, bildete der Kirchhof ein treffliches Bollwerk, und die aus den Gassen des Dorfes vorbrechenden französischen Kolonnen stutzten und wankten. Die ersten Reihen sanken nieder, so verheerend war das Kreuzfeuer. Da sprengt General Forey herbei, seine Soldaten mit feurigen Worten zu neuen Anstrengungen begeisternd. Die Stätte des Friedens wurde ein Schauplatz mörderischen Kampfes — nach langem Ringen fiel sie den Franzosen in die Hände. Graf Stadion ordnete den Rückzug an. Man behelligte ihn nicht sonderlich. Die Franzosen hatten beim ersten Zusammenstoß erfahren, daß sie einen Feind vor sich hatten, der ihnen den „Spaziergang" über Turin nach Mailand, den sie sich so leicht gedacht, sehr erschweren werde. Graf Stadion hatte den Prinzen Alexander von Hessen, der ganz in der Nähe stand, nicht zu seiner Hilfe herbeirufen mögen, ja er brachte nicht einmal seinen eignen rechten Flügel vollständig ins Gefecht, denn die Bodenbeschaffenheit legte der Entwickelung größerer Massen große Schwierigkeiten in den Weg. Aber diese Versäumnis bleibt ein Fehler, der sich bitter rächte. Schon des guten Eindrucks halber hätte man sich beim ersten Gefechte, wo es so leicht möglich gewesen wäre, mit Übermacht aufzutreten, den Sieg nicht entwinden lassen sollen.

Graf Gyulay fürchtete jetzt eine gemeinschaftliche Bewegung der französisch-sardinischen Hauptmacht und des Prinzen Napoleon, der in Livorno gelandet war, in Flanke und Rücken seiner Stellung; er zog deshalb seine Truppen immer mehr am Po zusammen. Nun regte sich auch Garibaldi.

Am 21. Mai, also am Tage nach dem Treffen von Montebello, brach Garibaldi mit seinen damals 6500 Mann zählenden Freischaren nach den Alpenseen auf, um die rechte Flanke der Österreicher zu bedrohen und das Veltlin zum Aufruhr zu bringen. Am 23. Mai stand er auf lombardischem Boden. Er teilte sein kleines Heer in drei Teile. Der erste sollte Sesto Calende am Tessin zur Sicherung des Rückzugs besetzen, der zweite bei Nacht über den Lago Maggiore fahren und die österreichische Dampfschifffstation Laveno angreifen; mit dem dritten wollte er nach Varese ziehen. Das kühne Vorgehen Garibaldis beunruhigte die Österreicher, und General Urban wurde mit einer fliegenden Kolonne gegen den Freischarenführer entsendet. Er traf diesen in Varese wohlverschanzt. Von dem gebirgigen Boden und den gute Verstecke darbietenden Rebenpflanzungen begünstigt, schlugen die Freischaren den Angriff der Österreicher zurück. Aber Garibaldi gelang es ebensowenig, auf dem fatalen Terrain etwas Entscheidendes zu unternehmen, zumal ihm Urban stetig auf der Ferse blieb. Schließlich ward seine Lage mißlich, und schon glaubte man, er suche in der Schweiz eine Zuflucht, als er plötzlich am andern Flügel der Österreicher

auftauchte, in Como alle Dampfschiffe in Beschlag nahm und seine Scharen an den Ufern auf- und abfahren ließ, überallhin zum Aufstand auffordernd und ihn weiter verbreitend. Urban schickte sich an, Como zu belagern; aber Garibaldi besetzte die Höhen der Stadt mit Geschützen. Urban hielt sich nicht für stark genug, dem unermüdlichen Gegner entschieden zu Leibe zu gehen; er zog sich vielmehr nach Monza zurück, um Verstärkungen zu erwarten. Garibaldi hielt auch weiterhin Urbans Korps so in Schach, daß es bei Magenta nicht zur Verwendung kommen konnte, hatte demnach seine Aufgabe mit Geschick gelöst.

Durch einen Flankenmarsch gedachte Napoleon III. die Österreicher in ihrem rechten Flügel zu umgehen und dann auf der Hauptstraße nach Mailand vorzudringen. Den letzteren Teil dieses Unternehmens behielt er sich selbst vor, mit dem ersteren betraute er die piemontesische Armee. König Viktor Emanuel erhielt am 29. Mai den kurzen Befehl: „Die Armee des Königs stellt sich am 30. Mai vor Palestro auf.“ Dieser Flecken liegt auf einer kleinen Einsattelung am Rücken zweier Hügel, zwischen überschwemmten Reispflanzungen und Hecken; die ganze Gegend ist von tiefen Bewässerungsgräben durchschnitten, über welche verschiedene kleine Brücken führen. Vor dem Dorfe fließt die Sesia, deren sumpfige Ufer von hohen Pappeln und Weidengebüsch umsäumt sind. Auf den Höhen von Palestro hatten sich die Österreicher verschanzt, zwei Batterien beherrschten Fluß und Straße; ebenso wie Palestro hielten die Österreicher Vinzaglio und Casaline besetzt. Am 30. Mai führte Viktor Emanuel die Piemontesen gegen diese Stellung der Österreicher in den Kampf. Die Bersaglieri überkletterten den Verhau, nahmen die Sesiabrücke und erzwangen den Eingang ins Dorf. Schon war die Kirche und die große Dorfgasse in ihrer Hand; da entrissen neue Bataillone, die von Robbio herangedrungen waren, ihnen Schritt für Schritt den eroberten Boden; doch General Cialdini eilt nun mit seiner Reserve herbei, seinen Soldaten voran stürmt er mit dem Rufe „Es lebe der König!“ die Höhe. Nun räumten die Österreicher das Dorf. Am folgenden Tage erneuerten sie den Kampf, denn die Wiedereroberung Palestros, wo sich mehrere Straßen kreuzen, war von höchster Wichtigkeit. Gelang es den Österreichern, den Feind aus dem Dorfe zu jagen, so war die Vereinigung des Marschalls Canrobert und seiner Franzosen mit den Piemontesen verzögert. Die piemontesische Brigade, an deren Spitze der König Viktor Emanuel mit glänzender Tapferkeit stritt, war nahe daran, zu erliegen, da eine Kolonne Österreicher zwischen der Sesia und einem Kanal vordrang und die rechte Flanke des Feindes bedrohte. In diesem Augenblick erschien das 3. französische Zuavenregiment, 2600 Mann stark, auf dem Kampfplatze. Vier Kompanien desselben schleichen sich durch die Getreidefelder längs des Kanals vor und stürzen sich auf die österreichischen Geschütze, welche die Piemontesen im Rücken beschießen sollen. Die Geschütze wenden jetzt ihnen ihre Mündungen zu; sie erleiden ungeheure Verluste. Ein tiefer Kanal trennt sie vom Feinde. Die Zuaven springen ins Wasser, obwohl es bis an die Schultern reicht. Weder die Kartätschenladungen der österreichischen Geschütze noch das Feuern der selten ihr Ziel fehlenden Kaiserjäger vermögen sie aufzuhalten; sie erklimmen den jenseitigen Uferrand, stoßen die Bedienungsmannschaft der Geschütze nieder, diese werden genommen.

Kampf zwischen Hallerhusaren und piemontesischen Ulanen (1859).

Ein andres Bataillon ersteigt die Höhen auf einem andern Punkte, so daß nun Viktor Emanuel Luft zu neuem Vorrücken gewinnt. In dichten Reihen werfen sich nun Franzosen und Piemontesen auf die Österreicher. Ein furchtbares Handgemenge erfolgt. Starke Reserven der Österreicher bemühen sich, das Schicksal des Tages abzuwenden; vergebens. Da wenden sich die österreichischen Kolonnen zur Flucht; vor sich einen tiefen Strom, die Brida, hinter sich die unermüdlichen Zuaven. Nur eine Brücke führt über das Wasser; dorthin eilt alles, aber nun staut sich die Menschenmasse am Übergange. Auf dem engen Raume zwischen der Brücke und dem steilen Flußufer kämpfen die Österreicher den Kampf der Verzweiflung. Das Geschick des Tages aber war entschieden! Der Verlust der Verbündeten bei Palestro beträgt 2400 Mann; der der Österreicher, die allein 1000 Gefangene verloren, 3000 Mann.

Man erwartete allgemein, Graf Gyulay werde endlich aus seiner Zurückhaltung heraustreten und den Alliierten eine Schlacht liefern. Allein zur Überraschung, auch des Feindes, gab er den Befehl zum Rückzug hinter den Tessin. Ein Feldherr, der keine Erfolge aufzuweisen hat, wird nur zu leicht ungerecht beurteilt. Aber die Oberleitung Gyulays bildet eine Kette fortgesetzt irriger oder verfehlter Anordnungen, welche selbst die mildeste Kritik nicht entschuldigen kann. Ließ er doch nicht einmal die Bahnlinien des Gebietes, das er vor dem Feinde räumte, zerstören, obwohl ihre Erhaltung ihm nichts, wohl aber dem Feinde sehr viel nützen konnte.

Durch die blutigen Kämpfe um Palestro gelang es Napoleon, ohne daß Gyulay es merkte, ein sehr kühnes Manöver auszuführen, indem er durch einen Flankenmarsch mit Hilfe der Eisenbahn den größten Teil seiner Streitkräfte vom Süden nach dem Norden, vom Po nach der Sesia brachte. Am 1. Juni verlegte Napoleon sein Hauptquartier nach Novara, und mit der den französischen Angriffsbewegungen eigentümlichen Raschheit folgten jetzt die Märsche gegen Mailand. Schon am 3. Mai nachmittags 3 Uhr hatte Mac Mahon den Tessin überschritten und Turbigo besetzt. Gyulays Heer stand jetzt im großen Halbkreise hinter dem Tessin; seine rechte Flanke bei Magenta lehnte sich an die Straße nach Mailand, seine linke an den Tessin bei Abbiate grasso, während seine Mitte bei Robecco von dem Naviglio durchschnitten wurde. Diese Aufstellung litt an Zersplitterung; mehrere Korps, wie z. B. das aus Pavia, konnten vor Mittag des 4. Juni gar nicht eintreffen, und wie wir gleich sehen werden, wurde in der That das österreichische Heer, ehe es noch recht konzentriert war, durch die Franzosen überholt und geschlagen. Mac Mahon eilte, nachdem er kaum Turbigo besetzt hatte, mit seinem Generalstabe nach dem sehr hoch gelegenen Dorfe Robecchetto am linken Ufer des Tessin, von wo aus man die Umgegend weit überschauen kann. Die französischen Offiziere bestiegen den Kirchturm und waren sehr erstaunt, in der Entfernung von nur einer halben Stunde eine starke österreichische Kolonne gegen das Dorf anrücken zu sehen. Mac Mahon gab General de la Motterouge Befehl, mit den Turkos das inzwischen von den Österreichern besetzte Robecchetto zu nehmen. Diese Turkos kamen an diesem Tage zum erstenmal gegen europäische Truppen ins Gefecht. (Sie unterscheiden sich von den Zuaven besonders dadurch, daß sie, wie bereits

früher bemerkt, aus eingebornen Afrikanern bestanden, während die Zuaven durch Scheren von Vorderhaupt und Nacken sich künstlich ein muselmanisches Aussehen geben.) Wie eine Herde Büffel stürzten sie sich mit gellendem Schlachtruf in unaufhaltsamem Laufe gegen die Österreicher. Vier gezogene Geschütze, ein Voltigeurregiment und einige Bataillone der Linie folgten als Unterstützung nach. Die Kampfweise der Turkos als Tirailleure hat etwas eigentümlich Theatralisches, wenn man will Bestialisches. Schonung des verwundeten Feindes ist ihnen unbekannt; auch mancher Arzt und Krankenträger, bereit, ihnen, wenn sie selbst verwundet waren, beizustehen, ist der Tücke dieser „Söhne der Wüste" zum Opfer gefallen. Wir haben sie im Jahre 1870 zur Genüge kennen gelernt.

Viktor Emanuel.

Man hatte ein großes Aufhebens von diesen Turkos gemacht; in Wirklichkeit leisteten sie aber nicht mehr als jede andre Truppe, und als eine Raketenbatterie auffuhr und die zischenden und sprühenden Geschosse unter sie warf, waren sie nur durch kräftigsten Zuspruch wieder vorwärts zu treiben.

Napoleon wohnte diesem Avantgardengefecht bei, welches abends 5 Uhr mit der Wegnahme von Robecchetto durch die Franzosen endete. Dies war das Vorspiel der Schlacht von Magenta am 4. Juni. Der Marschbefehl Napoleons lautete: „Das Korps des Generals Mac Mahon, verstärkt von der Voltigeurdivision der Kaisergarde, gefolgt von der ganzen Armee des Königs von Sardinien, marschiert von Turbigo auf Buffalora und Magenta, während

die Grenadierdivision sich des Brückenkopfs von Buffalora am linken Tessinufer bemächtigt und das Armeekorps Mac Mahons an dieser Stelle den Tessin überschreitet. Das vierte Korps stellt sich bei Trecate, das erste bei Olengo auf."

Das Dorf Buffalora liegt am Kanal Naviglio, über welchen viele Brücken führen, so bei Buffalora, Bernate, die neue und alte Brücke von Magenta und die Brücke bei Robecco. Von der Brücke bei Buffalora wendet sich die Eisenbahn, auf hohem Damm gelegen, der von einer österreichischen Batterie gekrönt war, nach den halbkreisförmigen Hügeln, deren Kamm sie, 700 Schritte von der neuen Magentabrücke entfernt, überschreitet. Der Boden ringsumher ist von Baumgruppen, Gebüsch, Maulbeer- und Rebenpflanzungen bedeckt, von tiefen Wassergräben durchzogen; dazwischen liegen feuchte Wiesengründe, Reis-, Hafer- und Gerstenfelder; die Artillerie und Reiterei kann sich nur auf den Straßen vorwärts bewegen, welche zahlreich sich nach allen Richtungen hin durchkreuzen.

Das rasche Vorgehen Napoleons gegen Mailand hatte Gyulay endlich über den Zweck des französischen Flankenmarsches aufgeklärt, und er suchte nun den Feind durch die Sprengung der Brücken von Buffalora und Magenta wenigstens so lange aufzuhalten, bis er seine Korps von Pavia an sich gezogen und sich mit seinen gesamten Streitkräften den gegen Mailand vorrückenden Alliierten in die Flanke werfen könnte. Wie schlecht für Nachschaffung des Kriegsmaterials gesorgt war, beweist der Umstand, daß man nach mehreren Stunden nicht einmal hinlänglich Pulver zusammenbrachte, um die Brücken völlig sprengen zu können. Die Stellung der Österreicher war durch die Bodenbeschaffenheit sehr stark; die verschiedenen Korps standen auf dem Halbkreise der Hügel, sich rechts auf das Dorf Buffalora, in der Mitte auf Magenta und links auf Robecco stützend; der Naviglio grande schützte die Fronte und war durch die in Batterien verwandelten Bahnhofs- und Zollgebäude beherrscht.

Morgens 8 Uhr langte Napoleon an der Brücke von Buffalora an, und da er die Vollendnng der Schiffbrücke in der Nähe von San Martino und die Meldung, daß Mac Mahon zu seiner Linken weit genug vorgedrungen sei, abwarten wollte, so beschränkte sich das Gefecht lange Zeit auf einen Vorpostenkampf. Sobald jedoch Napoleon von Mac Mahon, der auf zwei verschiedenen Straßen marschierte, Nachricht erhielt, er werde längstens bis halb 3 Uhr nachmittags in Magenta eintreffen, gab er Befehl, das Dorf Buffalora zu stürmen. Die algerischen Tirailleurs, von General Lefèbre geführt, bemächtigten sich der Barrikaden und ersten Häuser des Dorfes.

Der Kampf nahm durch frische österreichische Bataillone bald in solchem Maße an Lebhaftigkeit zu, daß der Kaiser mit seiner Garde sich sehr danach sehnte, den Kanonendonner Mac Mahons zu vernehmen. Dieser war mit der Spitze seiner einen Kolonne allerdings schon in der Nähe des Schlachtfeldes eingetroffen, stieß aber auf so entschiedenen Widerstand, daß Gefahr drohte, die Österreicher könnten ein Korps zwischen seine beiden getrennt marschierenden Divisionen werfen und dieselben einzeln vernichten. Mac Mahon wehrte daher nur den Angriff der Österreicher ab und beschloß, erst nach der Vereinigung der beiden Hälften seiner Macht zum Angriff vorzugehen, während sich der Kaiser Napoleon der Täuschung hingab, Mac Mahon werde sogleich kräftigst

Italienische Armee.

Sappeurs. Reiterei. (Genua-Lancier.) Infanterist. Artillerist. Garibaldischer Freiwilliger.

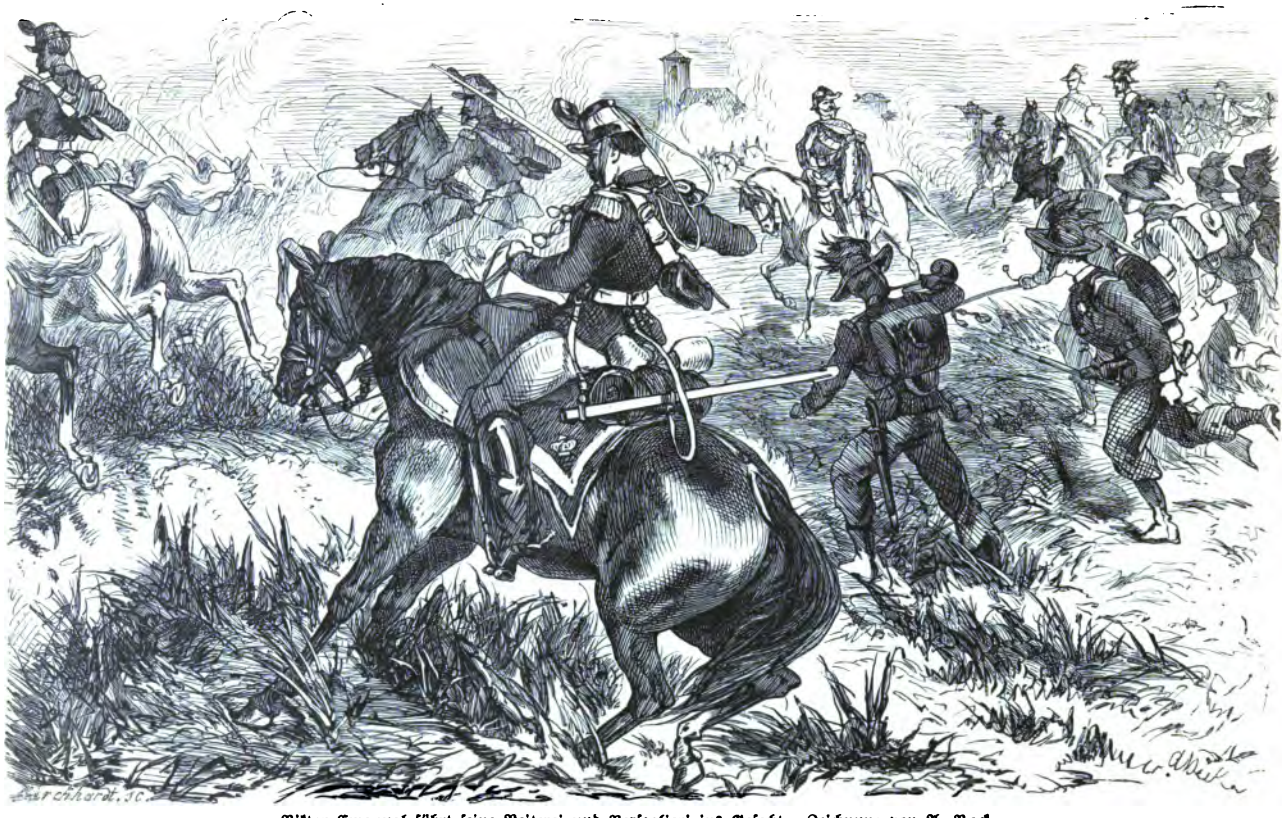
an der Schlacht teilnehmen. Er ließ daher ohne Zögern durch seine nur 5000 Mann starken Garden die Stellungen der Österreicher an den Brücken von Magenta angreifen, um das Vordringen Mac Mahons zu unterstützen. Gleichzeitig wurden die Armeekorps Canrobert und Niel zum Vormarsch nach Buffalora befehligt. Die Garden kämpften unter den Augen ihres Kaisers mit heldenmütigster Tapferkeit. Die Schlacht drehte sich hauptsächlich um den Besitz des Dorfes Vecchio Magenta. Dreimal vertrieben die Franzosen die Österreicher nach blutigem Ringen aus Magenta, aber der österreichische General Reischach, obwohl durch einen Schuß in den Schenkel verwundet, entreißt es an der Spitze der Kaiserjäger dem Feinde wieder und erobert eine gezogene Kanone. Voll neu auflebender Siegeshoffnung umringen die Österreicher die französischen Gardebataillone, so daß sie fast aufgerieben werden und nur ein kleiner Teil wieder die Brücke zu erreichen vermag. Schon glaubten die tapferen österreichischen Bataillone den Sieg an ihre Fahnen gefesselt zu haben; die Stellung der Franzosen wurde bereits in ihrer rechten Flanke umgangen; es gewann den Anschein, als werde der Kaiser Napoleon die Schlacht und damit vielleicht — seine Krone verlieren. So stand es nachmittags 3 Uhr, es wurde 4 Uhr; Napoleon wich nicht von der gefährlichen Stelle, wo sich so vieles entscheiden sollte. Da endlich donnert es links in der Ferne, immer lauter trägt der Wind den Schall herüber. Das sind die jetzt vereinigten Divisionen Mac Mahons; fast gleichzeitig geht die Meldung ein, daß Niel und Canrobert eintreffen werden. Mac Mahon hat sich Marcellos bemächtigt, Buffalora ist sein, und auf den Kirchturm von Magenta richtet sich der Marsch aller französischen Korps, die zur Hand sind. Man behauptet, der Marschall habe seinen Ruhm einem reinen Zufall zu verdanken gehabt, ohne zu wissen, wo er sich befand, habe er sich auf seinen Instinkt verlassen und sei zur rechten Stunde an den rechten Ort gelangt. Mag dem sein, wie's wolle, ihm gebührt das Verdienst, die Schlacht durch sein Erscheinen zu gunsten der Franzosen entschieden zu haben. Die Fremdenregimenter erklettern den Eisenbahndamm und dringen in das Dorf, der Bahnhof wird erstürmt. Abends halb 8 Uhr befindet sich Mac Mahon im Besitze von Magenta, und Napoleon dankt ihm durch die Ernennung zum „Herzog von Magenta". Noch bis 8 Uhr stritten die Österreicher um Carpenzogo und vor Robecco, bis die eintretende Dunkelheit dem Ringen ein Ende machte. Die Franzosen hatten das Schlachtfeld behauptet, aber sie waren unfähig, die Österreicher zu verfolgen. Gyulay gedachte die Schlacht am 5. morgens zu erneuern, aber das erste und zweite Armeekorps waren seiner Oberleitung entgangen und hatten sich zurückgezogen. Es wurde mit Sonnenaufgang durch das Regiment Großherzog von Hessen noch ein Scheinangriff gemacht, dann erfolgte der Abmarsch der Armee. Die Piemontesen trafen, aufgehalten von den vielen Fuhrwerken, welche die Straßen verstopften, erst am 5. in Magenta ein. Nur ihre Avantgarde hatte noch am Ende der Schlacht teilnehmen können. Die Franzosen geben ihren Verlust nur auf 5000 Mann an, er war jedenfalls viel größer, vielleicht doppelt so groß. Die Österreicher büßten 281 tote und verwundete Offiziere und 12000 Mann ein. Aber der Verlust an Menschen erscheint geringfügig gegen den moralischen Schlag, welcher Österreich traf, als

sich infolge der Schlacht bei Magenta die Thore Mailands öffneten, wo Napoleon und Viktor Emanuel am 8. Juni unter dem Freudentaumel der Italiener triumphierend einzogen. Piacenza und Pavia, die ganze Lombardei, begrüßte Napoleon als Befreier.

Es war das herrlichste Heer, das Österreich je in den Kampf geführt; die Soldaten hatten die höchste Tapferkeit bewiesen; sie erregte sogar die Bewunderung der Sieger. Aber was hilft sie, wenn, wie hier der Fall, jede einheitliche Führung fehlte und die einzelnen Korpsführer sich völlig selbst überlassen blieben. Zudem litt das Heer durch die großartigsten Unterschleife und Betrügereien der Lieferanten bitteren Mangel am Notwendigsten. Mit hungrigen Magen schlägt und marschiert es sich schlecht. Die Verpflegung war so mangelhaft organisiert, daß einzelne Abteilungen 36 Stunden nichts zu essen bekamen, während die Franzosen in Feldmütze, ohne Tornister, wohl ausgeruht sich auf die ermüdeten, schwerbepackten und hungernden Österreicher warfen. Als Gyulay die Lombardei räumen mußte, da ließ sich die Mißstimmung, der Unmut der tapferen Armee nicht länger mehr verheimlichen. Man sagt, Ulanen hätten die Fähnlein von ihren Lanzen gerissen, die Jäger die Blumen und grünen Zweige weggeworfen, welche sie im Kriege stets auf den Hüten zu tragen pflegten. Selbst die Offiziere machten ihrem Unmut in bitteren Worten Luft. — Gyulay, unfähig, die zerstreuten Truppenkorps zu sammeln, gab Befehl zu allgemeinem Rückzuge; Mailand wurde in fluchtähnlicher Eile geräumt, so daß eine Menge Kriegsmaterial und Vorräte zurückblieben. Die Verfolgung von seiten der Verbündeten war lahm, nur General Benedek, den Baraguay d'Hilliers auf der Straße nach Lodi verfolgte, mußte den Franzosen erst ein Gefecht liefern, ehe er seinen Marsch weiter fortsetzen konnte. Bei dem Dorfe Melegnano, nahe bei Mailand, als die Österreicher den Ort beinahe schon hinter sich hatten, griffen die Franzosen an und zwangen Benedek, das Gefecht anzunehmen. Die Franzosen blieben Sieger, doch kostete ihnen die Eroberung Melegnanos an 400 Mann. Das 33. französische Infanterieregiment wurde zersprengt, die Turkos mit den Kolben zurückgeworfen und das zweite Zuavenregiment arg gelichtet.

Am 15. Juni überfiel Garibaldi, der Unermüdliche, bei Castelnedolo zwei österreichische Bataillone, wurde jedoch von einem dritten umgangen und mußte nach Brescia flüchten.

Am 17. Juni übernahm der Kaiser Franz Joseph selbst den Oberbefehl über das österreichische Heer. Gyulay wurde des Kommandos entsetzt. Mit tausendstimmigem Jubel blickte die wackere Armee auf ihren jungen Kaiser, vor Verlangen glühend, unter seiner Führung die erlittenen Niederlagen auszuwetzen. Mittlerweile hatte sich ganz Mittelitalien für Viktor Emanuel erklärt, und die Verbündeten wandten sich nun von Mailand gegen den Mincio. Die französisch-sardinische Flotte, welche bisher Venedig eingeschlossen hatte, konnte nun vielleicht einen Angriff auf die Stadt machen oder im Rücken der Österreicher landen. Unter diesen Umständen schien es am geratensten, sich hinter den Mincio in die Nähe des Festungsvierecks zurückzuziehen. Dies war am 23. Juni geschehen und Franz Joseph beschloß, von hier aus den Alliierten entgegenzugehen.



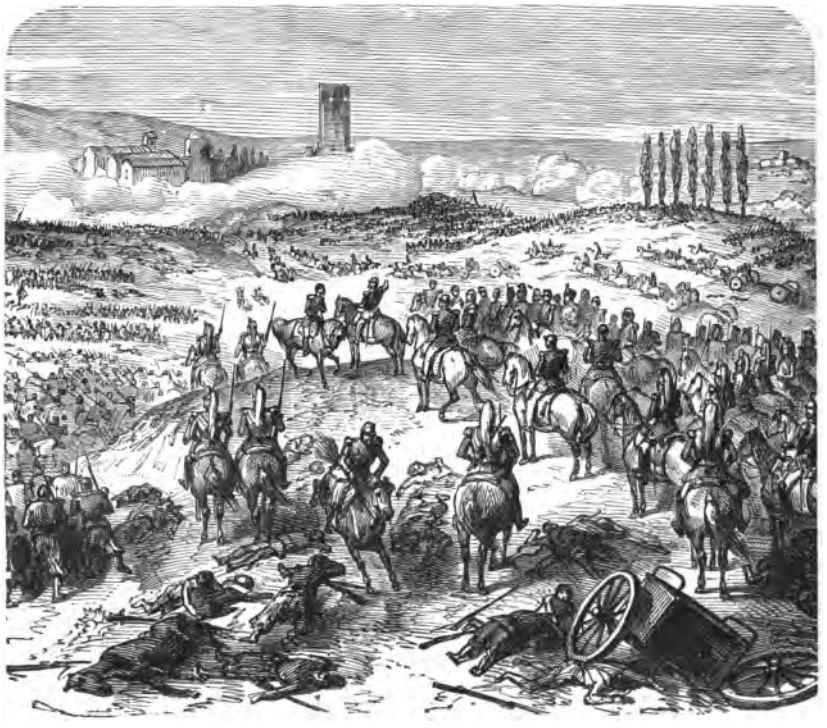
Viktor Emanuel führt seine Reiterei und Bersaglieri ins Gefecht. Zeichnung von A. Beck.

Das österreichische Heer war in zwei Armeen geteilt; die erste, welche um und in Mantua lag, kommandierte Graf Wimpffen; die zweite, welche um Custozza stand, Graf Schlick.

**Schlacht von Solferino, 24. Juni.** Durch Rekognoszierung hatten die Österreicher am 23. erfahren, daß das französische Hauptquartier noch hinter der Chiese sei. Franz Joseph beabsichtigte, am folgenden Tage den Mincio auf vier Stellen zu überschreiten und am 25. an der Chiese eine Schlacht zu liefern. Das wäre nun ganz gut und richtig gewesen, da der Boden dort weniger angebaut und eben ist und den Österreichern die Entwickelung einer Übermacht gestattet hätte — allein die Franzosen blieben nicht stehen, um sich in dieser ungünstigen Stellung angreifen zu lassen. Durch zuverlässige und zahlreiche Kundschafter war das französische Hauptquartier von allen Bewegungen des österreichischen Heeres genau unterrichtet (auch Luftballons hatten behilflich sein müssen, um die Stellungen des Feindes zu rekognoszieren) und kam den Österreichern zuvor. In der Nacht zum 24. Juni brachen die Alliierten auf, die piemontesische Armee den linken, Niel und Canrobert den rechten Flügel bildend, Mac Mahon und Baraguay d'Hilliers im Zentrum; die Avantgarden stießen bereits morgens 5 Uhr auf die Österreicher. Den Piemontesen gegenüber stand der rechte Flügel der Österreicher unter Benedek, im Zentrum, wo Napoleon III. selbst zugegen war, stand ihm Kaiser Franz Joseph persönlich gegenüber mit zwei Armeekorps; auf dem linken österreichischen Flügel, Niel und Canrobert gegenüber, waren drei Korps aufgestellt. Die etwa zwei Meilen lange Schlachtlinie, zwischen Mincio und Chiese, bildete einen stumpfen Winkel, dessen Spitze in Cavriana war. Der linke österreichische und rechte französische (alliierte) Flügel dehnten sich in der Ebene aus, die beiden Mitten der Heere auf den Hügeln, den letzten Ausläufern der Tiroler Berge, während die Piemontesen und Benedek weiter nördlich auf einem von Bergzügen mannigfach durchzogenen Terrain zu kämpfen hatten. Der Hügel, welcher die Häuser von Solferino trägt, bildet den hervorragendsten Punkt des Schlachtfeldes. Auf seiner Kuppe steht ein viereckiger Turm Spia d'Italia (italienischer „Lug ins Land"), der eine vortreffliche Aussicht bis an den Po gewährt; der Hügel hat sehr steile Abhänge und ist nur von der Ebene aus zugänglich. Das Dorf Cavriana, ein unordentlicher Haufe von steinernen Häusern und Ruinen, ist durch ein nicht sehr tiefes Thal von Solferino getrennt. In der Ebene, Campo di Medole genannt, erhebt sich das Dorf San Cassiano. Die Massenbewegung von Truppenkörpern ist durch Hecken, Gräben und Kanäle sehr erschwert, obwohl sehr viele Straßen vorhanden sind.

Auf dem linken österreichischen Flügel begann die Schlacht. Die österreichische Reiterei führte einige glänzende Angriffe auf die Infanterie des Generals Niel aus, welche das Dorf Medole den Österreichern abgenommen hatten, aber bald gewann hier der Kampf größere Ausdehnung, so daß zwei österreichische Armeekorps und zwei Brigaden den Divisionen Niels und Mac Mahons gegenüber standen und um das zwischen ihnen liegende Dorf Rebecco blutig rangen. Es wurde bald von der einen, bald von der andern Partei genommen, und wie dicht sich auch der enge Raum mit Leichen und Verwundeten füllte, so blieb

hier im Süden der Ausgang unentschieden. Das Gefecht stand. Um so günstiger zeigte sich das Glück den Österreichern im Norden, wo Benedek zwischen San Martino und Pozzolongo Hügel um Hügel den Piemontesen abnahm und sogar ihren Rückzug bedrohte. Selbst bedeutende Verstärkungen vermochten Benedek nicht von den Höhen von San Martino zurückzudrängen. Viermal waren die Meierhöfe und die Kirche von San Martino von den Piemontesen erstürmt worden, aber immer wieder jagte Benedek dem Feinde die Beute ab, bis er Herr der Stellung blieb.



Schlacht bei Solferino am 24. Juni 1859.

Die Entscheidung des Tages lag jedoch in der Mitte bei Solferino; nur wenn die Mitte der französischen Schlachtaufstellung vollständig durchbrochen war, konnten die Flügel voneinander getrennt und von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten werden. Beim Beginn der Schlacht hielten sich in Solferino wenige österreichische Regimenter gegen zwei französische Divisionen, was nur durch den besonders mit Reben bewachsenen Boden und die natürliche Stärke der österreichischen Stellung möglich war. Die mehr im Süden Solferinos kämpfenden österreichischen Truppen wurden gegen das Dorf zugedrängt; hier spielte sich ein außerordentlich erbitterter Kampf ab.

Bis 11 Uhr vormittags hatten die Franzosen neunmal die Höhe von Solferino erklommen und ebenso oft waren sie wieder hinabgeworfen worden. Baraguay d'Hilliers stellte sich mehrmals an die Spitze der Stürmenden, allein von dem feindlichen Gewehrfeuer furchtbar gelichtet, erlagen die braven Regimenter fast der Hitze und übermenschlichen Anstrengungen.

Beide Teile zogen nun ihre Reserven ins Gefecht. Der Kampf um Solferino, bei welchem beide Heere unter den Augen ihrer Kaiser fochten, bildet eines der blutigsten Gefechte, welches die Kriegsgeschichte kennt. Von dem Monte Fenile aus, einem Hügel, 3000 Schritte von Solferino entfernt, beschoß eine französische Batterie mit gezogenen Kanonen das Dorf; die glatten österreichischen Geschütze erwiesen sich ohnmächtig dagegen; ihre Kugeln reichten nicht so weit und fielen wirkungslos weit vor der französischen Batterie zur Erde nieder. Dagegen platzten die französischen Granaten in dem dichten Knäuel der in und um Solferino gedrängten Österreicher; bald fuhr eine zweite gezogene Batterie an der Straße von Castiglione auf und bewarf Solferino ebenfalls. Die französische Schlachtlinie ging nun zum allgemeinen Sturm auf die Höhe über. Napoleon ritt im heftigsten Feuer seinen Garden voran; auf Solferino deutend, rief er „Allons, mes voltigeurs, culbutez-moi tout cela.“ Persönliche Tapferkeit kann man dem nachmals so unglücklichen Regenten nicht absprechen. Der beschwerliche Weg bergauf wurde von den Garden angetreten, aber aus den Weinpflanzungen empfing sie ein mörderisches Feuer der österreichischen Jäger, so daß sie endlich, von der furchtbaren Hitze ermattet, umkehren mußten, übergossen von den Kartätschen der Geschütze der am Eingang Solferinos errichteten Schanze. General Forey sammelt die Wankenden wieder um sich, und mit flammenden Worten reißt er sie noch einmal vorwärts. Viermal schlagen die Österreicher den Sturm ab. Jetzt fährt die Artillerie der Garde so nahe als möglich an die feindliche Stellung heran und eröffnet ein entsetzliches Feuer. Die Gardevoltigeurs klimmen zum fünftenmal die Höhe hinan, und nach einem Straßenkampfe, dessen Heftigkeit als beispiellos geschildert wird, ist Solferino genommen. Jetzt kommt mehr Ordnung in den Gang der Schlacht, die sich bisher in einzelne Gefechte zersplittert hatte, die Österreicher werden von den sich entwickelnden Massen der französischen Truppen von Stellung zu Stellung zurückgedrängt, der rechte französische Flügel und die Mitte drängen nun gegen den Turm von Cavriana. Schon ziehen sich die österreichischen Kolonnen zurück; sie haben keine Reserven mehr und sind vollständig erschöpft. Ein Sturmwind erhebt sich, der Donner übertäubt das Dröhnen der Kanonen, Blitze zucken, und bald bricht ein furchtbares Gewitter aus; Hagel und Regen schlagen den Österreichern ins Gesicht. Selbst der Himmel erklärte sich gegen sie. Während des gewaltigen Tobens des Wetters ruhten die Waffen wie auf höheren Befehl, eine religiöse Scheu schien die streitenden Heere erfaßt zu haben. Graf Schlick hatte schon den beiden Flügeln die Nachricht überbringen lassen, daß er die Schlacht abbrechen müsse. Der linke österreichische Flügel zog sich in bester Ordnung zurück. Benedek, der am rechten Flügel soeben einen neuen Angriff der Piemontesen abgeschlagen hatte, wurde gar nicht verfolgt, als er jetzt gezwungen dem Rückzugsbefehl gehorchen mußte.

In der Mitte bei Cavriana versuchten die Österreicher noch einmal stand zu halten und dem Feinde die Stirn zu bieten; der Kaiser Franz Joseph setzte sich unerschrocken den feindlichen Kugeln aus; allein die Schlacht war verloren, der vollständige Rückzug mußte angetreten werden und wurde am folgenden Tage über den Mincio fortgesetzt.

Bei Solferino hatten 300000 Mann mit 500 Kanonen auf beiden Seiten gekämpft. Der Verlust der Alliierten belief sich auf 18500, jener der Österreicher auf etwa 20000 Mann. Verhältnismäßig groß war der Verlust der Piemontesen; er spricht dafür, daß der ungünstige Erfolg ihrer Anstrengungen in ihrer an diesem Tage sehr mangelhaften Verwendung zu suchen ist, und daß sie mit großer Tapferkeit gefochten haben.

**Waffenstillstand und Friede zu Villafranca.** Die Alliierten überschritten nun den Mincio und waren an dem berühmten Festungsviereck angelangt. Prinz Napoleon mit 35000 Mann stieß jetzt zu dem Hauptheere. Die Piemontesen schlossen die Festung Peschiera ein, Mantua sollte beobachtet, Verona belagert werden. Noch war für Österreich nichts verloren, und jedermann wartete auf die Nachricht von einer neuen großen Schlacht. Statt dieser überraschte die Kunde, Franz Joseph habe mit Napoleon am 8. Juli einen Waffenstillstand abgeschlossen, die erstaunte Welt. Drei Tage später erfolgte in der That der Friede von Villafranca, wodurch die Lombardei an Napoleon III. abgetreten ward, die nun, mit Ausnahme Venetiens, an Sardinien fiel. Napoleon III. hatte durch den rechtzeitigen Friedensschluß einen neuen Sieg gewonnen. Die Gründe, welche ihn bewogen, im vollsten Siegeslaufe den Krieg abzubrechen, sind hauptsächlich politischer Natur gewesen. Er hatte immer nur einen italienischen, nie einen europäischen Krieg führen wollen, und in letzteren mußte er unausbleiblich verwickelt werden, wenn er den Kampf weiter fortsetzte. Die sardinischen Vorposten streiften bereits bis an die Grenzen Deutschlands, und der Kaiser wußte nicht, ob er seine Bundesgenossen am Überschreiten derselben werde hindern können. Preußen stand völlig gerüstet. Die Mobilmachung von zwei Drittel der Armee war beendet, der Rest befand sich auf Kriegsstärke. Die Truppen setzten sich schon gegen die französische Grenze in Bewegung und am 15. Juli sollte der Eisenbahntransport nach dem Rhein, welcher in kurzer Zeit ein Heer von 250000 Mann versammeln würde, beginnen. Somit war Gefahr im Verzuge. Dazu kam Mißstimmung von seiten der Franzosen über die mehr und mehr hervortretenden Bestrebungen des ritterlichen Viktor Emanuel, sich möglichst unabhängig zu stellen. Für den Ruhm Frankreichs war überdies genug geschehen; zudem hatte die Armee bedeutend gelitten, die Schwierigkeiten für den weiteren Verlauf häuften sich beim Betreten des starken Festungsvierecks (Mantua, Verona, Peschiera und Legnago) und die allgemeine Stimmung im Heere steigerte sich bereits bis zur Erbitterung gegen den piemontesischen Bundesgenossen. Auch Österreich war dem Frieden geneigt, seine Finanzen waren zerrüttet, seine Kräfte erschöpft; auch gönnte es Preußen nicht den Ruhm, seinen Retter zu spielen und damit die Führung im Deutschen Bunde zu gewinnen.

Das Lob der Hingebung und des Heldenmutes kann dem österreichischen Heere nicht versagt werden; aber es trat in diesen Kämpfen doch der Umstand

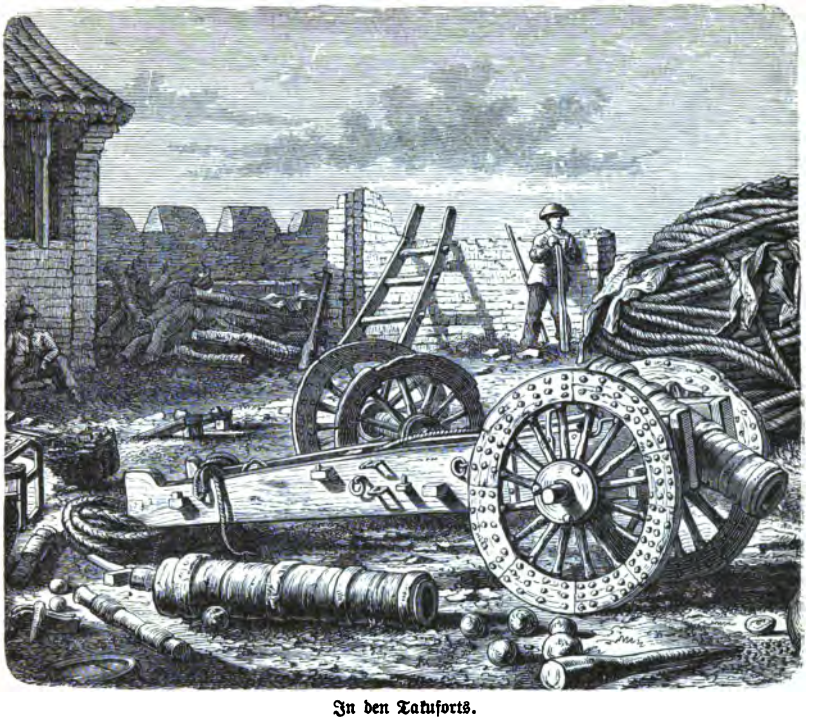
störend zu Tage, daß die österreichische Armee aus ganz verschiedenen Nationalitäten sich bildet; es blieb dies nicht ohne Einfluß auf das Verhalten der verschiedenen Truppenteile. Es haben polnische und ungarische Regimenter mit großer Auszeichnung gefochten, aber allgemein herrschte die Begeisterung nicht, welche noch etwas mehr leisten läßt, als was die Waffenehre fordert, wie es zehn Jahre zuvor unter Radetzkys Führung auf denselben Schlachtfeldern ja der Fall gewesen war. Unzweifelhaft haben sich die deutschen Regimenter in diesem Kriege am meisten bewährt und ausgezeichnet. Auch ist nicht zu übersehen, daß die Dienstzeit für die Infanterie erst kurz vor dem Kriege auf weniger als drei Jahre herabgesetzt worden war; es fehlte an gedienten Leuten; infolgedessen mußten zahlreiche Rekruten eingestellt werden, durch welche der feste Halt der Truppe arg erschüttert wurde; sie zeigten sich den durch längere Dienstzeit und vorherige Kriegserfahrung gestählten französischen Regimentern gegenüber nicht immer gewachsen.

Was die Bewaffnung betrifft, so ist zu sagen, daß die Österreicher ein besseres Gewehr führten als ihre Gegner. Es war das gezogene, bis 1000 Schritte tragende Gewehr nach dem System Lorenz; aber die Leute hatten es erst vor kurzem erhalten und waren mit demselben nicht genügend bekannt, so daß sie das Vertrauen auf ihre Waffe, deren Trefffähigkeit überdies bei unbekannten Entfernungen eine geringe war, nicht besaßen. Dem gegenüber hatten die Franzosen immer noch, zum Teil wenigstens, glatte Gewehre; Napoleon hatte also recht, als er seinen Soldaten sagte: „Die neuen Waffen sind nur gefährlich, wenn ihr ihnen fern bleibt.“ Damit empfahl er sehr richtig das Draufgehen bis auf Abstände, wo der Nachteil, daß der Gegner ein weiter tragendes Gewehr habe, sich wieder ausglich. Freilich rühmten die Franzosen, das Bajonett sei „die schreckliche Waffe“ (l'arme terrible) der französischen Infanterie; nachdem jedoch die Österreicher, welche die wilden Bajonettangriffe der Franzosen 1864 und 1866 nachahmten, damit den preußischen Zündnadelgewehren gegenüber schlimme Erfahrungen gemacht hatten, werden wir sehen, daß die Franzosen 1870 auf dieselben weise verzichteten, freilich wieder in das andre Extrem einer rein stehenden Verteidigung in den meisten Kämpfen dieses Krieges verfallend. Doch davon später.

Welcher neuen Kämpfe es bedurfte, um Italien zu seiner langersehnten Einheit zu verhelfen, wird im dritten Teile dieses Werkes zu betrachten sein.

Wie ein Triumphator zog Napoleon an der Spitze seines lorbeergeschmückten Heeres in Paris ein. Die Schlachten von Magenta und Solferino waren frische Zweige im Ruhmeskranze der französischen Nation, sie trugen nicht wenig bei, seinen Thron zu befestigen und ihm die Sympathien des für Waffenruhm so empfänglichen Volkes in erhöhtem Maße zuzuwenden. Sardinien mußte aber die französische Hilfe teuer bezahlen; Savoyen, dieses Stammland der Könige von Sardinien, und Nizza, die Geburtsstadt des Patrioten Garibaldi, wurden dem „uneigennützigen“ Bundesgenossen abgetreten.

Wir eilen nun weiter, um die französischen Waffen auf einem minder beschwerlichen Kriegszuge, nämlich im Bündnis mit den Engländern, gegen China, zu begleiten.



In den Takuforts.

## 6. Krieg der Engländer und Franzosen mit China 1856—60. Die Spanier in Marokko.

Wir haben bereits über die Kämpfe der Engländer mit den Chinesen im Jahre 1840 und 1841 in Kürze berichtet und wissen, daß die Engländer durch den Vertrag von Nanking fünf Freihäfen, Kanton, Amoy, Fu-tscheu, Ningpo und Schanghai für ihren uneingeschränkten Handel gewonnen hatten. Die übrigen Nationen folgten diesem Beispiele; Rußland endlich erzwang mit Gewalt die Abtretung eines bedeutenden Gebietes am Amur, so daß das ungeheure „Himmlische Reich der Mitte" wehrlos allen Anforderungen der fremden Mächte sich gegenüber befand, sofern diese Miene machten, mit ihm aus irgend welchem Grunde anzubinden. Der Opiumhandel, welcher den Anlaß zum ersten Kriege gegeben hatte, gab auch dieses Mal wieder den indirekten Grund ab zur Wiedereröffnung der Feindseligkeiten. Die chinesischen Behörden zeigten sich nur äußerlich den Fremden freundlich, der Vizekönig von Kanton nahm sogar eine direkt feindliche Haltung an und verweigerte ihnen in Mißachtung der Verträge den

Zutritt zur Stadt. Dazu kam, daß der Verkauf des schädlichen Opiums, auf dessen Genuß ein chinesischer Kaiser einst die Todesstrafe gesetzt hatte, nach wie vor trotz aller Verbote in schwunghafter Weise betrieben wurde; wurden doch in einem Jahrzehnt an 16 Millionen Pfund dieses wertvollen Handelsartikels aus Indien nach China eingeführt. Die chinesische Regierung griff, als alle Verbote nichts fruchteten, zu strengen Maßregeln; im Jahre 1856 kam es zu einem Konflikt, darin bestehend, daß zwölf englische Matrosen, als der Seeräuberei und des Einschmuggelns von Opium verdächtig, gefangen genommen wurden.

Die Engländer forderten die Herausgabe dieser Matrosen, vom Oberstatthalter von Kanton, Yeh. Der Mandarin gab nach; man gab die Übelthäter frei, aber die Engländer, damit nicht zufrieden, verlangten auch noch, daß sie öffentlich, durch einen besonderen Akt, dem Schiffe wieder zurückgegeben würden. So tief wollte sich der hohe Regierungsbeamte nicht herablassen; außerdem wies er auch entschieden das Verlangen zurück, daß die Gesandten der fremden Mächte die Stadt Kanton selbst betreten dürften. Nun ließ Admiral Seymour Kanton bombardieren, zerstörte die an der Einfahrt liegenden Befestigungen, versenkte eine Anzahl chinesischer Schiffe, segelte die Tigermündung des Flusses Tschu-Kiang hinauf und vernichtete alle dort angelegten festen Plätze. Aus Rache verbrannten die Chinesen dagegen alle englischen Besitzungen in den Hafenplätzen. Auch mit Amerika gerieten die Söhne des „Reiches der Mitte" in arge Händel; sie schossen auf die amerikanische Flagge, und der Kommodore Armstrong antwortete durch ein Bombardement auf die Befestigungen.

Die Rebellion in Ostindien verhinderte England, die nötigen Verstärkungen nach China abzusenden, so daß die Flotte endlich Kanton verlassen mußte. Aus Mangel an Landsoldaten hatte man sich auf den Seekrieg beschränken müssen. Hierdurch allein aber vermochte man den Trotz Yehs nicht zu beugen. Im August 1857 erschien daher eine ansehnliche englische Flotte, welche im Vereine mit einem kleinen französischen Geschwader am 28. Dezember, nachdem alle Versuche zur Beilegung der Differenzen auf friedlichem Wege gescheitert waren, Kanton so erheblich bombardierte, daß sich die Stadt am 29. ergeben mußte. Yeh und viele hohe Offiziere und Beamte wurden Gefangene. 100 Kriegsdschonken wurden weggenommen; auf englischer Seite kommandierte Kontreadmiral Seymour, auf französischer Rigault de Genouilly. Das Frühjahr 1858 verging unter diplomatischen Verhandlungen. Die mit der Flotte in der Petschilibucht befindlichen Gesandten Englands und Frankreichs erklärten, des Harrens müde, am 20. Mai den chinesischen Gesandten, sich direkt nach Peking begeben zu wollen und verlangten zu ihrer Sicherung die Übergabe der Forts zu beiden Seiten der Peihomündung. Die Chinesen weigerten sich; nun warfen die Flotten der Verbündeten an der Mündung jenes Flusses Anker, stürmten die Takuforts, fuhren den Peiho aufwärts und bedrohten Tientsin, den Hafenplatz für Peking. Hier wurde endlich am 27. Juni ein zufriedenstellender Vertrag abgeschlossen, dessen Vollzug spätestens in Jahresfrist zu Peking erfolgen sollte.

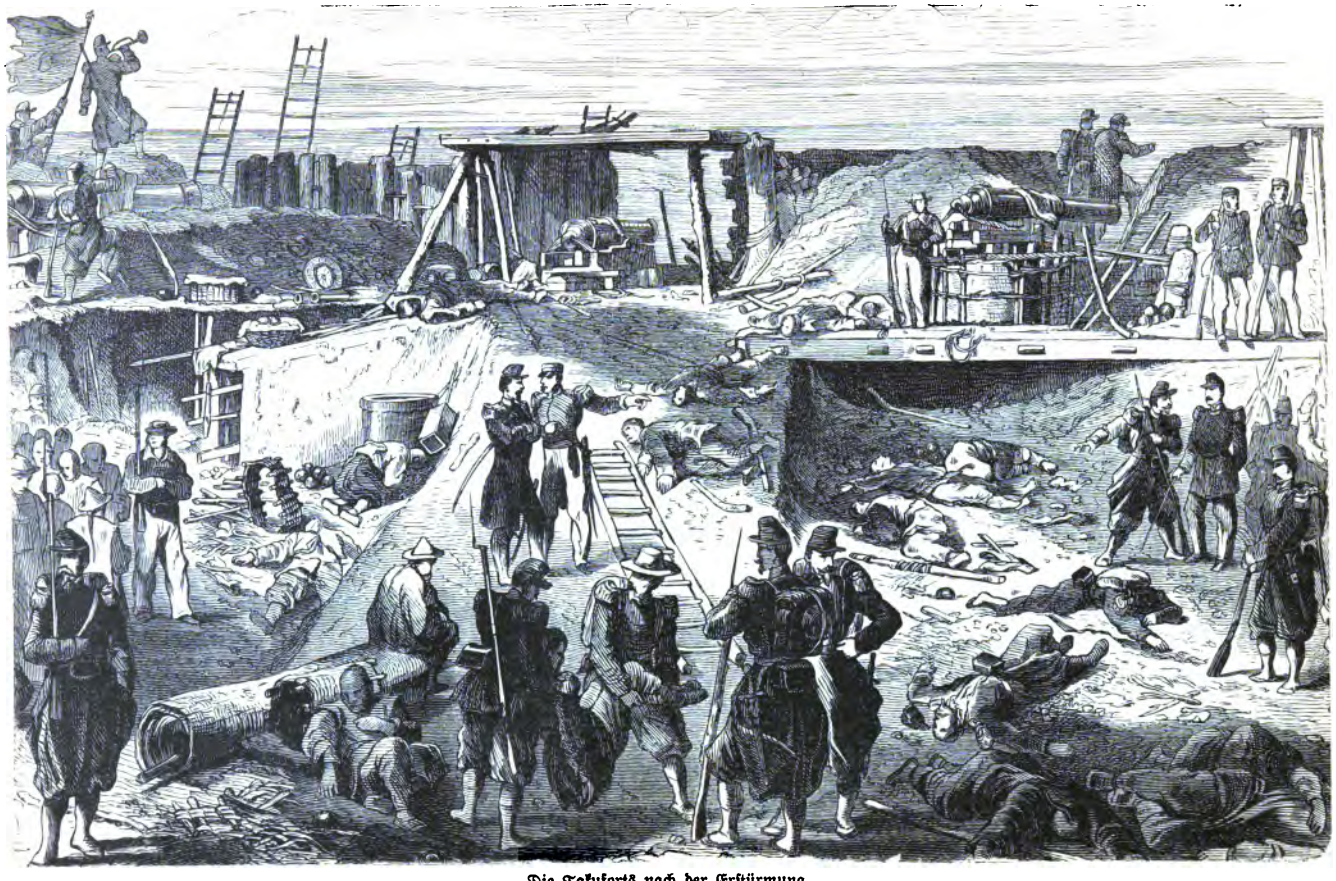
Kaum waren jedoch die europäischen Flotten abgesegelt, als die Chinesen auch schon den Vertrag verletzten und die Ratifikation desselben unter allerlei Vorwänden hinausschoben.

Bombardement von Kanton.

Gleichzeitig waren die Takubefestigungen wieder aufgerichtet worden. Das erschien den Engländern wie offenbarer Hohn, und Admiral Hope griff am 24. Juni 1859 die Takuforts an, wurde aber nach einem blutigen Kampfe mit einem Verluste von 464 Toten und Verwundeten geschlagen. Die durch Ketten und spanische Reiter bewirkten Sperrungen wurden zwar zum Teil durch die Schiffe der Engländer gesprengt, als jedoch die Chinesen aus ihren maskierten Batterien ein plötzliches heftiges Feuer eröffneten, blieb der schwachen Flotte der Alliierten nur der Rückzug nach Schanghai übrig. Frankreich und England durften einen derartigen Schimpf nicht ruhig hinnehmen, da sonst ihr Ansehen in Asien dahin gewesen wäre und Japan leicht dem Beispiele Chinas hätte folgen können. So wurde im November 1859 ein neuer Feldzug beschlossen, bei welchem erheblich größere Kräfte in Aktion traten, da es sich voraussichtlich um die Eroberung der Landeshauptstadt Peking handeln würde. Das französische, etwa 7000 Mann starke Expeditionskorps schiffte sich im November dieses Jahres in Toulon ein; den Oberbefehl übernahm General Montauban; das englische Expeditionskorps unter Sir Hope Grant war größtenteils der ostindischen Armee entnommen und zählte 12000 Mann. Fast alles Material mußte in Hongkong, welche Insel die Engländer besitzen, beschafft werden; die Reit- und Zugpferde wurden, um ihnen den weiten Seetransport, unter dem sie sehr leiden, zu ersparen, meist in Japan angekauft. Die Verbündeten beschlossen, gegen den Golf von Petscheli vorzugehen, wo zwei Küstenplätze zunächst besetzt wurden, um hier die Truppen, welche allmählich eintrafen, zu konzentrieren. Es mußte dabei auch auf die Sicherung Schanghais Rücksicht genommen werden gegen die aufständischen Taipings, welche als Anhänger eines chinesischen „Gegenkaisers" 1853 Nanking erobert und zur Hauptstadt eines eignen, die ganzen südlichen Provinzen umfassenden Rebellenreichs gemacht hatten. Dieselben unternahmen von diesem Zentralpunkte aus Züge nach allen Richtungen, und obwohl sie dem chinesischen Reiche gefährlicher waren als den Verbündeten, so mußten doch auch diese Schanghai und andre bedrohte Plätze mit starken Garnisonen belegen. Anfang August landeten die Verbündeten nordöstlich der Peihomündung. Man wollte die Peihoforts, welche stark befestigt und mit zahlreichen Mandschutruppen besetzt waren, zu Lande von Norden her angreifen, um die Sperrungen an der Flußmündung zu umgehen.

Die Aufgabe war keine leichte. Die Chinesen hatten die Takuforts gut armiert und dazu teilweise die Geschütze verwendet, welche die Engländer in den Kanonenbooten bei der Niederlage am Peiho hatten zurücklassen müssen. Handgranaten, Stinktöpfe und mit ungelöschtem Kalk gefüllte Gefäße empfingen die Stürmenden. Aber am 23. August waren sämtliche Takuforts genommen und damit die Schlappe, welche die Engländer unter Admiral Hope am 24. Juni 1859 erlitten hatten, glänzend wett gemacht. — Die Chinesen hatten sich tapfer gewehrt, obwohl sie den Krieg nicht sonderlich lieben und daher bislang für feig galten.

Nach Einnahme der Takuforts erschienen chinesische Kommissäre nnd bewilligten alle gestellten Forderungen; allein bald zeigte sich, daß sie gar keine Vollmacht dazu gehabt hatten, und so rückten am 9. September 6000 Mann gegen Tungtschao, einer vier Meilen von Peking entfernten Stadt vor.

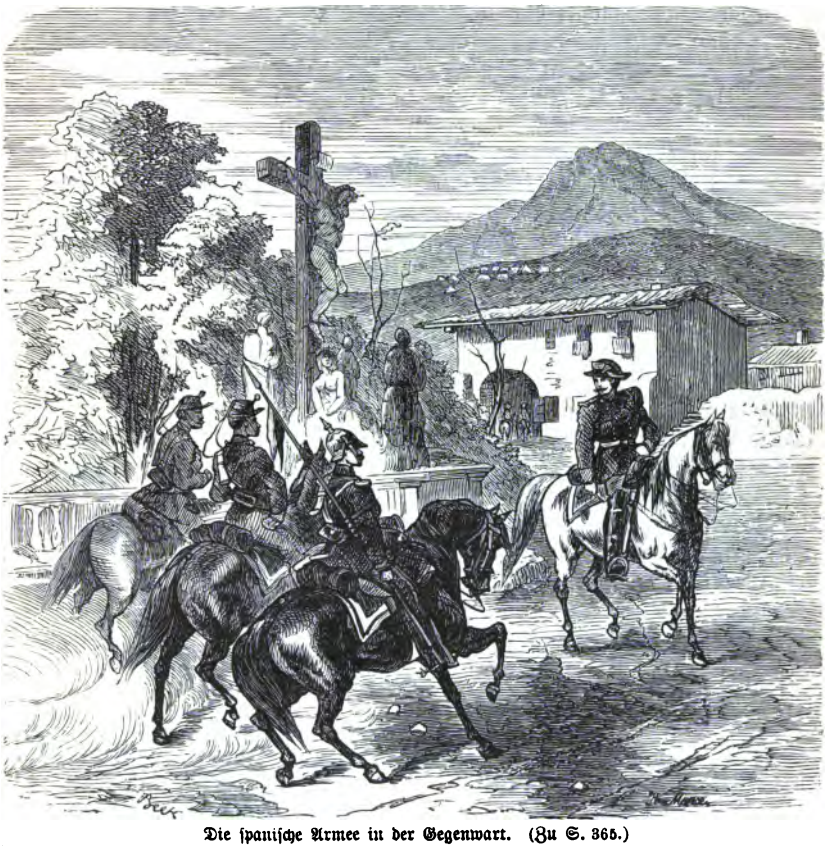


Die Takuforts nach der Erstürmung.

Dort sollten die weiteren Verhandlungen mit der chinesischen Regierung stattfinden. — Zur Einleitung derselben waren englische und französische Offiziere nach Peking geschickt worden. Die meisten derselben fielen jedoch als Opfer schmählichen Verrats, denn auf dem Wege nach Peking wurden sie von Tataren aufgegriffen und vor den chinesischen Oberfeldherrn Sang-ko-li-sin gebracht, der ihnen auf die gröbste Weise erklären ließ, daß er ihre Rechte als Parlamentäre nicht anerkenne. Dann ließ er ihnen die Hände auf den Rücken binden; damit sie die ihm schuldige Ehrfurcht nicht vergäßen, mußten sie vor ihm niederknieen und seine Soldaten drückten ihnen die Köpfe in den morastigen Boden. Unter furchtbaren Entbehrungen, da man ihnen fast keine Nahrung reichte, sowie unter entsetzlichen Qualen dem sengenden Brande der Sonne preisgegeben, wurden sie von einem chinesischen General zum andern geschickt, wo sie in Gesellschaft von Dieben und Mördern, mit Ketten belastet, im Kriminalgefängnis schmachten mußten.

Der Sache mußte ein Ende gemacht werden. Die nach Tungtschao vormarschierende kleine Armee der Alliierten sah sich bald vom Feinde umringt, und es kam zu einem ernstlichen Gefechte. Die französische Reiterei griff die zwischen der Stadt Leost und dem Kanal, welcher Tschang-kia-kuang mit dem Peiho verbindet, aufgestellte Infanterie an. Leost verteidigten 40 chinesische Kanonen, welche zu hoch schossen, während die Artillerie der Alliierten furchtbare Verheerungen in den Reihen der Feinde anrichtete. Mit gefälltem Bajonett eroberten die Franzosen die Geschütze der bezopften Kanoniere und jagten die Besatzung von Leost zur Stadt hinaus, den heranmarschierenden Engländern in die Hände. Zu Hunderten stürzten nun die von zwei Seiten gefaßten Chinesen in den Kanal; 1500 Tote und Verwundete bedeckten die Walstatt. Doch dieser Sieg nützte nichts; der Vormarsch nach Peking ward erst nach der Entscheidungsschlacht von Palikao am 21. September 1860 möglich. Die von Sang-ko-li-sin getroffenen Maßregeln und gewonnenen Stellungen bewiesen, daß man es mit einem begabten Heerführer zu thun hatte. Vor den Alliierten lag das Städtchen Toung-chas wohl befestigt und besetzt; auch der Ort Gua-kaua-jé war von Schanzen geschützt, um einen allenfallsigen Rückzug durch schweres Geschützfeuer seitens der Chinesen zu decken. Zwei kolossale Reiterschwärme, jeder zu 15000 Mann, stürzten sich auf das kleine, nur 6000 Mann starke Häuflein der Europäer. Gewöhnt, die chinesischen Rebellen vor sich her zu jagen, stutzten die tatarischen Reiter, als die festen Karrees der Alliierten unerschrocken standhielten. Vergebens war der tollkühne Mut, womit die Reiter sich auf die lebenden Mauern der Vierecke warfen; sie wankten nicht. Die französische Artillerie fuhr jetzt auf; die englische mit ihren Armstronggeschützen vertrieb die feindliche Reiterei, und die Franzosen stürmten mit dem Bajonett das Städtchen Gua-kaua-jé; General Collineau überschritt den Kanal und verfolgte die Fliehenden. Sang-ko-li-sin hatte seine ganze 50000 Mann starke Streitmacht ins Gefecht gebracht; wenige europäische Regimenter hatten den Angriff von 30000 tatarischen Reitern, der Kerntruppe der Chinesen, abgeschlagen. Die ermüdeten und fast von Munition entblößten Truppen blieben bis zum 5. Oktober bei Palikao, nur noch zwei Meilen von Peking stehen, um ihre Vorräte zu erwarten. Neue Unterhandlungen führten, da die Chinesen die

bei Tungoschat gemachten Gefangenen nicht herausgeben wollten, zu keinem Resultat. Der Anmarsch gegen Peking begann daher am 6. Oktober und führte die Armee zunächst bis in die Nähe des im Nordwesten der Stadt gelegenen Sommerpalastes. Dieser, mit Kostbarkeiten jeder Art, ungeheuren Vorräten an Seide, Silber und Gold gefüllt, wurde von den Franzosen in einer Weise geplündert und ausgeraubt, welche einfach schamlos genannt werden muß und den „Barbaren" einen sehr üblen Begriff der abendländischen „Zivilisation" beigebracht haben muß.



Die spanische Armee in der Gegenwart. (Zu S. 365.)
Husaren. Lanziers. Gendarmen zu Pferde.

Wenige wertvolle Papiere und Bücher der kaiserlichen Bibliothek wurden für das britische Museum gerettet. Um der Barbarei die Krone aufzusetzen, wurde der prächtige Bau, nachdem man alles zerstört hatte und nichts mehr zu rauben war, den Flammen übergeben. Man entschuldigte diesen Vandalismus damit, daß man behauptete, es hätte damit die Auslieferung der Gefangenen erzwungen werden sollen. Einer Aufforderung der Alliierten, ihnen ein Thor der Stadt Peking einzuräumen, leisteten die auf die Stärke ihrer Wälle vertrauenden und

daher die Belagerungsarbeiten mit Verachtung betrachtenden Chinesen zunächst keine Folge, lieferten jedoch die Gefangenen, bezw. deren Leichen aus. Der Kaiser Hien-fung war geflohen und die Feldarmee aus dem Gesichtskreise verschwunden. Am 13. Oktober wurde den Alliierten nach vielen Verhandlungen endlich ein Thor geöffnet, worauf der Einmarsch der Gesandten in Begleitung von 2000 Soldaten erfolgte. Erst durch die Drohung, auch den übrigen Teil der Stadt besetzen und den kaiserlichen Palast in Brand stecken zu wollen, kam endlich die Unterzeichnung des Friedensvertrags zustande, demzufolge den Engländern und Franzosen der Hafen von Tientsin eingeräumt, bedeutende Kriegskosten gezahlt und außerdem die freie Ausübung der christlichen Religion zugesichert wurde.

2000 Europäer hatten es gewagt, eine feindliche Hauptstadt, deren Bevölkerung auf 2 Millionen Menschen geschätzt wird, zu betreten, als Eroberer, als Sieger! Wahrlich, ein großartiger Triumph für die europäische Kriegskunst und Tapferkeit! Die üblen Erfolge des Krieges wurden übrigens für die chinesische Regierung eine Hauptveranlassung, die europäische Heeresbildung, wenigstens äußerlich, nachzuahmen. Wie weit ihnen dies gelungen ist, darüber wird der im dritten Bande zur Darstellung kommende französisch-chinesische Krieg in Tonking, welcher unlängst beendet wurde, Aufschluß geben.

Der französische Befehlshaber Cousin de Montauban, der aus dem abgebrannten Kaiserpalaste kostbare Geschenke nach Paris brachte, erhielt von Napoleon zum Andenken an die Schlachtstätte den Titel eines Grafen von Palikao. Der Kaiser Hien-fung überlebte die Demütigung des „Himmlischen Reiches“ durch eine Truppenmacht von 18000 Mann nicht lange. Er starb im folgenden Jahre, einen unmündigen Sohn hinterlassend, für den sein Oheim, der schon erwähnte Prinz Kong, die Regierung übernahm. Handel und Industrie der Europäer haben seitdem Zugang gefunden zu dem unermeßlichen Reiche, welches anfängt, sich der europäischen Bildung zu erschließen, namentlich nachdem es der chinesischen Regierung gelungen ist, mit englisch-französischer Hilfe den rebellischen Taipings die Stadt Schanghai, den Mittelpunkt des Handels, zu entreißen und sie durch einen wechselvollen dreijährigen Krieg zu vernichten.

Wir wenden uns nun wieder den europäischen Gestaden zu und wollen noch zum Schlusse den Kämpfen der Spanier in Marokko einige Aufmerksamkeit schenken.

**Die Spanier in Marokko.** Spanien war im Laufe dieses Jahrhunderts niemals so recht zur Ruhe und zu geordneten inneren Zuständen gekommen. Den siebenjährigen Bürgerkrieg, welchen die Schilderhebung des Prätendenten Don Karlos zur Folge hatte, haben wir schon geschildert. Mit dem Erlöschen desselben hörten aber die Gegensätze und Parteikämpfe keineswegs auf, unzählige Aufstände, besonders Militärrevolten, sind auch seit dieser Zeit zu verzeichnen; einen wahren Lichtblick in diesem Chaos des Bürgerkriegs, Aufruhrs und der erbitterten Parteikämpfe, zu denen das unglückliche, an einer hochgradigen Selbstüberschätzung leidende Volk verurteilt zu sein scheint, gewährt der kurze, aber für die Spanier ruhmvolle Feldzug gegen Marokko.

Gegen Ende des Jahres 1859 herrschte reges Leben und Treiben in den Hafenstädten Spaniens, welche der marokkanischen Küste gegenüberliegen. Eine Expedition war ausgelaufen, um die wilden und treulosen Bewohner des Riffs zu züchtigen und dem Herrscher von Marokko darzuthun, daß in dem vormals so mächtigen und gefürchteten Lande der Kastilier und Aragoneser der alte Heldengeist noch keineswegs erloschen sei.

Der Krieg, der kurz darauf entbrannte, war ein volkstümlicher; nach langjährigen blutigen häuslichen Wirren ließ endlich wieder ein ansehnlicher Kriegszug nach außen erkennen, daß Spanien sich danach sehnte, einen Moment wiedergewonnener Ruhe dazu zu benutzen, seiner Ehre Genugthuung zu verschaffen und sich für vielfach erlittene nachbarliche Unbill zu rächen.

Spanische Artillerie.

Die Beunruhigungen durch marokkanische Stämme bei den Befestigungsarbeiten vor Ceuta an der nordafrikanischen Küste führten schließlich zur Kriegserklärung Spaniens.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die spanische Streitmacht, deren wir früher nur flüchtig gedacht haben.

Spaniens Heerwesen hatte in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts mannigfache Verbesserungen erfahren. Der heutige Spanier würde, gleich den kriegerischen Scharen, welche Amerika eroberten, zu den ersten Soldaten der Welt zählen, wenn nicht während mehrhundertjähriger Versunkenheit von Land und Leuten der aufs Hohe gerichtete kriegerische Geist eingeschlummert und infolge jahrzehntelanger bürgerlicher Wirren die Bande des Gehorsams und der Disziplin nicht vielfach gelockert worden wären. Denn mit dem leichten Sinne und der Erregbarkeit des Südländers verbindet der Kastilier und Aragoneser

den Ernst, die Entschlossenheit und die nachhaltige Thatkraft des Deutschen. Dabei ist der spanische Soldat äußerst genügsam, wie schon erwähnt wurde. Die Mannszucht im spanischen Heere ist streng; der Verkehr, selbst der Soldaten untereinander, ein fast ausgesucht höflicher. Die in zwei Gliedern stehende Infanterie hat, wie alle spanischen Truppen, doppelte Uniformierung. Der Paradeanzug besteht aus dem Leibrock, mit Litzen verziert, den graublauen oder roten Hosen nach französischem Schnitt und dem Käppi. Jeder Mann trägt Handschuhe. Die Feldbekleidung besteht aus einer der schottischen ähnlichen Mütze, dem rötlichbraunen Poncho, einer sehr bequemen Kutte, einer schwefelgelben Weste, rotwollenen Leibbinden, welche über den Beinkleidern getragen werden. Die Fußbekleidung bilden Sandalen und Gamaschen; ein Mantel oder eine Decke vervollständigt den Anzug. Die Basken und Katalonier behalten ihre Landestracht bei. Das glatte Perkussionsgewehr, dessen sich die Spanier im marokkanischen Feldzuge bedienten, schoß ein großes Kaliber. Die Jäger führten gezogene Gewehre. Nur die Unteroffiziere tragen Säbel, der gemeine Soldat ein dreischneidiges Bajonett in der Scheide.

Die spanische Kavallerie ist nur mit Hengsten beritten, welche in der hohen Reitschule zu Alcala de Henares für den Armeedienst ausgebildet werden. Die andalusischen Pferde sind die beliebtesten. Das Exerzierreglement ist das französische. Man unterscheidet Kürassiere, Lanziers, Jäger und Husaren. In Afrika waren 14 Eskadrons zu 100 Pferden verwendet. Die Geschütze (80 Stück) wurden meist nur von Maultieren gezogen und verteilten sich folgendermaßen: 32 Geschütze Feldartillerie, 12 Geschütze reitende, 30 Geschütze Gebirgsartillerie, sechs Raketengeschütze. Die Geschützrohre waren gezogen, ähnlich den französischen, nach dem System La Hitte.

In Algesiras und Cadiz wurden unter Befehl des General O'Donnell $3\frac{1}{2}$ Armeekorps nebst einer Kavalleriedivision zusammengezogen, im ganzen etwa 35000 Mann mit 2500 Pferden und 72 Geschützen, in 53 Bataillonen, 13 Schwadronen und 16 Batterien. Dieser Streitmacht standen anfangs 40000 Mann, später mehr entgegen. Mit europäischen Truppen kann man das Heer, welches der Sultan von Marokko auf die Beine brachte, nach keiner Richtung hin vergleichen, wenn auch die Berber als Soldaten viele vortreffliche Eigenschaften haben. Der Sultan unterhält ein stehendes Heer, eine Art kaiserlicher Leibgarde, welche im Kriegsfalle durch ein Aufgebot irregulärer Truppen verstärkt wird. Die kaiserliche Leibgarde ist ursprünglich aus Negersklaven errichtet, die im Sudan gekauft und gezwungen wurden, den Islam anzunehmen. Sie sind ihrem kaiserlichen Herrn treu ergeben, haben aber, gleich den Janitscharen in der Türkei, sich oftmals solche Macht angemaßt, daß sie über die Thronfolge entscheiden konnten. Allmählich aber gelang es den Sultanen, ihnen den erlangten Einfluß zu entwinden und sie zu der Stellung blind gehorchender Krieger zurückzudrängen. Die schwarzen Gestalten in den roten Jacken ohne Ärmel, welche durch weite weiße Hemdärmel ersetzt sind, in den bauschigen blauen Kniehosen und den Lederstrümpfen, in den wallenden weißen Mänteln bieten einen seltsamen Anblick. Die Bewaffnung bildet eine lange Flinte (Espingarde), die jeder marokkanische Krieger führt, und das

lange Messer, die Gumia — das sie gewandt und kühn zu gebrauchen wissen. Stolz auf ihre Stellung in der Armee, verkehren sie wenig mit den Askaren oder Linientruppen, die durch Werbung auf Lebenszeit aus allen Stämmen Marokkos sich rekrutieren. Neben den arbeitsamen Berbern treffen wir noch einen Volksstamm, die berüchtigten Bewohner des Riffs, mit denen, wie wir früher erwähnt haben, auch preußische Matrosen schon Kugeln gewechselt haben.

Transport spanischer Gebirgsartillerie durch Maultiere.

Sie sind bekannt wegen ihrer Grausamkeit und Rachsucht, führen den Krieg nicht aus Liebe zu ihrem Vaterlande oder Treue gegen ihren Herrscher, sondern aus Habgier, in Hoffnung reicher Beute. Neben diesen rauheren Stämmen Afrikas spielt eine unbedeutende Figur der weichliche Maure, meist Bewohner der Städte, welcher längst schon die alte Tapferkeit eingebüßt hat, durch die er einst als Eroberer Spaniens sich den Landsleuten des Cid fürchterlich gemacht hat. Ferner verdienen unter den Stämmen Marokkos die Suser Erwähnung, deren kupferbraune Züge und fleischige Gestalt die Verwandtschaft mit dem Neger nicht verleugnen können. Es sind tüchtige Krieger, intelligenter und ehrlicher als die Mauren; sie treiben Bergbau und sind als gute Waffenschmiede berühmt. Dem Kaiser nur tributpflichtig, halten sie jedoch nur insofern zu ihm, als sie in ihm ihr kirchliches Oberhaupt, gleich den Riffern, verehren. Die Juden suchte man vergeblich unter den Kriegern, ebenso die Tuaregs, welche

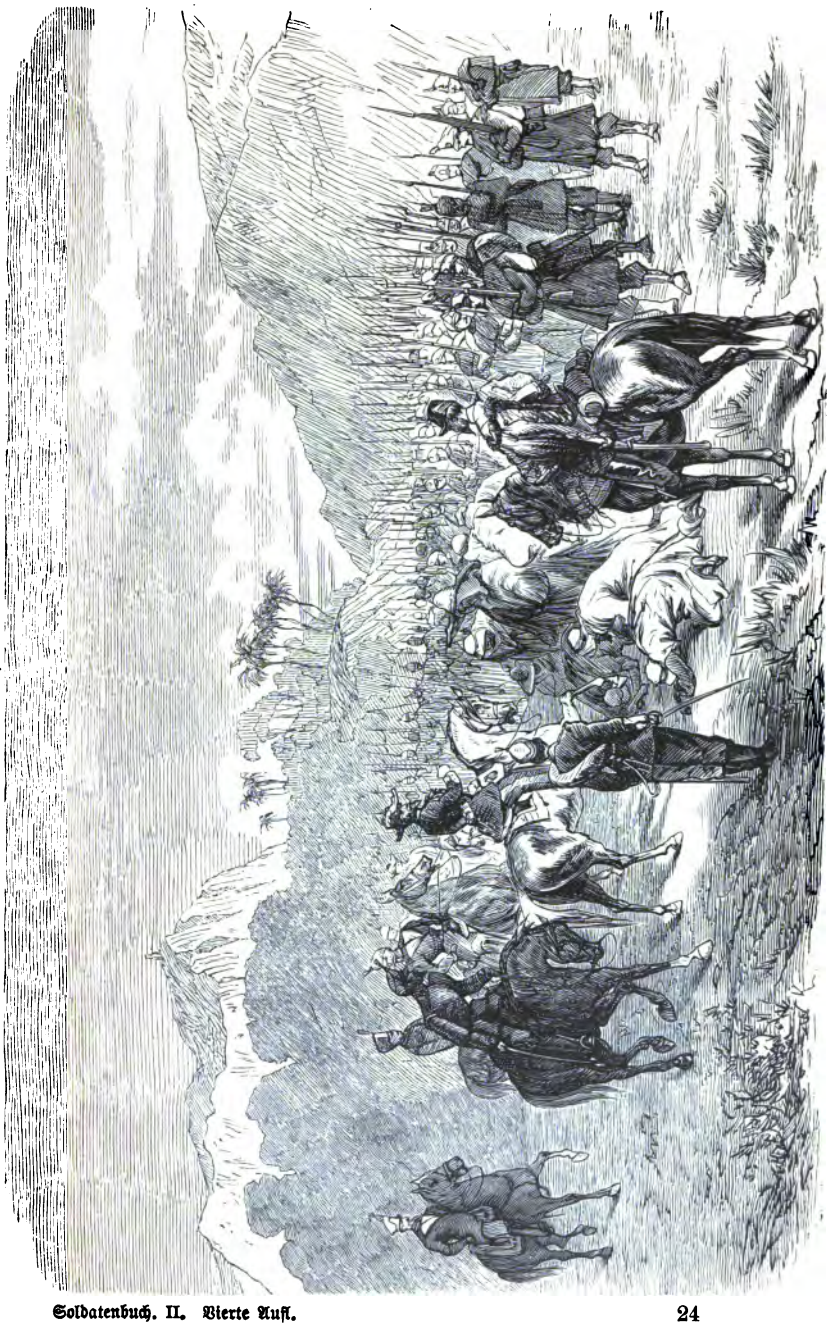
am Kampfe nicht teilnahmen. Alle die vorgenannten Stämme hatten auf Befehl des Kaisers ihre Freiwilligen zur Linientruppe (Askar) gestellt; die Wahl ihrer Kleidung und Bewaffnung, ob beritten oder zu Fuß, blieb ihnen meistenteils freigestellt. Sie trugen weiße Burnusse oder die Tschilabia, einen vorn geschlossenen Kapuzmantel, und den Haik, einen Schal aus Wolle oder Seide. Damit man, im Falle ein Askar desertiert, ihn überall leicht erkennt, wird ihm auf dem Daumen der rechten Hand ein bläuliches Zeichen, einen Dolch, Säbel oder eine Espingarde vorstellend, eingeätzt.

Von dem Bochari und Askar sehr verachtet ist der Machsên, auch Magzêm, eine Art Bürgersoldat, der zu Hause den Wachtdienst übernimmt, wenn die reguläre Armee ausmarschiert. Bei besonders volkstümlichen Kriegen strömen auch die irregulären Truppen (die Ghum) ins Lager. Sie führen Weib und Kind, Hab' und Gut mit sich, erschweren nur die Kriegführung und geben zu Unordnungen aller Art Veranlassung.

Gehen wir nun zu den kriegerischen Ereignissen über, deren Augenzeuge einer der genauesten Kenner der spanischen Armee, der dem Hauptquartier O'Donnells zugeteilte, uns wohl bekannte Goeben (damals in der preußischen Armee bis zum Oberst und Chef des Generalstabs des VIII. Armeekorps emporgestiegen), gewesen ist.

Nach langsamer Aus- und Einschiffung landeten die Spanier am 19. November 1859 bei Ceuta, besetzten die Höhen davor und verschanzten dieselben. Die Regenzeit hatte bereits begonnen, die Flüsse traten aus, so daß es bei den nun folgenden Märschen schwer hielt, Geschütz fortzubringen; es bedurfte der ganzen oft gerühmten Zähigkeit der Spanier und ihrer großen Marschfähigkeit, um diese Schwierigkeiten zu überwinden. Schon am 25. November fand ein Angriff der Marokkaner auf die spanischen Schanzen statt; er wurde, gleichwie noch zwei darauf folgende, blutig zurückgewiesen. Am 12. Dezember lockte General Prim die Marokkaner in einen Hinterhalt und brachte ihnen starke Verluste bei. Neue Angriffe auf die Redouten nahmen besonders die marokkanische Reiterei, deren Taktik sehr an die der stammesverwandten Kabylen in Algier erinnert, stark mit. Die Spanier aber hatten besonders durch das jetzt eintretende schlechte Wetter, Orkane und strömende Regengüsse, zu leiden. Dazu wurden die Reihen des Heeres stark durch die Cholera gelichtet. Am Neujahrstage des Jahres 1860 begann endlich der vom ganzen Heere ersehnte Vormarsch gegen Tetuan.

Am 10. Januar kam es zum Kampfe bei Monte Negron; hier erstritt Prim durch einen verwegenen Reiterangriff an der Spitze zweier Eskadrons Kürassiere den Einzug in das Thal von Tetuan. Nach den siegreichen Gefechten bei Wad-el-Asmir und am Kap Negro vereinigte sich die spanische Armee am 16. Januar mit der in der Nähe des Kaps landenden, aus Spanien gesandten Ersatzdivision von 6000 Mann. Jetzt war die Verbindung mit der Flotte wieder hergestellt. Zu einem Marsche von 6 Leguas ($4\frac{1}{2}$ deutsche Meilen) hatte die spanische Armee, die unter gewöhnlichen Verhältnissen durchschnittlich ohne Anstrengung 10 Leguas ($7\frac{1}{2}$ Meilen) täglich zurücklegt, 16 Tage gebraucht.



Marschall O'Donnell empfängt die sich unterwerfenden marokkanischen Emire.

Erwägt man, daß sie fünf siegreiche Kämpfe während dieser Zeit bestand, so bekommt man einen Begriff von den Schwierigkeiten dieses Marsches, der außer dem unwegsamen Terrain durch furchtbare Stürme Schritt für Schritt streitig gemacht wurde.

Während die Vorbereitungen zur Belagerung von Tetuan die halbe Armee beschäftigten, schlug O'Donnell die Marokkaner bei Alcantara; die katalonischen Freiwilligen verjagten den Feind von dem Turme Dscheleli, und endlich am 4. Februar wurde die Hauptschlacht bei Tetuan geschlagen. Es galt, die verschanzten Lager Mulley-el-Abbas' und seines Bruders Mulley-Achmeds zu erstürmen. Auf einer weiten Ebene, wo kein Strauch, kein Baum sie deckte, mußten die Spanier sich den Schanzen nähern. Kaltblütig marschierten sie gegen die Wälle.

Einnahme von Tanger.

Die Marokkaner, die bisher sich verbargen, da die spanische Artillerie sie lebhaft beschossen hatte, stürzten jetzt vor, feuerten ihre Espingarden ab und griffen zu ihren Messern. Vergeblich! General Prim drang zuerst an der Spitze der Katalonier mit hochgeschwungenem Säbel ins feindliche Lager ein.

Ohne dem bedrängten Bruder beizustehen, der am Turme Dscheleli besiegt wurde, marschierte Mulley auf großem Umwege um die Stadt Tetuan herum und nahm weiter rückwärts Stellung, indem er seine Wut an den Oberhäuptern derjenigen Stämme ausließ, welche zuerst die Flucht ergriffen hatten. Ohne viel Federlesens zu machen, ließ er ihnen den Kopf abhauen. Die Stadt, in welcher die wilden Stämme des Riffs furchtbar gehaust hatten, bat nun O'Donnell um milde Behandlung, wenn er einziehe. Dies erfolgte am 6. Februar und von den Zinnen der heiligen Maurenstadt wehte nun die christliche Fahne. Die Stadt bot einen entsetzlichen Anblick. Alles starrte von Schmutz und Unrat;

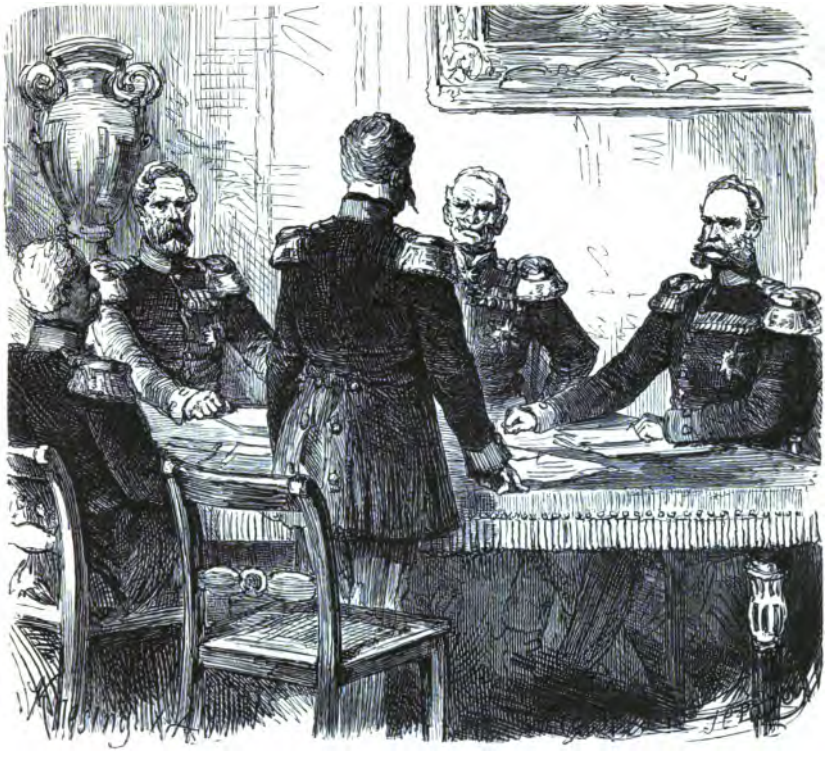
die Thüren der Häuser waren zertrümmert, Leichen von Männern und Weibern lagen auf den Straßen umher. Ein Teil des Reservekorps besetzte Tetuan, Prim bezog ein Lager auf dem Wege nach Tanger, das Hauptkorps unter O'Donnell, den seine dankbare Königin zum Herzog von Tetuan ernannt hatte, an der Ostseite der Stadt.

Die angebotenen Friedensunterhandlungen zerschlugen sich; es kam wieder zu kleineren Gefechten. Der Kommandant der spanischen Festung Melilla ließ sich verleiten, einige umherschweifende Horden anzugreifen, indem er einen wirklich glänzenden und erfolgreichen Ausfall wagte. Aber statt nun die Truppen in die Festung zurückkehren zu lassen, gestattete er, daß sie sich außerhalb Melillas verschanzten.

Das Häuflein, mit Übermacht angegriffen, konnte sich jedoch nicht halten und mußte nach empfindlichen Verlusten in die Festung flüchten. Die Vorpostengefechte und Scharmützel nahmen kein Ende. Um Tanger zu erreichen, mußte endlich zu einem allgemeinen Angriff (23. März) geschritten werden, der unter dem Namen der Schlacht von Wad-el-Räs bekannt ist. Es war die letzte Waffenthat der Spanier; ihr folgte der Friede, welcher Spanien 20 Millionen Duros, ein vergrößertes Gebiet vor Ceuta und einen günstigen Handelsvertrag einbrachte. Der spanische Verlust in diesem kurzen Feldzuge beziffert sich auf 1100 Tote, 5600 Verwundete; dagegen sind 32000 Mann, eine enorme Zahl, von Krankheiten ergriffen worden, denen 2746 Mann, also **mehr** als durch die feindlichen Waffen, erlegen sind.

Das Resultat und die Bedeutung der marokkanischen Expedition darf nicht unterschätzt werden, so unwichtig auch die Vorteile erscheinen mögen, welche Spanien beim Friedensschluß erreichte. Zum erstenmal nach langem Parteihader und politischer Zerfahrenheit erhob sich der nationale Geist in Spanien. Das Selbstbewußtsein des Soldaten gewann; zum erstenmal wieder nach häuslichem langjährigen Streit galt es, die Tapferkeit und Hingebung der spanischen Armee gegen einen äußeren Feind zu beweisen. Der Mohammedaner aber lernte aufs neue erkennen, daß ihm der verachtete Christ an Kraft und Tüchtigkeit bei weitem überlegen sei.

Orientalische und indische Waffen.



Die Reorganisationskommission.
Minister von Roon. General von Manteuffel. General von Wrangel. Der König.

## 7. Die Reorganisation des preußischen Heeres im Jahre 1860. Einiges über Mobilmachung und Kriegsformation. Schlußbetrachtungen.

Zum Schlusse des vorliegenden zweiten Bandes wollen wir die Aufmerksamkeit unsrer Leser auf ein Ereignis lenken, welches wir als ein „epochemachendes" bezeichnet haben (vergl. IV. Abteil. 1. Kap.), da es für die Geschicke unsrer Nation von der weitgreifendsten Bedeutung geworden ist: die Reorganisation des preußischen Heeres im Jahre 1860.

Das politische Ergebnis der Befreiungskriege 1813, 1814, 1815 war für Deutschland bekanntlich ein überaus klägliches; es wird dargestellt durch die Schöpfung des bis zum Jahre 1866 bestandenen Deutschen Bundes, jener unglücklichen Schöpfung der europäischen Diplomatie, welche nicht wollte, daß

Deutschland wieder zu alter Kraft und Herrlichkeit erstehen sollte. Zweck des Bundes war die Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands sowie der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten. Wir erwähnten es schon, wie wenig die Kriegsverfassung des Bundes hierzu befähigt war. Es verstrichen Wochen, Monate und Jahre, bevor eine Sache zur Beschlußfassung in der „Bundesversammlung“ oder im „Bundestagsausschuß in Militärangelegenheiten“ zur Beschlußfassung reif wurde. Es liegt zu Tage, daß ein so organisierter Bund nicht den bescheidensten Anforderungen in bezug auf die Entwickelung der militärischen Einrichtungen im Frieden, viel weniger noch denen an Schnelligkeit und Entschlossenheit des Handelns beim Ausbruch eines Krieges zu genügen im stande war. Den kleinen Staaten galt das Gewicht ihrer Stimme als Maßstab für ihre politische Bedeutung, durch Erhöhung ihrer militärischen Leistungen konnten sie jedoch an jener nur wenig gewinnen, und waren sie hierzu um so weniger geneigt, als ja die starken Heere der beiden deutschen Großmächte, Österreichs und Preußens, ihnen hinlänglichen Schutz gegen das Ausland sicherten. War es doch undenkbar, daß namentlich Preußen, dessen politische Interessen sich mit denen Deutschlands deckten, bei ernster Gefahr nur seine drei zum Bundesheere bestimmten Armeekorps würde marschieren, aber seine übrigen Truppen, andre sechs Korps, unthätig in der Heimat lassen würde; zweifellos würde es bei jedem kriegerischen Anlaß die volle Wucht seines Schwertes in die Wagschale geworfen haben. So glaubte man in den Kleinstaaten auf jede Verstärkung der Wehrkraft verzichten zu können, da man sich ja durch Preußens starken Schild und Schwert gedeckt wußte. Den einzelnen Bundesstaaten war für die Regelung ihres Militärwesens, abgesehen von wenigen allgemeinen Grundsätzen über Stärke und Formation der Kontingente, Deckung des Abgangs im Felde, Bereithaltung von Waffen und Munition u. s. w., vollkommen freie Hand gelassen. Dies ging so weit, daß, obgleich hinsichtlich der Bewaffnung, des Kalibers der Gewehre und Geschütze in jedem Armeekorps Übereinstimmung herrschen sollte, doch die Infanteriemunition des 8., 9. und 10. Bundeskorps im Jahre 1848 sechs verschiedene Geschoßgrößen hatte; die sechspfündigen Kanonenkugeln bei denselben Kontingenten aber deren sogar acht.

Von einigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, fristeten die kleineren Kontingente, deren Stärke meist die eines oder zweier Bataillone nicht überschritt, ein kümmerliches Dasein, dies um so mehr, als den Offizieren dieser kleinen Kontingente bei ihrer geringen Beschäftigung und dem über die Gebühr ausgedehnten Beurlaubtensystem, dem Mangel an größeren militärischen Übungen (Manöver) und bei ihrem Leben in kleinlichen, engherzigen Verhältnissen der echte, militärische Geist durchaus fehlte.

In demselben Maße, als sich die allgemeinen Verkehrsverhältnisse entwickelten, wuchsen aber die Anforderungen an die Schlagfertigkeit der Heere und die Schnelligkeit beim Übergang von der Friedens- zur Kriegsformation; immer fühlbarer traten die Hemmnisse hervor, welche die deutsche Zerrissenheit und Ohnmacht insbesondere der militärischen Entwickelung bereiteten. Durfte man früher hoffen, monatelang sich auf einen Krieg vorbereiten, Mängel beseitigen

zu können, ehe es zu einem kriegerischen Zusammenstoß kam, so war jetzt, nachdem Eisenbahnen gebaut worden waren, Frankreich im stande, mit deren Hilfe starke Heeresmassen an die deutschen Grenzen und mittels seiner mächtigen Flotte Landungskorps an die deutschen Küsten zu werfen, bevor vielleicht der schwerfällige Bundestag sich über die ersten Anordnungen zur Abwehr geeinigt hätte. Was, darf man fragen, wäre geschehen, wo die erste und die letzte Entscheidungsschlacht geschlagen worden, wenn Frankreich 1870 noch das alte Deutschland vor sich gehabt hätte?

Preußischer General, Adjutant und Ordonnanz nach der neuen Uniformierung.

Vergeblich suchte Preußen am Bundestage auf Verbesserungen des Kriegswesens zu wirken, nicht einmal zu gemeinsamen Maßregeln für die Küstenverteidigung konnte man sich entschließen. Weigerte unter anderm doch Hannover sich hartnäckig, dem Bau einer Eisenbahn durch sein Gebiet nach dem Jadegebiete, wo der neue Kriegshafen der preußischen Flotte gebaut wurde, seine Zustimmung zu geben!

Aber die Sicherheit Deutschlands und Preußens forderte gebieterisch eine durchgreifende Änderung der Verhältnisse zum Bessern, andernfalls konnte eine

Katastrophe gar nicht ausbleiben. Mochte dieselbe von Osten, Westen, Süden oder Norden über Deutschland hereinbrechen, auf alle Fälle mußte dem preußischen Schwerte die Rettung zufallen. Preußen erkannte rechtzeitig seinen Beruf und bereitete sich auf Erfüllung desselben vor.

In Preußen hatte man nicht nur ein offenes Auge für die schweren Mängel der Wehrverfassung des Deutschen Reiches, sondern man erkannte auch, daß die eigne Heeresorganisation mit der Zeit nicht fortgeschritten war und den erhöhten Anforderungen an Stärke und Schlagfertigkeit, entsprechend den veränderten Verkehrsverhältnissen, nicht mehr genügte.

Die preußische Feldarmee bis zum Jahre 1859 bestand aus einem Garde- und acht Provinzialarmeekorps. Jedes Armeekorps hatte 24 Infanteriebataillone und ein Jägerbataillon zu 1000 Mann, vier Kavallerieregimenter zu 600 Mann, zwölf Batterien zu acht Geschützen, eine Pionierabteilung mit Pontonkolonne sowie die erforderlichen Trains. Demnach zählte die mobile preußische Feldarmee etwa 310000 Streitbare, d. h. etwa $1_{,7}$ Prozent der Bevölkerung des ganzen Staates von 18 Millionen. Rechnet man hinzu noch acht Reserveinfanterieregimenter, ferner die Ersatzbataillone, -Eskadrons, -Batterien, 116 Landwehrbataillone zweiten Aufgebots, Festungsbesatzungen u. s. w., so erreichte die gesamte Kriegsmacht Preußens die Stärke von 545000 Streitbaren, gleich 3 Prozent der Bevölkerung. Dieser Kriegsstärke des Heeres stand eine Friedensstärke von nur 141000 Mann (einschließlich Offiziere), also etwa $^3/_4$ Prozent der Bevölkerung gegenüber; von dieser Zahl müssen etwa 25—30000 Offiziere und Unteroffiziere in Abzug gebracht werden, so daß etwa 115000 Mann Dienstpflichtiger sich bei den Fahnen befanden; um das Heer auf Kriegsstärke zu bringen, bedurfte es demnach einer sehr großen Zahl von Reserven und Landwehrleuten; man konnte sie, wie in den Jahren nach 1806, nur dadurch erreichen, daß man die Dienstpflichtigen nur so kurze Zeit als möglich bei den Fahnen behielt, um sie nach flüchtiger Ausbildung zu entlassen, andern Platz machend. So kam es denn, daß die meisten Dienstpflichtigen kaum zwei Jahre, die sogenannten „Landwehrrekruten" sogar nur wenige Wochen gedient hatten.

Alle Sachverständigen, an deren Spitze unser erhabener Kaiser, damals noch Prinz von Preußen, erkannten längst, daß die mangelhafte Ausbildung nicht ausreiche, die Mannschaften noch fernere 17 Urlaubsjahre nach ihrer Entlassung kriegsbrauchbar zu erhalten. Das Wenige, was sie gelernt hatten, vergaßen sie im Laufe weniger Jahre wieder, und wenn sie bei ausbrechendem Kriege eingezogen wurden, fanden sie an den Rekruten des Friedensstammes auch keinen festen Halt. Zudem bestand die volle Hälfte der ganzen Feldarmee aus Landwehrregimentern, deren Friedensstämme nur wenige Offiziere und Unteroffiziere, gar keine Mannschaften bildeten. Es fehlte den Landwehrbataillonen also noch viel mehr am festen Halte, wenn sie versammelt wurden; sie hätten einen solchen erst nach längerem Zusammensein gewinnen können. Zu derartiger zeitraubender Gewöhnung läßt es aber die neuere Kriegführung mit ihrer Benutzung der Dampfkraft und des Telegraphen gar nicht kommen.

Preußiſche Huſaren und Jäger auf Vorpoſten (1855). Zeichnung von A. Beck.

Bedenkt man ferner, daß sich die Bevölkerung des Staates von 10 Millionen im Jahre 1815 bis auf 18 Millionen im Jahre 1859 vermehrt hatte, demgemäß auch die Einnahmen des Staates entsprechend gestiegen waren, daß bei den wenigen Regimentern des stehenden Heeres es gar nicht möglich war, alle Dienstpflichtigen zur Ableistung ihrer Dienstpflicht wirklich heranzuziehen, die „allgemeine Wehrpflicht" demnach nur auf dem Papiere stand, so haben wir hiermit die Gründe dargelegt, welche insgesamt den Anlaß gaben, an unsre Heeresorganisation die bessernde Hand zu legen, zur Reorganisation des Heeres zu schreiten.

Preußische Kavallerie aus dem Jahre 1852.
Garde du Korps. Gardekürassiere, links Dragoner.

Die erwähnten großen Mängel, denen wir noch die mangelhafte Regelung des Ersatzwesens im Kriege sowie die gänzlich fehlende Ausbildung des zahlreichen Trainpersonals hinzufügen müssen, waren schon in den Mobilmachungen der Jahre 1848, 1849, besonders aber 1850 in empfindlicher Weise zu Tage getreten. Man suchte die militärische Schwäche, so gut es ging, nach außen zu verbergen, aber die Politik war gelähmt durch das Gefühl der Unsicherheit und Schwäche unsrer Heereseinrichtungen. Dies ist ein Hauptgrund, weshalb Preußen und Deutschland in dem Jahrzehnt von 1850—60 eine so überaus unbedeutende

Rolle in dem Rate der Völker gespielt hat und Gefahr lief, seine Stellung als europäische Großmacht gänzlich zu verlieren. „Ist es doch unter dem Schutze der Kriegskunst, daß alle andern Künste blühen, und in einem Lande, wie das unsrige, gilt der Staat so viel, als ihn die Waffen schützen. Wenn man jemals die Armee versäumte, so würde es um dieses Land geschehen sein.“ — Diese Worte unsres großen Preußenkönigs, Friedrichs des Einzigen, waren, wie es scheint, aus dem Gedächtnis der Nation verschwunden, nicht aber aus demjenigen der Leiter ihrer Geschicke. Preußen bedurfte zur Erfüllung der Aufgaben, welche seiner harrten, eines starken, so geschulten, so organisierten Heeres, daß dasselbe unmittelbar nach beschlossenem Kriege mit Hilfe der Eisenbahnen schlagfertig an den entscheidenden Punkten vereinigt werden konnte. Die Ereignisse des Jahres 1859 bewiesen dies; so trat nach der Niederlage Österreichs an Preußen die Pflicht heran, unverzüglich zur Reform seines eignen Heerwesens zu schreiten.

Es galt zunächst, die Zahl der Regimenter zu vermehren, um mehr Mannschaften bei längerer Dienstzeit ausbilden zu können, also die Friedensstärke des Heeres zu erhöhen; damit war denn auch die Möglichkeit gegeben, die älteren Jahrgänge der Dienstpflichtigen, unter stärkerer Heranziehung der jüngeren Altersklassen, aus dem Dienstverhältnis zu entlassen; es wurde demnach möglich, die Landwehr ersten Aufgebots, welche bisher die Hälfte der Feldarmee ausmachte, ihrer Bestimmung, als Reservetruppe und zur Verteidigung des heimischen Landes, wiederzugeben und sie aus der mobilen Feldarmee auszuscheiden, die Landwehr zweiten Aufgebots aber, welche die ältesten Leute, vom 32. bis 40. Lebensjahre, umfaßte, wurde völlig aufgehoben. Auf diese Weise verjüngte sich der ganze Heereskörper um volle acht Jahre, da in Zukunft die Verpflichtung zum Dienste in der Feldarmee mit dem 27., zum Dienste in der Landwehr mit dem 32. (früher 40.) Lebensjahre ablaufen sollte.

Die Heeresverfassung, wie sie bis 1859 bestanden, war, wie wir wissen, das Erzeugnis einer großen und bewegten Zeit zu Anfang dieses Jahrhunderts. Preußen dankte ihr seine Wiedergeburt nach schwerer Zeit der Demütigung und der Leiden; besonderer Gunst erfreute sich die Landwehr, als eines echten Kindes jener Zeit, deren Begeisterung noch in den Herzen von alt und jung lebte. Wenige Einsichtige hatten zwar die Mängel der Einrichtung längst erkannt, aber traten mit dieser Erkenntnis nicht hervor, um das Ansehen des vom Auslande immer noch gefürchteten preußischen Heerwesens nicht zu untergraben. So war denn die vom damaligen Prinzregenten unter Mitwirkung seiner erprobten militärischen Ratgeber, besonders des verstorbenen Kriegsministers von Roon, durchgeführte Reorganisation des Heeres eine rettende That von höchster Bedeutung. Heute wird sie ja auch längst von allen Patrioten als eine solche erkannt. Der Dank für dieselbe gebührt, wie gesagt, in erster Linie dem weisen, ruhmreichen Herrscher, dessen Haupt nunmehr die deutsche Kaiserkrone ziert, Wilhelm dem Siegreichen; sie ist „sein eigenstes Werk“, wie er dies wiederholt gesagt hat. Die Geschichte aber hat die Pflicht, dies bei jedem Anlaß zu betonen; das heranwachsende Geschlecht aber möge sich

dessen bewußt werden, und diesem Zwecke mögen auch die vorstehenden wenigen Zeilen dienen.

Durch die Reorganisation des Heeres wurde die Friedensstärke desselben auf etwa 200000 Mann gebracht, die Zahl der Infanterie- und Jägerbataillone des stehenden Heeres von 136 auf 253, die der Eskadrons von 152 auf 200, der Batterien (jetzt zu sechs Geschützen statt acht) von 108 auf 135 vermehrt. Neun Festungsartillerieabteilungen wurden in ebenso viele Regimenter zu je zwei Abteilungen umgeformt, die neun Pionierabteilungen zu Bataillonen erweitert und neun Trainbataillone zu regelmäßiger Ausbildung der Trainmannschaften neu geschaffen. Die neu errichteten Linientruppen traten im Kriegsfalle völlig an die Stelle der Landwehr ersten Aufgebots.

Pontontrain.

Dank dieser Reorganisation konnte Preußen 1866 in erster Linie eine Feldarmee von 325000 Mann mit 864 Geschützen ins Feld stellen, außerdem aber 68000 Mann Reservetruppen und Landwehr mit 144 Geschützen mobil machen und der Feldarmee folgen lassen, während doch noch 114000 Mann Ersatztruppen und 98000 Besatzungstruppen im Lande zurückblieben. Die Gesamtstärke der aufgestellten Kriegsmacht belief sich hiernach auf 605000 Streitbare (Kombattanten), übertraf also die Kriegsstärke, welche die preußische Armee vor der Reorganisation haben sollte, noch um 60000 Mann. Wie viel aber die Armee an innerem Werte und kriegerischer Tüchtigkeit gewonnen hatte, darüber belehren uns die Ereignisse der Jahre 1864 und 1866 zur Genüge. Wie sich die Armee nach dem letztgenannten Jahre weiter entwickelte, wie aus der preußischen Kriegsverfassung die „Kriegsverfassung des Deutschen Reiches“ wurde, wird später zu erörtern sein.

Wie unser Heer im Frieden formiert, wie im besonderen ein Armeekorps, welches eine Armee im kleinen darstellt, zusammengesetzt ist, das weiß in

unserm Lande der allgemeinen Wehrpflicht schon jeder Rekrut. Wir wollen uns deshalb darauf beschränken, zum Schluß noch einiges über die Kriegsformation des Heeres und Schlachtordnung desselben beizubringen.

Der Übergang des Heeres von der Friedens- zur Kriegsformation geschieht durch eine Thätigkeit, welche man Mobilmachung zu nennen pflegt. Das Verfahren dabei, namentlich aber die Vorbereitung derselben wird naturgemäß geheim gehalten. Wir können deshalb nur einige der wichtigeren Thätigkeiten, welche damit verbunden sind, in allgemeinen Umrissen hier schildern.

Jeder Krieg entspringt aus politischen Verwickelungen, welche als letztes Mittel (ultima ratio regum) mit dem Schwerte gelöst werden müssen. Sobald man dies als eine unausbleibliche Notwendigkeit erkannt hat, bereitet man sich zum Beginne des Krieges vor. Man macht die Regimenter, deren Friedensstärke sehr viel geringer ist als die Kriegsstärke, durch Einziehung von Reserven vollzählig, versieht sie mit der Feldausrüstung, zu der auch zahlreiche Fahrzeuge und Pferde gehören, vereinigt sie in Brigaden, Divisionen, Armeekorps und Armeen. Die Grenzfestungen werden in Verteidigungszustand gesetzt (armiert), Waffen, Munition, Lebensmittel und Ausrüstungsgegenstände jeder Art, welche stets bereit gehalten werden in den Zeughäusern und Depots, werden ausgegeben, die für den Kriegsfall vorhergesehenen Behörden und Truppenteile, namentlich Ersatz- und Besatzungstruppen, neu formiert. Alle diese verschiedenen Maßregeln sind auf das genaueste planmäßig vorbereitet, damit jeder Zeitverlust vermieden werde. Von welcher Bedeutung hierbei die Eisenbahnen und Telegraphen sind, haben wir schon früher gesehen. Je schneller und leichter der Übergang von der Friedens- zur Kriegsformation vor sich geht, desto besser ist die Wehrverfassung, für welche demnach die Mobilmachung den Prüfstein bildet. Mit Beendigung der Mobilmachung tritt also die Kriegsformation in Kraft. Die Gliederung des Heeres findet nach Eintritt derselben ihren Ausdruck in der sogenannten „Ordre de bataille“, das heißt die allgemeine Einteilung der Truppen, aus welcher dieselben ihre Zusammengehörigkeit für die Dauer eines Feldzugs ersehen können, sofern nicht besondere Verhältnisse eine vorübergehende oder dauernde Änderung nötig machen. Demgemäß zählt ein deutsches Armeekorps im Kriege sechs Hauptbestandteile: 1) zwei Infanteriedivisionen, 2) eine Kavalleriebrigade oder Division, 3) die Korpsartillerie, 4) die Trains, 5) die Administrationen.

Eine Infanteriedivision zählt durchschnittlich 12 oder 13 Bataillone, ein leichtes Kavallerieregiment, vier Batterien zu sechs Geschützen, eine oder zwei Pionierkompanien mit leichtem Feldbrückentrain oder der Schanzzeugkolonne, endlich ein Sanitätsdetachement.

Die Kavalleriebrigade zählt, wenn sie nicht abkommandiert ist zur Bildung selbständiger Kavalleriedivisionen, zwei oder drei Regimenter, also acht bis zwölf Eskadrons, denen eine reitende Batterie zugeteilt ist.

Die Korpsartillerie zählt sechs Batterien; ihr zugeteilt werden die Munitionskolonnen, Pontonkolonnen und ein Sanitätsdetachement.

Die Trains bestehen aus fünf Proviantkolonnen, drei Sanitätsdetachements, der Feldbäckerei, dem Pferdedepot und den Fuhrparkskolonnen.

Unter Administrationen endlich versteht man erstlich die Behörden, welche die Verwaltung des Heeres in bezug auf Löhnung, Unterkunft und Verpflegung zur Aufgabe haben (Intendantur), ferner die Feldpost; die Auditeure, denen die Rechtspflege obliegt, die Feldgeistlichkeit und schließlich zwölf Feldlazarette, jedes zu 200 Betten.

Aus dieser „Ordre de bataille“ ergibt sich dann später, wenn es zu den Operationen kommt, die Marschordnung der Truppen und die spezielle Truppeneinteilung für das Gefecht in Avantgarde (Vorhut), Gros und Reserve.

Weshalb die Armeekorps und Divisionen in der angegebenen Weise formiert werden und wie sich die verschiedenen Waffengattungen im Gefecht vorbereitend und helfend die Hand reichen sollen, lehrt die Taktik, d. h. Gefechtslehre. Wir wollen der Wirksamkeit der drei Waffen nur in wenigen Worten näher treten.

Beim Vormarsch der Armee bemerken wir zunächst eine Avantgarde aller Waffen, und zwar an der Spitze, auch im schwierigen Terrain, allemal Kavallerie. Diese ist das Ohr und Auge des Feldherrn; sie soll vor Beginn des Gefechts den Feind aufsuchen, seine Stärke, Stellung, Absicht in Erfahrung bringen, also den Sicherheits- und Aufklärungsdienst betreiben. Im Gefecht soll sie gelegentlich einen von der Infanterie errungenen Erfolg ausnützen, schnell an einer bedrohten Stelle eingreifen, schließlich aber den Feind verfolgen, also den Sieg ausbeuten, Gefangene machen, den geschlagenen Feind auseinander sprengen. — Die Infanterie ist, schon ihrer Zahl nach, die Hauptwaffe jedes neueren Heeres, weil sie in jeder Lokalität, zu jeder Tageszeit gebraucht werden kann, durchaus selbständig mithin ist. Das Gros der Divisionen besteht demnach aus Infanterie, welche das Gefecht durchführt und auch entscheidet. Aber die Feuerkraft der Infanterie ist doch nur eine begrenzte; ihre Geschosse wirken weder so kräftig, noch tragen sie so weit, wie die der Artillerie, der dritten Waffe, der Hauptfeuerwaffe des Heeres, welche namentlich berufen ist, die Infanterie zu unterstützen, ihre Erfolge vorzubereiten. Die Artillerie soll also den Kampf schon auf Entfernungen eröffnen, wo es der Infanterie noch unmöglich ist, soll dieser mit ihrer gewaltigen Zerstörungskraft die Bahn brechen; in der Verteidigung soll sie die Kraft des Angreifers schon auf weite Entfernung brechen, also wiederum der Infanterie vorarbeiten, schließlich im Unglücksfalle den Rückzug durch ihr Feuer decken.

Es geht daraus hervor, daß eine jede Waffengattung ihrer Eigentümlichkeit und Bewaffnung entsprechend nur zu ganz bestimmten Zwecken im Gefecht gebraucht werden kann.

Kommt es zum Kampfe, so beeilt man sich, nachdem die Kavallerie das Terrain und den Feind aufgeklärt hat, eine starke Artillerie ins Feuer zu bringen. Sie fährt auf günstig gelegenen, überhöhenden Punkten auf und deckt durch ihr auf 2000—3000 Schritte vom Feinde eröffnetes Feuer die Entwickelung der Infanterie oder deren Aufmarsch. Dann tritt diese in den Kampf, unterstützt von der Artillerie. Der Kampf dreht sich neuerdings meistens um die Behauptung oder Eroberung von Örtlichkeiten (Häuser, Dörfer, Wälder, Höhen), bei welcher die Artillerie ganz unentbehrlich ist; bei solcher

Gelegenheit wird sie auch in Massen verwendet, zu welchem Zwecke die den Divisionen beigegebenen vier Batterien erforderlichen Falls durch die sechs der Korpsartillerie verstärkt werden. Ihr Feuer konzentriert sich dann auf den Gegner, um denselben zu zerschmettern und die Gefechtsarbeit der Infanterie zu erleichtern. Während des Gefechts hält die Kavallerie meist hinter der Gefechtslinie, auf den Augenblick lauernd, der ihr vielleicht Gelegenheit geben könne, regimenter- oder eskadronweise einzugreifen. Zuweilen auch treten ganze Kavalleriemassen auf, um eine errungene Entscheidung zu vervollständigen, den Sieg zu vollenden, oder aber eine drohende Niederlage abzuwenden, indem sie der eignen geschlagenen oder weichenden Infanterie schleunig zur Hilfe eilt, ja sogar sich für diese opfert, wie bei Mars la Tour 1870.

Ist der Feind geschlagen, so brechen die bereit gehaltenen Kavallerie- und Artilleriemassen zur Verfolgung vor. Die durch den Kampf meist stark erschöpfte und aufgelöste Infanterie wird hierzu in der Regel nicht befähigt sein. Sie ordnet sich und folgt dann, falls sich der Feind noch einmal festsetzen sollte. Im Falle eines Rückzugs werden sich wiederum Artillerie und Kavallerie dem heftig nachdrängenden Feinde entgegenwerfen und sich für die der Erholung bedürftige Infanterie opfern. Man sieht, daß die drei Waffengattungen in treuer Waffenbrüderschaft zu einander stehen, sich unterstützen müssen, wenn man auf den Erfolg rechnen will. Man spricht deshalb von einer Taktik der verbundenen Waffen als besonders charakteristisch für die Gefechte der Neuzeit.

Daß aber weder Zahl, noch Geschicklichkeit der Truppen, noch aber ihre bessere Bewaffnung allein den Sieg an unsre Fahnen fesseln werden, daß es vielmehr und in erster Linie dazu der sogenannten moralischen Faktoren bedarf, nämlich der todesverachtenden Tapferkeit und Hingebung, der Manneszucht, welche zu gehorchen weiß, auch wenn der Befehl dem besseren Wissen zu widersprechen scheint, des ungebrochenen Mutes und der unerschütterlichen Treue, auch wenn Mißerfolge eintreten und die Wage des wechselnden Schlachtenglücks zu gunsten des Feindes sich zu neigen scheint, dies wollen wir zum Schlusse noch einmal und ausdrücklich betonen.

„Zaget nicht, droht euch Gefahr, umringen euch mächtige Feinde,
Denn auch dem Tode mit Ruh' blicket ins Auge der Held!"

---

Wir sind am Ende unsrer Betrachtungen über die „Welt in Waffen", deren dritter Band dem Leser vor allem die erst durch unsre bewährten Heereseinrichtungen möglich gewordenen deutschen Einigungskriege vorführen wird.

Eins vornehmlich wird der geneigte Leser aus der kriegerischen Vergangenheit, namentlich aus unsrer ruhm- und ehrenreichen preußischen und deutschen Geschichte entnehmen können: daß kriegerische Ereignisse, Zustände und Persönlichkeiten auf den Entwickelungsgang der Völker von jeher den weitgreifendsten Einfluß geübt haben. Mit der Blüte und dem Verfall des Kriegswesens geht Blüte und Verfall der Staaten, mit dem Schwinden der kriegerischen auch das der bürgerlichen Tugenden Hand in Hand. Diese Lehre ist so alt wie die Geschichte.

---

Ende des zweiten Bandes.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig und Berlin.

# Historische Erzählungen für Jugend und Volk.

Aus dem dreizehnten Jahrhundert.

**Kaiser, König und Papst.** Historische Erzählung aus der Periode der großen Kämpfe zwischen weltlicher und geistlicher Macht während der Hohenstaufen-Zeit. Von **Richard Roth.** Mit Einleitung und Schlußwort von Franz Otto. Zweite verbesserte Auflage. Mit 150 Text-Abbildungen und vier Tonbildern. Geheftet ℳ 5 50. Elegant gebunden ℳ 6. 50.

Aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert.

**Der Waffenschmied von Frankfurt.** Historische Erzählung in kulturgeschichtlichen Schilderungen aus der Zeit des falschen Waldemar. Von **Rudolf Volkmar.** Zweite Ausgabe. Mit 60 Text-Abbildungen, vier Tonbildern 2c. Elegant gebunden ℳ 5.

**Der Burggraf und sein Schildknappe.** Lebensbilder aus der Zeit des ersten Kurfürsten v. Brandenburg. Von **A. Roth.** Zweite verbesserte Auflage. Mit 70 Text-Abbildungen und buntem Titelbilde. Geheftet ℳ 4. 50. Elegant gebunden ℳ 5. 50.

**Die feindlichen Brüder.** Erzählung aus Bayerns Geschichte im fünfzehnten Jahrhundert. Für Jugend und Volk erzählt von **Hermann Hirschfeld.** Mit 40 Text-Abbildungen u. Titelbild. Geh. ℳ 4. 50. Eleg. gebunden ℳ 6.

Aus der Zeit des Großen Kurfürsten.

**Der alte Derfflinger und sein Dragoner.** Lebensbilder aus den Tagen der Franzosenkriege von Rathenow, Fehrbellin und Stettin. Historische Erzählung für Volk und Heer, insbesondere für die vaterländische Jugend bearbeitet von **Georg Hiltl.** Dritte Auflage. Mit 160 Text-Abbildungen, Tonbildern und buntem Titelbilde. Geheftet ℳ 6. Elegant gebunden ℳ 7.

Feldherr und Volksheld.

**Prinz Eugen, der edle Ritter,** und sein allezeit bereiter Wachtmeister. Historische Erzählung für Jugend und Volk, vornehmlich aus der Zeit der französischen und der Türkenkriege sowie des spanischen Erbfolgekrieges. Von **Wilhelm Wägner** und **Joh. Wägner.** Mit 110 Text-Abbildungen und Titelbild. Geheftet ℳ 6. Elegant gebunden ℳ 7. 50.

Aus dem Tabakskollegium und der Zopfzeit.

**Wie man vor hundertundfünfzig Jahren lebte und es trieb.** Historische Erzählung aus der Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. von Preußen. Von **Franz Otto.** Dritte verbesserte Auflage. Mit 85 Text-Abbildungen, zahlreichen Ton- u. Buntbildern. Geheftet ℳ 4. 50. Elegant gebunden ℳ 5. 50.

Aus der Zeit des Alten Fritz.

**Der große König und sein Rekrut.** Lebensbilder aus dem Siebenjährigen Kriege. Von **Franz Otto.** Siebente verbesserte Auflage. Mit 85 Text-Abbildungen, Bunt- und Tonbildern. Geheftet ℳ 5. Elegant gebunden ℳ 6.

Der Alte aus dem Busch.

**Hans Joachim von Zieten und seine Braven.** Lebensbilder aus dem Kriegs- und Husarenleben der Zeit des großen Königs. Historische Erzählung für Jugend und Volk. Von **Ferdinand Pflug.** Mit 60 Text-Abbildungen und einem Titelbilde nach Zeichnungen von Richard Knötel u. a. Geheftet ℳ 5. Elegant gebunden ℳ 6.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig und Berlin.

# Historische Erzählungen für Jugend und Volk.

Aus der Zeit der Befreiungskriege.

## Der Marschall Vorwärts und sein getreuer Pfeifenmeister.

Historische Erzählung in Schilderungen und Lebensbildern aus Blüchers Leben und der Zeit der Befreiungskriege. Unter Zugrundelegung einer Erzählung von Oskar Höcker herausgegeben durch Franz Otto. Zweite Ausgabe. Mit 180 Text-Abbildungen und einem bunten Titelbilde. Nach Zeichnungen von A. Beck, H. Lüders u. a. Geheftet ℳ 7. 50. Eleg. gebunden ℳ 8. 50.

Aus Moltkes Leben.

## Unterm Halbmonde.

Historische Erzählung aus der Zeit der Wanderjahre eines deutschen Kriegshelden während seines Aufenthalts im Osmanischen Reiche. Der vaterländischen Jugend und dem deutschen Volke erzählt von Oskar Höcker. Zweite vermehrte Auflage. Mit 118 Text-Abbildungen und einem Buntbilde. Geheftet ℳ 4. Elegant gebunden ℳ 5.

Vor hundert Jahren.

## Tambour und General.

Erzählung aus der Geschichte des amerikanischen Freiheitskampfes. Auf Grundlage der Werke von L. Rousselet, Fr. Kapp, William C. Bryant und Sydney H. Gay nebst anderen bearbeitet von Dr. Karl Hoppe. Mit 160 Text-Abbildungen und einem Titelbilde. Geheftet ℳ 6. Elegant gebunden ℳ 7.

# Illustrirte patriotische Gedenkbücher.

## Preußens Geschichte in Wort und Bild.

Mit besonderer Rücksicht auf die Entwickelung von Kultur, Sitte und Geistesleben in Deutschland. Ein Handbuch für alle. Von Ferd. Schmidt. Dritte sehr verbesserte Auflage. Mit gegen 700 Text-Abbildungen, zahlreichen Tonbildern, Bildnissen und Faksimiles von Namensunterschriften, Karten 2c. Nach Zeichnungen von Ludwig Burger u. a. Drei Bände. Geheftet ℳ 25. Elegant in Halbfranz gebunden ℳ 31.

(Auch in 51 Heften à 50 Pf. sowie in 6 Halbbänden [I.—V. à ℳ 4, VI. ℳ 5] zu beziehen.)

## Kaiser Wilhelm, der Wiederhersteller des Deutschen Reiches,

und seine Zeit. Von Ferd. Schmidt und Franz Otto. Zweite, bis zum Frieden von Berlin fortgeführte Auflage. Mit 350 Text-Abbildungen und 12 Tonbildern nach Zeichnungen von A. Beck, L. Burger, H. Lüders, F. W. Heine 2c. und dem Porträt des Kaisers in Stahlstich.

Pracht-Ausgabe in zwei Bänden. Geheftet ℳ 14. Höchst elegant gebunden ℳ 20.

Wohlfeile Volks-Ausgabe. Zwei Abteilungen in einen Band gebunden ℳ 10.

## Unser Kaiser.

Ein Lebensbild des Kaisers Wilhelm. Von Franz Otto. Mit Porträt des Kaisers und über 40 Text-Abbildungen. Elegant geheftet 60 Pf.

Größere Ausgabe mit Porträt und 43 Text-Abbildungen. Elegant kartonirt ℳ 1. 50.

## Fürst Bismarck, der deutsche Reichskanzler.

Ein Zeit- und Lebensbild von Fedor von Köppen. Mit 160 Text-Abbildungen, acht Tonbildern von H. Lüders, L. Burger u. a. und dem Porträt des Fürsten Bismarck in Stahlstich. Zweite vervollständigte Ausgabe. Geheftet ℳ 12. Höchst elegant gebunden ℳ 15.

## Unser Bismarck.

Leben und Schaffen des deutschen Reichskanzlers Fürst Otto von Bismarck in kurzgefaßter Entwickelung dem deutschen Volke vorgeführt von Dr. Max Lange. Mit einem Porträt und 30 Text-Abbildungen. Elegant geheftet 60 Pf.

Interessant für jeden Reichsbürger.

## Die deutsche Kaiserstadt Berlin.

Stadtgeschichten, Sehens- und Wissenswertes aus der Reichshauptstadt und deren Umgebung. Von Ernst Friedel, Stadtrath von Berlin und Dirigent des märkischen Provinzialmuseums. Mit 110 Text-Abbildungen, drei Tonbildern, einer Ansicht und einem Plane Berlins. Geheftet ℳ 3. Elegant kartonirt ℳ 4.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.